OXENSTIERNA.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Gustav Adolf

und

der dreißigjährige Krieg.

Von

Ludwig Flathe,

außerordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

Mit Abbildungen nach guten Originalien.

Vierter Band.

Dresden, 1842.

Eduard Pietzsch & Comp.

Viertes Kapitel.

Also waren die Schwierigkeiten beinahe unermeßlich, welche dem König von Schweden entgegenstanden, wenn er daran dachte nicht allein den Protestantismus im deutschen Reiche zu retten, sondern auch ein neues Reich aufzubauen und sich auf den Thron desselben zu erhöhen. Aber sein starker Geist schien vor allen Schwierigkeiten, die sich zeigen mochten, nicht zu erschrecken. Im Gefühle seiner Kraft und seines Geistes trat er ihnen entgegen. Noch an dem Ende des Jahres 1631 scheuete er sich nicht, einen neuen Feind, der ihm entgegentreten wollte, kühn zu bekämpfen. Wie die Schweden sich dem Rheinstrome naheten, hatte Anselm Casimir, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, sich hülfeflehend an die Spanier gewendet. Zweitausend Spanier unter Philipp de Sylva waren in Stadt und Festung Mainz aufgenommen worden. Spanische Truppen lagerten damals auch in der untern Pfalz. Da in den Niederlanden, in der Nähe des Nieder-Rheins der Kampf zwischen Spanien und der Republik von Nord-Niederland noch immer fortdauerte, konnten sich spanische Truppen leicht dem Rhein-Strom entlang ausdehnen. Gustav Adolf war mit Spanien nicht in Krieg. Wenn aber spanische Truppen ihm in Deutschland entgegenzutreten wagten, so war er

entschlossen sie hinauszutreiben, der großen spanischen Monarchie offene Feindschaft nicht achtend. Er wußte, daß sie durch den niederländischen Krieg doch schon zu sehr beschäftiget sei, um ihn bei seinen Unternehmungen in Deutschland eben viel hemmen zu können.

Er war entschlossen, nicht allein die Spanier, sondern überhaupt jedem, der ihm entgegenträte, mit seinen guten Waffen Trotz zu bieten. In Frankfurt am Main kam Georg von Hessen=Darmstadt, der zu dem Kaiser hielt, zum König und redete von einer Friedens=Vermittelung, die er veranstalten wollte, wenn Schweden dazu geneigt sei. Aber der König wußte wohl, daß Ferdinand II. nicht einmal zu einem solchen Frieden geneigt sei, der den Protestanten Ordnung, Gesetzlichkeit, Ruhe und Sicherheit verbürge, daß er höchstens einen Frieden bewilligen werde, der ihn in den Stand setze, bald wieder auf seine früheren Entwürfe zurückkommen zu können. Schon aus diesem Grunde wieß er die Darmstädter Friedens=Vermittelung ganz zurück. „Er gedenke nicht, die Fürsten und Stände, die sich an ihn angeschlossen, der Rache Ferdinands II. auszusetzen, die sicher über sie kommen werde, wenn er Frieden schließe und nach Schweden zurückkehre." Aber nicht dieser Grund allein, der allerdings schon an sich selbst gewichtig genug war, bewog den König jede Friedens=Vermittelung abzuweisen. Es kam auch noch ein anderer hinzu, der in seinen Gedanken und Entwürfen auf das Reich lag. Es mußte ja der Krieg gegen Ferdinand II. bis auf das Aeußerste fortgesetzt werden, es mußte Schweden mächtig und gewaltig in dem ganzen Reiche dastehen, wenn es zu einer neuen Kaiser=Wahl kommen sollte. Georg von Hessen=Darmstadt konnte weiter nichts als Neutralität für sich und sein Land erwirken, da er nicht, wie die andern, offen gegen den

Kaiser die Waffen ergreifen wollte. Sachsen-Weimar dagegen, Würtemberg und Baden-Durlach schlossen um diese Zeit ihre Bündnisse mit dem König ab. In Franken, Schwaben, am Rhein, in Niedersachsen kamen überhaupt alle protestantische Fürsten und Stände in Bewegung. Allenthalben ertönte die Werbetrommel, allenthalben ward gerüstet. Immer siehet man dabei, daß die kleinern Fürsten und Stände sich mit mehr Eifer als die größern in die Arme des Königs werfen. Die kleinern hoffen emporzukommen und zu gewinnen, wenn das Reich durch den Schweden ein anderes wird, die größern fürchten eher das kraftvollere Kaiserthum, das in dem kriegerischen Gustav Adolf entstehen zu wollen scheint, als daß sie es hoffen und ersehnen. Mit jedem Reichsstande, der sich meldet, schließt Gustav Adolf jetzo ein besonderes Bündniß ab. Diese verschiedenen Bündnisse sollten sich später, wie Oxenstierna versichert, in einen großen, allgemeinen Bund auflösen, und der große, allgemeine Bund wohl die unmittelbare Vorbereitung für das neue Kaiserthum sein.

In der strengsten Winterkälte brach Gustav Adolf am 11. Decbr. 1631 von Frankfurt am Main auf. Vier Tage darauf fingen die Truppen an, über den Rheinstrom zu setzen. Der Kurfürst war aus Mainz nach Köln entwichen. Sylva, der Spanier, hatte erst geprahlt, daß er sich lieber unter den Trümmern von Mainz begraben würde, als die Stadt den Schweden übergeben. Der hohe Muth verging ihm aber sehr bald. Schon am 23. Decbr. capitulirt Sylva gegen freien Abzug. An beiden Ufern des Rheines dehnen sich nun die Schweden immer weiter aus. Oppenheim, Worms und Speier fallen ebenfalls und schon sind die Moselgegenden von den Schweden bedroht. Bernhard von Weimar treibt die Spanier aus der untern Pfalz. Mannheim und Heidelberg werden

ihnen entrissen. Die Spanier kämpfen zwar nicht ohne Muth, aber weder mit Glück, noch mit Geschick. Tilly ist während dieser Bewegungen der Schweden zwar wieder aus der Ober-Pfalz aufgebrochen und bis Nördlingen vorgedrungen. Aber er vermeidet jedes ernste Zusammentreffen mit dem schwedisch-protestantischen Heere. Gustav Adolf aber schließt am Ende des Jahres noch Bündnisse mit Ulm und Straßburg, erläßt auch eine Verordnung für die Sicherheit des Frankfurter Handels während des Krieges.

In der Strenge des Winters können die kriegerischen Unternehmungen nicht rasch fortgetrieben werden. Aber während derselben bereiten sich die wichtigen Ereignisse der Zukunft vor. Ein gewaltiger Kampf stand dem König bevor, da der Kurfürst von Sachsen den Auftrag, die kaiserlichen Erblande zu zerrütten, daß Ferdinand II. sich nicht wieder erholen, nicht ein neues Heer aufstellen könnte, so wenig ausgeführt hat. Kaiser Ferdinand II. mußte, wenn er nicht untergehen wollte, alle seine Mittel und Kräfte in Bewegung setzen. Bis zum Verlust der Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig war Gustav Adolf ihm nicht so gefährlich erschienen, daß er gemeint, er müsse sich zu einer großen Anstrengung erheben. Bald darauf aber war von ihm erkannt worden, daß es einer solchen bedürfe nicht allein um die alten Entwürfe festhalten zu können, sondern selbst um eigener Rettung willen. Denn je länger die Zeit verlief, desto deutlicher trat es hervor, daß es Gustav Adolf wohl auf noch etwas mehr als auf die Rettung des Protestantismus in Deutschland möchte abgesehen haben. Nun wurden neue Steuern in des Kaisers Landen ausgeschrieben, von dem Adel und der Kirche Beiträge zu den Kriegskosten begehrt, Rüstungen und Werbungen angestellt, von Spanien, von Pabst Urban VIII., von den kleinen italieni-

schen Mächten Hülfe begehrt. Es wollte indessen mit den kaiserlichen Rüstungen nicht recht vorwärts gehen, die fremde Hülfe war fern und die Cassen Ferdinands II. tief erschöpft. Ohne Geld aber waren Soldaten damals nicht zu haben.

Unter diesen Umständen war es wohl sehr natürlich, daß der Kaiser auf den Gedanken kam, sich wieder durch Wallenstein zu helfen, so wie er sich schon einmal durch denselben geholfen hatte. Sicher und gewiß waren es weder große Feldherrntalente, noch große Treue, welche Ferdinands II. Auge wieder auf Wallenstein zogen. Die Feldherrntalente hatte Wallenstein bis jetzt ebenso wenig erwiesen als eine große Treue. Er war während seines ersten Feldherrnamtes mehr für sich als für den Kaiser besorgt gewesen, er hatte Ferdinand II. genöthiget, ihm Mecklenburg zu überlassen, das derselbe lieber für sich selbst behalten. Die unermeßlichen Reichthümer aber, welche Wallenstein besaß, waren es, die des Kaisers Blicke wieder auf ihn wendeten. Durch diese konnte schnell wieder ein großes Heer auf die Beine gebracht werden. Wallensteins Name stand auch sonst noch bei den wilden Söldnerbanden dieser Zeit in hohem Ansehn. Wie fürstlich hatte er nicht die Obersten, wie reich die Offiziere, freilich nie aus seiner Casse, belohnt, wie hatte er doch jede wilde Lust den Soldaten gestattet! Ferdinand II., schon geneigt, Wallenstein wieder an sich zu ziehen, berief seinen Rath. Es ward demselben nur die Frage vorgelegt, ob es räthlich sei oder nicht, Wallenstein wieder mit dem General-Commando zu bekleiden. Der Kaiser hatte seine Gründe, nicht sogleich mit dem, was er beabsichtigte, ganz hervorzutreten. Wallenstein sollte nicht allein das Commando über das bereits vorhandene Heer, das freilich ziemlich unbedeutend war, führen, er sollte auch und ganz besonders aus seinen eigenen Mitteln eine große Streitkraft zusam-

menbringen, durch welche sich Ferdinand II. wieder auf die Höhe willkührlicher Gewalt zu stellen gedachte, die er vor dem Regensburger Tage innegehabt. Damit war Vielen selbst in des Kaisers Rathe, selbst in seinen nächsten Umgebungen, nicht gedient. Sie fürchteten diese Alles zertretende, Alles zertrümmerte Gewalt, von welcher endlich sie auch selbst könnten verschlungen werden. Darum scheint Ferdinand II. verschwiegen zu haben, was er hauptsächlich wünschte und begehrte. Es erhuben sich aber doch viele Stimmen im kaiserlichen Rathe gegen Wallenstein. Sie erklärten es für gefährlich, denselben Mann wieder einzusetzen, den man erst vor kurzem abgesetzt habe. Er werde sich deshalb rächen, wenn er wieder zum Besitz der Gewalt gelange. Die Kurfürsten, die Wallensteins Entfernung so sehr betrieben, würden erschrecken, wenn er wieder eingesetzt werde, eine neue Spaltung würde sich zwischen ihnen und dem Kaiser erheben. Sie riethen den Heerbefehl lieber dem kaiserlichen Sohne, dem jungen König von Ungarn, aufzutragen, der schon kriegerische Eigenschaften entwickeln würde. Ferdinand II. achtet diese Rathschläge nicht und wendet sich lieber zu denen, die Wallenstein zu nehmen, wenn man ihn nur wieder haben könne, mit Eifer rathen.

Es handelt sich weniger um einen Feldherrn als um ein Heer. Der Kaiser hat jetzo kaum zehntausend Mann zusammen. Nimmt Wallenstein das Commando an, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß er nicht über eine so armselige Macht wird Feldherr sein wollen. Er wird seine Schätze eröffnen, er wird seine Verbindungen benutzen, um sich wieder ein Heer zu bilden, so furchtbar wie jenes, das er vor dem Regensburger Tage gehabt. Und ein solches Heer braucht Ferdinand II., wenn er sich retten, wenn er seine Entwürfe, die er im Stillen immer fort gehegt, dereinst noch soll hinausführen können.

Es war um die Zeit, da die Sachsen in Böhmen eingedrungen, als dem Fürsten von Friedland durch Questenberg die erste Eröffnung wegen Wieder-Uebernahme des Commandos gemacht ward. Wallenstein wird eingeladen, nach Wien zu kommen, wo die näheren Besprechungen Statt finden sollen. Indessen wird dem Fürsten dabei zu verstehen gegeben, daß er nur unter oder doch neben dem jungen König von Ungarn das General-Commando führen solle. Diesen Gedanken an ein Doppel-Commando hat der Kaiser aufgefaßt, um den Sorgen, die ihm Wallenstein früher gemacht, nicht noch einmal zu verfallen. Als alleiniger Feldherr hat Wallenstein geschaltet und gewaltet, wie er wollte, weniger nach des Kaisers als nach seinen eigenen Entwürfen gefragt. Ferdinand II. will diesesmal auf der einen Seite den Fürsten von Friedland benutzen, auf der anderen ihm die Hände binden, indem er den eigenen Sohn als Mitbefehlshaber aufzustellen gedenkt.

Wallenstein aber hat auch seine besonderen Entwürfe eben so gut wie der Kaiser die seinigen. Sich für den Kaiser zu opfern, nichts weiter als ein General zu sein, der nach dem Frieden wieder bei Seite geschoben werden kann, ist er nicht gemeint. Einst hat er Ferdinand II. in den Stand gesetzt, dem Reiche auf den Kopf treten zu können, er hat Mecklenburg dafür empfangen, aber es nicht zu behaupten vermocht. Der Kaiser hat nichts gethan, um den Fürsten von Friedland im Besitz von Mecklenburg zu erhalten, der Kaiser hat ihn vor dem Drängen der Liga auf dem Regensburger Tage fallen lassen. Wallenstein ist nicht gesonnen, sich zum zweitenmale für den Kaiser in Bewegung zu setzen und am Ende leer auszugehen. Das getheilte Commando, welches zuerst angeboten wird, behagt ihm gar nicht. Er muß allein Herr, unbedingter Herr des Heeres sein, damit er sich frei bewegen und nicht

allein des Kaisers Entwürfe, sondern auch die seinigen verfolgen kann. Bald wird sich offenbaren, worin diese bestehen. Daher ward zuerst von ihm geantwortet, daß er mit gutem Gewissen ein so hohes Amt nicht annehmen könne; zu sehr leide er am Podagra, zu sehr sei seine Gesundheit geschwächt. Wallenstein kannte zu genau die von Tag zu Tag steigende Verlegenheit Ferdinands II., um nicht mit aller Sicherheit zu erwarten, daß man weiter in ihn dringen würde. Bei dem hohen, sehr hohen Preise, den er auf seine Dienstleistungen zu setzen gesonnen, durfte er große Bereitwilligkeit nicht zeigen. Wer sich theuer zu verkaufen gesonnen ist, darf dem Käufer nicht eben bereitwillig entgegenkommen.

Wallenstein wünschte, daß die Noth und die Verlegenheit Ferdinands II. steigen möchten. Und so kam es auch. Die Schweden griffen nun in dem Reiche immer weiter und weiter um sich, die Sachsen bemeisterten sich Böhmens, jeder neue Tag brachte eine neue, trübe Botschaft nach Wien. Man konnte es sich dort nicht verhehlen, daß der Kaiserthron Ferdinands II. gewaltig zu wanken beginne. Also kamen bald neue Boten und neue Bitten an Wallenstein. Um den Kaiser näher zu sein, hatte sich derselbe gegen den Ausgang des Jahres 1631 nach Znaim in Mähren begeben, wodurch er dem Hofe zu verstehen gab, sein Podagra sei es nicht, das ihn hindere; die Bedingungen müßten andere werden, dann werde er sie schon hören. Ferdinand II. sah sich genöthiget, abzustehen von seiner ersten Anforderung, daß sein Sohn, der König von Ungarn, mitbefehligen sollte. Dieses Nachgeben scheint dem Kaiser schwer genug geworden zu sein. Erst am Anfange des Jahres 1632 bestimmt er sich dazu. Die Unterhandlungen mit Wallenstein werden von dieser Zeit an durch den Fürsten von Fürstenberg betrieben.

Der Fürst von Friedland benimmt sich mit dem höchsten Maße von Schlauheit und Berechnung. Aufgefordert, gebeten, ja angefleht, von Ferdinand II. selbst angefleht, das kaiserliche Haus, den Katholicismus zu retten, erbietet er sich endlich dem Kaiser ein Heer von 30 bis 40,000 Streitern zusammenzubringen, es zu ordnen und bis zum Monat März die Obsicht darüber zu führen. Das Commando aber könne er nicht übernehmen, auch das Heer nicht gegen den Feind führen, deshalb auch den Titel eines Generals nicht annehmen. Bis zum Märzmonat möge der Kaiser für einen Feldherrn des Heeres Sorge tragen. In seiner Verlegenheit und um bei der immer steigenden Noth und Gefahr nur etwas zu haben, das Hoffnung für die Zukunft biete, sieht sich der Kaiser genöthiget, dieses Anerbieten anzunehmen. Er weiß sehr wohl, daß hinter der anscheinenden Großmuth und Aufopferung Wallensteins, der ein Heer zusammenzubringen verspricht, aber Feldherr desselben nicht sein will, irgend eine große, irgend eine ungeheure Anforderung verborgen liegt. Der Kaiser hat weder Geld die Kosten der ersten Aufstellung dieses Heeres zu bestreiten, noch wird er im Stande sein den Sold für die erste Zeit und so lange zu zahlen, bis das Heer wird wieder in fremdes Land hinausgeführt werden können, wo es dann, wie früher, von Contributionen, von Requisitionen, von Plünderung und Raub leben und sich bereichern wird. Die Obersten, die Offiziere, die Soldaten, Alles wird nur im Vertrauen auf Wallenstein kommen und im Vertrauen auf ihn bleiben. Der ist der Mann, welcher zahlen wird und welcher zahlen kann. Käme, nachdem Friedland das Heer zusammengebracht hat, ein Anderer an das Ober-Commando, Niemand wird Vertrauen haben, daß er zahlen könne und das Heer, welches nicht Vaterlandsliebe, nicht Religions-Eifer, nicht Waffenruhm

und nicht Ehre, welches nur das Geld und die Aussicht auf künftige Plünderungen zusammengerufen, wird eben so schnell als es gekommen, sich wieder auflösen.

Daß es so kommen wird, muß der Kaiser sich selbst sagen. Es kann keinem andern als dem Fürsten von Friedland das Commando auftragen. Friedland weiß das eben so genau, als der Kaiser selbst, daß Niemand anders als er dieses Heer wird zusammenhalten können. Ferdinand II. weiß es auch, daß Wallenstein es weiß. Wenn er sich daher doch weigert, das Commando zu übernehmen, so versteht es sich von selbst, daß es keine ernstliche Weigerung ist, daß sie nur angestellt wird, um Ferdinand II. die höchsten und schwersten Bedingungen abzudrängen. Wie sehr der Kaiser Friedland als alleinigen Feldherrn fürchtet, das gehet ja deutlich genug aus den Versuchen hervor, die er erst macht, seinen Sohn wenigstens als Mit-Feldherrn aufzustellen. Aber der Kaiser darf an die Gefahr, die ihm Wallenstein als alleiniger und unbedingter Feldherr in Zukunft selbst drohen möchte, nicht mehr denken. Die schwersten Bedingungen, die er vorlegen wird, werden müssen genommen, bewilliget werden. Die Noth ist so groß; der Kaiserthron wankt, selbst der Besitz der Erbländer ist gefährdet. Schon sind die Sachsen in Böhmen, und wenn Gustav Adolf am Rheinstrome fertig geworden, wenn er die entkräftete Liga vollends niedergeworfen, wird er nicht auch in die kaiserlichen Erblande kommen und, wenn er gekommen, werden dann die so entsetzlich behandelten Protestanten Böhmens, Mährens, Oestreichs und Steiermarks es sein, die ihr Blut und ihr Leben für den Kaiser einsetzen werden! Ferdinand II. ohne Geld, um selbst Söldnerscharen zu bezahlen, ohne Vertrauen zu seinen Unterthanen hat nur noch eine Hoffnung, die Hoffnung auf die wilden Banden, welche Wal-

lensteins Gold zusammenzaubern kann. Daher muß Wallensteins Anerbieten wohl angenommen werden.

Wallenstein lößte nun in wenigen Wochen einen guten Theil seines Versprechens. Er öffnete seine Säckel; Verbindungen mit den Obersten, die früher unter seinen Fahnen gedient, waren leicht wieder angeknüpft. Von allen Seiten strömten raublustige Banden, an denen Deutschland in diesen wilden Zeiten einen unseligen Reichthum aufzuweisen hatte, zusammen. Weder für die erste Aufrichtung der Regimenter, noch für den ersten Sold konnte der Kaiser etwas zahlen. Wallenstein zahlte allein, von Wallenstein allein erwarteten Obersten, Soldaten und Offiziere das Weitere, nicht vom Kaiser, oder von sonst Jemanden. An dem Gelde und an nichts weiter war diesen Scharen sammt ihren Häuptern und Führern gelegen. Wer zahlte, der hatte sie, wer nicht zahlte, wer nicht zahlen zu können schien, der hatte sie nicht. Wallenstein stand bei ihnen im größten Ansehn, denn sie wußten von ihm, daß er zahlen konnte. Er stand bei ihnen ferner auch deshalb im größten Ansehn, weil sie ihn kannten, weil sie wußten und erwarteten, daß unter seiner Anführung das Reich ihnen wieder zu Raub und Plünderung würde überlassen werden.

Im Monat März endet der Termin, den Wallenstein gesetzt hat. Dem Kaiser bangt gewaltig vor demselben. Was soll mit dem Heere, auf dem nun alle Hoffnung stehet, werden, wenn Wallenstein wieder geht! Es wird dann wohl auch auseinander gehn. Noch ehe der Termin ablief, scheint Wallenstein daher mehreremals von Ferdinand II. dringend aufgefordert worden zu sein, doch die Bedingungen, unter denen er das General-Commando annehmen wolle, herauszusagen. Es war nun einmal nicht anders; sie mußten angenommen

werden, mochten sie sein, wie sie wollten. Wallenstein aber zögerte von einem Tage zum andern, nicht weil er das General-Commando nicht gewollt, sondern weil er die Noth und die Verlegenheit des Kaisers immer höher wollte steigen lassen, damit er sich allen Bedingungen ohne Weiteres fügen müsse.

So kam der Monat April 1632 heran, bis zu dem Wallenstein sich hatte bewegen lassen, die Obsicht über das Heer zu behalten. In der That ward nun auch Ferdinands II. Noth und Verlegenheit von Augenblick zu Augenblick größer. Denn es war Gustav Adolf bereits in Schwaben und im Begriff in Baiern einzudringen. Bald mußte der Kaiser mit ihm zusammenstoßen und was wird er ihm, wenn das Wallensteinsche Heer etwa nicht mehr da ist, entgegenzusetzen haben! Zwar hat der Kaiser auch selbstständige Werbungen, besonders im eigentlichen Oestreich, veranstalten lassen, aber seine Hoffnung muß doch vorzüglich auf dem Wallensteinschen Heere stehen. Auch der neue Fürst von Siebenbürgen Rácógcy rüstete sich zu derselben Zeit, um in des Kaisers Staaten einzubrechen und türkische Scharen hatten seine Macht verstärkt. Es mußte von dieser Seite noch als ein großes Glück angesehen werden, daß die Türken und ihr Reich nicht mehr in der Furchtbarkeit bestand, die es noch im vorigen Jahrhundert gehabt, und daß der tyrannische Murad IV., der 1623 den Thron bestiegen, den Zuständen Europas geringe Aufmerksamkeit widmete und seine Waffen eben rückwärts nach Asien, gegen die Perser, gerichtet hatte.

Aber Ferdinand II. war doch in einer Lage, die, wenn Wallenstein ihn verließ, von der Verzweifelung nicht mehr weit entfernt war. Diesen Augenblick benutzt Wallenstein, um endlich, nachdem er sich viel und lange darum hat bitten lassen, mit den Bedingungen, unter denen er das General-Commando

annehmen will, hervorzutreten. Es war am 15. April 1632, daß er seine Forderungen eingab und er mag dem Kaiser dabei gleich zu verstehen gegeben haben, daß von ihnen nichts abgedungen und abgehandelt werden könnte. Wallenstein betrachtet sich, indem er seine Bedingungen vorlegt, nicht sowohl als Fürsten von Friedland, der dem Kaiser unterthan, sondern vielmehr als Herzog von Mecklenburg und als freien Fürsten des Reiches, was er denn auch ist, freilich nur dann, wenn die Rechtmäßigkeit seiner Belehnung mit jenem Herzogthume nicht bestritten wird. Der Kaiser ist es aber nicht, der sie bestreiten kann, da sie von ihm selbst ausgegangen. Dem Kaiser gegenüber war Wallenstein wirklich Herzog von Mecklenburg. Als freier Fürst des Reiches also legt er Ferdinand II. eine aus zehn Puncten bestehende „Capitulation", einen Tractat, der zwischen zwei einander fast Gleichstehenden frei geschlossen wird, vor und konnte einen solchen vorlegen.

Der Inhalt nun jener zehn Puncte hat zwei Haupt-Theile. Der eine betrifft die Stellung und die Macht Wallensteins als Führer und Feldhauptmann des Heeres, der andere die Belohnungen, die ihm für seine Dienste werden sollen. Was das erste anlangt, so bedingt er sich aus, daß er nicht allein des Kaisers, sondern auch der Krone Spanien Feldherr in der allervollständigsten und allerunbedingtesten Weise werde. Sogar der Kaiser selbst soll daher nicht bei dem Heere erscheinen dürfen. Als Feldherr soll nun Wallenstein ferner das unbedingteste Confiscations-Recht in dem ganzen Reiche besitzen. Weder die kaiserlichen noch die Reichs-Gerichte dürfen sich um die Confiscationen kümmern, welche er etwa aussprechen wird. Keine Schrift, keine Versicherung, sogar wenn sie vom Kaiser selbst ausgegangen, kann, ist sie ohne Wallensteins Zustimmung gegeben, gegen eine von diesem ausgespro-

chene Confiscation ein Gebiet, ein Land, einen Fürsten beschützen. Endlich sollen dem Heer die kaiserlichen Erbländer immer als Zuflucht offen stehen, wenn etwa ein Rückzug anzutreten ist.

Man kann diesen ersten Theil der Wallensteinschen Bedingungen nicht vorüberlassen, ohne eine kurze Betrachtung über sie anzustellen und ihnen einige Erläuterung zu geben. Wallenstein, siehet man zuerst, will nach Möglichkeit das Schwert allein in den Händen haben. Niemand soll an der Spitze einer bewaffneten Macht, die eine kaiserliche heißt, ihm entgegenarbeiten können, Wallenstein, so scheinet es, will sich damit die Möglichkeit schaffen, seine eigenen Entwürfe, die wohl, wie auch früher nicht selten andere sein möchten als die Plane des Kaisers, ohne Hemmung vorbereiten und ausführen zu können. Er denkt dabei gleich an den Fall, daß im Laufe des Krieges auch spanische Truppen nach Deutschland gezogen werden möchten, mit denen Ferdinand II. sich unabhängig von ihm bewegen könnte. Daher läßt er sich auch zum Feldherrn der Krone Spanien erklären. Nun hat er, wenn der Fall eintritt, daß spanische Truppen nach Deutschland gezogen würden, dem Tractate gemäß, wohl das Recht zu verlangen, daß sie ebenfalls unter seinen Ober-Befehl gestellt werden.

Wenn Wallenstein ferner das ausschließliche Recht, Confiscationen, wie er will, in dem Reiche anzustellen, begehrt, ohne daß die Reichs-Gerichte, ja ohne daß Ferdinand II. selbst auch nur ein Wort soll darein sprechen dürfen, so scheinet auch das auf gewisse stille Entwürfe hinzudeuten. Wallenstein will also wohl, denn wozu ließe er sich sonst die Macht dazu bewilligen, wenn es glücklich mit seinen Waffen geht, Fürsten und Stände entfernen, ihre Lande und Gebiete confisciren! Denkt er etwa daran, seine Unter-Feldherrn durch so reiche

Gaben mit unwiderstehlichen Banden an sich zu ziehen, wie er früher Tilly auch durch ein Fürstenthum hat an sich ziehen wollen? Und wenn er so die Unter-Feldherrn gewaltig an sich zu ketten sucht, zu welchem Ende will er das? Etwas Ungeheures aber ist es, wenn Ferdinand II. diesen Punct bewilliget. Ist doch mit demselben fast laut und unzweideutig erklärt, daß das Reich mit allem seinem Recht aufgehört hat zu sein. Denn die Fürsten und Stände sind ja Wallensteins Willkühr Preis gegeben, und es wird ja ausdrücklich erklärt, daß vor Wallensteins bloßem Willen ein Reichs-Gesetz gar nicht mehr vorhanden sei. Ferdinand II., wenn er auf diese Bedingung eingehen sollte, tritt mit einem Schlage das Reich mit Füßen. Seltsam aber ist, daß Wallenstein sich nun noch ausbedingt, daß seinem Heere stets der Rückzug in die kaiserlichen Erbländer frei stehen sollte. Ist das Heer nur als das Heer des Kaisers zu betrachten, so versteht sich das ja von selbst und es bedarf eines Artikels darüber nicht. Indem nun aber Wallenstein doch einen solchen Artikel in den Tractat einrücken läßt, scheint er es zweifelhaft machen zu wollen, ob das Heer allein als des Kaisers Heer anzusehen sei oder nicht. Ein Herzog von Mecklenburg kann ja auch wohl mit einem Heere, das ihm selbst gehört, in kaiserliche Dienste treten.

Schon die in dem ersten Haupt-Theile des Tractats enthaltenen Dinge deuten offenbar auf gewisse Entwürfe Wallensteins hin, von denen er im Voraus zu wissen scheint, daß sie mit den Wünschen des Kaisers nicht übereinstimmen können. Man ist nicht im Stande sich diese Artikel anders als durch die Annahme, Wallenstein hatte irgend einen ungeheuren Entwurf in der Brust, zu erklären.

In dem zweiten Haupt-Theile des Tractats scheinen sich diese Entwürfe deutlicher zu enthüllen. Er betrifft haupt-

sächlich die Belohnungen, auf die Wallenstein Anspruch erhebt, die er sich versprechen läßt. Zuerst sollen ihm alle Gelder, welche die Fortsetzung des Krieges erfordern wird, geliefert werden. Die zu geben, ist nun der Kaiser wohl nicht im Stande. Sie werden guten Theils, wie bisher, aus Wallensteins Casse fließen müssen. Wallenstein, der schon die ganzen Kosten der ersten Aufstellung des Heeres bestritten, scheint zu wollen, daß der Kaiser immer tiefer und tiefer in seine Schuld hineingerathe. Eigentlich ist Alles gleich zahlbar; Wallenstein schießt es aber vor und der Kaiser kann dem Tractate gemäß jeden Augenblick gemahnt werden, weil er eigentlich Alles gleich hätte bezahlen sollen.

Nun aber kommen die Hauptsachen, die Belohnungen, die Wallenstein begehrt. Zuerst soll beim Frieden von Ferdinand II. dafür gesorgt werden, daß Friedland sein Herzogthum Mecklenburg wieder bekommt. Das scheinen wenigstens die etwas seltsamen und zweideutigen Worte „Wallensteins Privatinteresse und das Herzogthum Mecklenburg sollen mit in die Capitulation gebracht werden" zu enthalten. Ferner ist demselben in bester Form eine kaiserliche Versicherung auf ein östreichisches Erbland zu geben, wie der Tractat sagt, als „ordinairer Recompens". Außerdem soll als „extraordinairer Recompens" das höchste Regal im römischen Reiche von den occupirten Ländern hinzugefügt werden. Das letztere lautet wiederum zweideutig und ungewiß. Es heißt wohl: Wallenstein soll die Länder, die er empfangen wird, mit dem Rechte eines wahren und vollen Reichsfürsten besitzen. Ziemlich klar liegt nun vor, was Wallenstein will und begehrt, und in so fern als er vorausgesagt hat, was er wolle, als er es sich urkundlich hat zusichern lassen, müßte er von dem Vorwurfe eines niedrigen Verraths freigesprochen werden, wenn er sich in Zu-

kunft in den Besitz eines der östreichischen Länder sollte setzen wollen. Es stehet ja klar da, was er will; eine große fürstliche Stellung in dem Reiche ist es, was er für die Dienste begehrt, die er dem Kaiser leisten wird. Dazu soll ihm Mecklenburg wieder verschafft, dazu ihm eines der östreichischen Erbländer mit vollem Fürsten-Rechte überlassen werden. Das war die große, die ungeheure Bedingung, mit welcher er so lange gezaudert, welche er nicht eher ausgesprochen, als bis er den Kaiser in der größten Noth sah, damit er vollkommen sicher sei, daß sie nicht verworfen werden könnte.

Und diese ungeheure Anforderung nimmt nun der Kaiser, ohne, wie es scheint, auch nur ein Wort dagegen zu erheben, auf der Stelle an. Ja Wallenstein wird noch obenein mit den besten und schönsten Redensarten von kaiserlicher Zufriedenheit, Gnade und Huld überschüttet. Aber Ferdinand II. nahm gewiß die stolzen, ja unerhörten Bedingungen, die Wallenstein vorgeschrieben, nur mit dem festen Vorsatz, sie nie zu erfüllen, an. Wie sollte er sie auch jemals erfüllen können! Ein östreichisches Erbland hat sich Wallenstein ausbedungen, und es ist dabei nicht einmal ausgemacht, welches er haben soll. Am Ende steht es bei dem Fürsten von Friedland selbst, sich das beste und größte, Böhmen etwa und das böhmische Reich, auszulesen? Und das sollte der Kaiser hingeben? Sicher war Ferdinand II. gemeint, es nie zu thun. Wie konnte er das böhmische Reich, Böhmen mit seinen Nebenländern, hingeben, ohne sich zur besten und schönsten Hälfte in seiner fürstlichen Macht zu vernichten! Wallenstein hat sich vom Kaiser zusichern und versprechen lassen, was dem Kaiser zu geben eine Unmöglichkeit ist. Aber die Noth des Augenblickes ist groß und Wallenstein drängt. Der Kaiser mag noch froh gewesen sein, daß der stolze Friedland sich mit dem unbestimmten

Ausdruck „ein östreichisches Erbland" zufrieden giebt, daß Alles Andere, welches, wenn, wie Wallenstein eines von den östreichischen Erbländern empfangen soll, im Ungewissen gelassen wird. So nimmt Ferdinand II. den Tractat. Wallenstein rette aus der gegenwärtigen Noth, mit den Bedingungen wird es sich finden, wenn sie, diese Noth, vorüber. Es ist im Ganzen begreiflich und erklärlich, wie der Kaiser auf den Tractat eingehen konnte. Es wird begreiflich durch die große Noth, in der er sich befindet, durch die drohende Gefahr des Unterganges, in der er schwebt.

Etwas schwerer ist dagegen zu begreifen, wie Wallenstein ein so ungeheures Begehren an Ferdinand II. stellen konnte. Wie konnte er glauben, daß es von demselben jemals freiwillig würde erfüllt werden! Ob Wallenstein den Gedanken gehabt hat, den Kaiser nöthigenfalls auch zu einer unfreiwilligen Erfüllung zu zwingen, muß der Fortgang der Ereignisse lehren. Unwahrscheinlich ist es gleich im Voraus nicht. Seltsam ist es und siehet wie eine Berechnung aus, daß er das östreichische Erbland, welches er meint, nicht weiter bezeichnet, daß er den Umfang der Dienste, die von ihm geleistet werden müßten, wenn er auf wirkliche Uebergabe der so großen Belohnung Anspruch zu machen habe, ebenfalls gar nicht erwähnt. So scheint es durch mehrere Umstände sich zu verrathen, daß in Wallensteins Seele irgend ein Entwurf, von dem der Tractat wörtlich und ausdrücklich nichts besagt und nichts besagen konnte, emporgekommen und gereift ist. Das ist dabei indessen wohl zu bedenken, daß Wallenstein nicht verbirgt, was er will, denn es stehet ja da, was er will „ein östreichisches Erbland", sondern daß er nur verbirgt, wie er es will. In diesem „wie" ist es, daß die Entwürfe seiner Seele still und verborgen sind. Man darf sich Wallenstein doch

wohl nicht als einen Mann denken, der so verblendet gewesen, daß er die Menschen, mit denen er zu thun hatte, gar nicht zu beurtheilen verstanden, daß er wirklich geglaubt, der Kaiser werde ihm, auch wenn demselben von ihm die allergrößten und allernützlichsten Dienste geleistet worden, nur weil er es in diesem in der höchsten Noth abgedrungenen Tractate versprochen, im Uebrigen freiwillig „ein östreichisches Erbland" überlassen. Wallenstein wollte mit dem kaiserlichen Versprechen wohl nichts weiter als eine Art von sicheren, sogar rechtlichen Grund und Boden haben, auf den er fußen konnte. Daß der Kaiser ihm freiwillig eine so ungeheure Gabe, wie er sie in der Noth zu geben gelobt, niemals wirklich geben würde, das berechnete sich Wallenstein im Voraus und mußte es sich berechnen, so wie er nur nicht ganz verblendet war. Also war er, wie es scheinet, entschlossen, die Erfüllung des Versprechens dem Kaiser dereinst, müßte es sein, abzunöthigen und abzuzwingen. Und das war der geheime Entwurf seiner Seele. Deshalb hat er sich den alleinigen Heerbefehl so unbedingt, so ausschließlich anvertrauen lassen, deshalb suchte er die Möglichkeit, unter seinen Unter-Feldherrn Freunde und Bundesgenossen erkaufen zu können, sich zu verschaffen.

In jenem Tractate finden sich nun, außer dem Angeführten, noch einige Worte, welche von Geschichtskundigen als ein Beweis angeführt worden sind, daß Wallensteins Absicht wenigstens nicht auf Böhmen könnten gerichtet gewesen sein. Es lauten dieselben folgendermaßen: „wenn Böhmen wieder erobert worden, soll der Kaiser seine Residenz in Prag aufschlagen, da der Herzog finde, daß die Böhmen ihren wesentlichen Regenten und ihren eigenen König haben müßten." Man hat hierbei gesagt, daß Wallenstein, wenn er die Absicht gehabt hätte, dem Kaiser später auf den Grund des Versprechens

eines östreichischen Erblandes Böhmen abzudrängen, doch nicht selbst würde verlangt haben, daß Ferdinand II. seine Residenz in diesem Lande, in Prag aufschlage, wodurch seine eigenen Entwürfe auf Böhmen ja mit Nothwendigkeit hätten gehemmt und gehindert werden müssen.

Indessen ist dieser Gegen-Beweis sehr unhaltbar. Wallenstein brauchte ja gar nicht mit Nothwendigkeit anzunehmen, daß die Anwesenheit Ferdinands II. in Prag ein Hinderniß für seine Entwürfe auf Böhmen sei. Kann doch gerade unter dieser höchst seltsamen Anforderung sich der Gedanke, die Ausführung des Entwurfes auf Böhmen zu erleichtern, sehr wohl verborgen liegen. Wallenstein wollte mit dem Heere, das er ganz an sich zu ketten gedachte, seinen Hauptsitz in Böhmen nehmen, von Böhmen aus, das gewissermaßen sein Hauptquartier bilden sollte, den Krieg führen. War Ferdinand II. auch in Böhmen, so befand er sich ja viel besser in Wallensteins Gewalt als in Wien, konnte somit auch eher zu diesem oder jenem Abkommen, zu diesem oder jenem neuen Tractat genöthiget werden. So erklärte sich am Ende auch die ganze seltsame Anforderung Wallensteins, daß der Kaiser in Prag residiren solle. Ist es doch gewiß wieder höchst seltsam, daß Friedland, Friedland, der Unterthan, sich herausnimmt dem Kaiser vorzuschreiben, wo er seine Residenz aufschlagen soll. Es erfüllte auch Ferdinand II. die übermüthige Vorschrift nicht, die Wallenstein ihm machen wollte. Er mochte fühlen, daß er in Wien weit sicherer und unabhängiger als in Prag wohne.

Jedesfalls war es ein sehr seltsamer Freund und Bundesgenosse, den Ferdinand II. sich in Wallenstein erworben, ein Freund und Bundesgenosse, der sich seine Hülfe so theuer will bezahlen lassen, daß man kaum weiß, ob der Feind, gegen

den er helfen soll, mehr begehren würde. Indessen weiß Ferdinand II., daß es mit der Erfüllung etwas Anderes ist als mit dem Versprechen selbst. Er mag wohl gesehen haben, worauf Wallenstein hinaus will, aber er hofft, erst Wallensteins Dienste benutzen, dann ihn unschädlich machen zu können. Aber indem doch die Gefahr vorhanden war, daß es damit wohl auch mißlingen könnte, war der Freund und Bundesgenosse doch theuer bezahlt. Er kam dadurch noch etwas theurer zu stehen, daß auch alte und sichere Freunde und Bundesgenossen wieder mit Mißtrauen erfüllt wurden. Maximilian I. von Baiern hatte auf dem Regensburger Tage 1630 mit größtem Eifer auf Wallensteins Entfernung gearbeitet, weil er in demselben das Instrument, das Ferdinand II. zur Vergewaltigung des Reiches zu brauchen dächte, zu erblicken glaubte. Stark und bestimmt hatte sich daher der Baier gegen die Wieder-Anstellung Wallensteins ausgesprochen. Er fürchtete, daß der Kaiser und Wallenstein, wenn das Waffenglück ihnen günstig, wieder auf ihre früheren Wege zurückkommen könnten. Als die Wieder-Anstellung doch geschehen, konnte Maximilian seinen Unwillen nicht verbergen. Er schrieb an den Kaiser: „ohne Wissen und Willen der Kurfürsten hätte Wallenstein nicht wieder angestellt werden sollen; man möge sein Land mit Durchzügen Wallensteinscher Truppen gänzlich verschonen.“ Wie bemerkt, es fürchtete Baiern immer, daß Ferdinand II. auf seine früheren gegen das Reich gerichteten Entwürfe zurückkommen möchte.

In noch höherem Grade scheint Pabst Urban VIII. in Rom eben dasselbe auch immer gefürchtet zu haben. Ferdinand II. und Spanien forderten ihn auf, den gegenwärtigen Kampf für einen Religions-Krieg zu erklären. Durch eine solche Erklärung des apostolischen Vaters wäre Frankreich viel-

leicht gezwungen worden, dem Bunde mit Schweden zu entsagen. Bei dem hohen Ansehn, in welchem der apostolische Stuhl in der ganzen katholischen Welt noch stand, konnte sie überhaupt dazu dienen, eine allgemeine Bewegung der katholischen Völker und Staaten gegen die protestantischen herbeizuführen. Urban VIII. weigerte sich aber auf das bestimmteste, die verlangte Erklärung zu geben. „Er wisse das besser, nicht ein religiöser, sondern ein politischer sei der gegenwärtige Krieg," lautete seine Antwort. Es kam darüber zu heftigen Scenen, aber der Pabst ließ sich nicht irre machen, denn er fürchtete, wenn er jene Erklärung gäbe, würde Ferdinand II. aus ihr neue Hülfsmittel für den Krieg schöpfen, ihn mit Glück und Erfolg führen, und diese dann nicht allein zur Vernichtung des Protestantismus, sondern auch zur Erweiterung seiner politischen Macht und Größe benutzen. Urban VIII. hatte sich an Richelieu angeschlossen und wollte, daß Baiern und die Liga die Neutralität ergriffen, damit zwischen Gustav Adolf und Ferdinand II. ein Gleichgewicht erhalten werden könne. Wenn der Kaiser gegen das ganze Benehmen des Pabstes förmlich Protestation einlegen ließ, so blieb auch diese Maßregel vergeblich. Urban VIII. bewegte sich nicht aus seiner Ruhe heraus.

Auch mit Polen unterhandelte jetzt Ferdinand II. ohne Erfolg. Vergebens drang sein Minister Karlstein in König Siegismund, daß der Waffenstillstand mit Schweden gebrochen, der Krieg wieder eröffnet werden sollte. Die Polen möchten nicht warten bis der Kaiser dem Schweden erlegen, denn nachher würde die Reihe an sie selbst kommen, ließ er in Warschau rathen. Auch hätte König Siegismund III. wohl gern wieder zu den Waffen gegriffen. Aber der polnische Adel war nicht geneigt, diesen Kampf der katholischen Wasas um die schwe-

dische Königskrone noch weiter fortzuspinnen, zumal da Gustav Adolf mit dem mächtigen Zaren von Moscau Bund und Freundschaft geschlossen und zu fürchten war, daß ein Angriff auf Schweden auch einen Krieg mit Rußland herbeiziehen würde. Auch kam hinzu, daß König Siegismund III., alt und lebensmüde, fühlte, daß seine Tage gezählt wären.

So mußte Ferdinand II. seine Hoffnungen doch besonders auf Wallenstein stellen. Der Fürst von Friedland hatte mit großen Opfern die Versprechungen, die er gethan, gelößt. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1632 war das Heer, dessen Sammelplatz Mähren, auf einen ehrfurchtgebietenden Fuß gebracht. Wallenstein hatte weder seine Schätze noch seinen Credit geschont. Je tiefer die Zeit in das neue Jahr hineinlief, desto schwieriger wurden die Verhältnisse. Gustav Adolf war schon an der Donau. Wenn nun Baiern niedergeworfen, mußte der Angriff auf die östreichischen Lande erfolgen. Die Sachsen standen noch immer in Böhmen; leicht konnten sie sich mit den Schweden vereinigen und dann war wohl eine Revolution in den Landen des Kaisers zu fürchten. Im Monat März sendete auch Gustav Adolf den Grafen Solms an den Kurfürsten von Sachsen. Die Sachsen, rieth der König auf das dringendste, sollten sich aus Böhmen ebenfalls nach der Donau ziehen, um den Schweden die Hand reichen zu können. Auf beiden Seiten des Stromes, die Sachsen rechts, die Schweden links, sollte dann in das eigentliche Oestreich vorgedrungen werden, wo leicht das Volk gegen den Kaiser unter die Waffen gebracht werden könnte. Solche kühne Entwürfe waren aber im Geiste und im Geschmacke des Kurfürsten nicht. Noch immer konnte er sich von dem Gedanken, daß es dem Kaiser um den Frieden ernstlich zu thun sei, nicht loswinden. Ungern sah er auf der anderen

Seite die Vorbereitungen, die Gustav Adolf für die Errichtung eines neuen deutschen Reiches zu machen schien.

Dem Fürsten von Friedland kommt nun viel darauf an, die Vereinigung der Sachsen und der Schweden zu hindern. Eine rasche Bewegung konnte die erstern nach der Donau hinunterführen. Wallenstein ließ sich daher von dem Kaiser beauftragen, eine abermalige Friedens-Unterhandlung mit Kur-Sachsen zu beginnen. Er schrieb nun von Mähren aus einen Brief nach dem andern an Arnim. Der Kurfürst mit seinem heftigen Wunsche, einen Frieden unter den Deutschen selbst, ohne Einmischung der Fremden, errichtet zu sehen, beauftragte Arnim endlich, die Anträge Wallensteins zu hören. Diese Anträge lauteten nun aber auf weiter nichts, als daß sich Sachsen von den Schweden trennen solle. Sonst scheint keine Bürgschaft für die Zukunft geboten worden zu sein; der Kurfürst würde sie angenommen haben, wenn sie geboten worden wäre. Auf solche nichtige Friedens-Anerbietungen aber muß er antworten, daß er einen Bund mit Schweden geschlossen und daher einen besondern Frieden nicht schließen könne.

Unter diesen Verhandlungen war die Zeit verlaufen, die Sachsen hatten die von Gustav Adolf begehrte Bewegung nach der Donau zu nicht ausgeführt, Wallenstein dagegen Raum gewonnen, sein Heer vollends in kriegsfertigen Stand zu bringen. Deshalb allein waren diese täuschenden Unterhandlungen angeknüpft worden. Im Monat Mai 1632 konnte Wallenstein an der Spitze eines Heeres von 40,000 Streitern aus Mähren nach Böhmen aufbrechen. Diesem Heere ist die sächsische Macht in Böhmen nun freilich so nicht mehr gewachsen. Der günstige Moment eine große und glückliche Entscheidung des Krieges durch eine schnelle Vereinigung zwischen den Sachsen und den Schweden herbeizuführen, war einmal verabsäumt.

Wallenstein rückte rasch gegen Prag vor. Armin meinend, daß er der Wallensteinschen Macht nicht gewachsen sei, hatte nur eine schwache Besatzung unter dem Obristen Hofkirchen in der Stadt zurückgelassen, sich selbst aber nach Leutmeritz zurückgezogen. Prag konnte nun dem Fürsten von Friedland nicht widerstehen. Schon am 15. Mai hielt derselbe seinen Triumph-Einzug in der Stadt. Zwei sächsische Regimenter, die sich auf den Hradschin zurückgezogen, capitulirten bald gegen freien Abzug. Wallenstein traf nun Anstalten Arnim von allen Seiten einzuschließen. Um ihn sicherer zu machen, wollte er mit demselben eine abermalige Friedens-Verhandlung anknüpfen. „Treulich und ehrbar, versicherte er dabei, sei es diesesmal gemeint." Arnim aber, der mitten unter diesen täuschenden Verhandlungen von Sachsen abgeschnitten und mit seiner Armee gefangen genommen werden sollte, durchschaute doch die ihm gelegte Schlinge und zog sich schnell über das Gebirge nach Sachsen zurück. In wenigen Wochen hatte Wallenstein dem Kaiser Böhmen wieder gewonnen und mehr durch List als durch Feldherrntalente eine rasche Vereinigung der Sachsen und der Schweden gehindert. Indessen würde diese List gar wenig gefrommt haben, wenn er es nur mit einem Andern, nicht mit Johann Georg I. von Sachsen, zu thun gehabt. Aber vom Glück war doch Wallensteins erstes Auftreten wieder begleitet worden.

Fünftes Kapitel.

Das Erscheinen und die Siege der Schweden in Deutschland hatten noch weit über seine Grenzen hinaus höchst seltsame und verwickelte Zustände theils unmittelbar erzeugt, theils in ihrem Gefolge mit sich gebracht. In dem Schooße derselben ruhete am Anfange des Jahres 1632 des deutschen Reiches künftiges Geschick. Wenn es Gustav Adolf gelingen sollte, den großen, vielfachen Widerstand niederzuschlagen, der den Entwürfen seiner Brust, die er durch Thaten vielmehr als durch Worte verräth, entgegentreten wird, hochwichtig für die Gestaltung Deutschlands, für die Art und Weise des künftigen Lebens der deutschen Nation wird es sein. Der König befand sich in den ersten Wochen des neuen Jahres 1632 an den Ufern des Rheinstromes. Sicher war seine Seele angefüllt mit schweren Sorgen. Es galt, ein Werk von unermeßlichen Schwierigkeiten hinauszuführen, in dem mit dem Schwerte, mit der Gewalt allein nicht auszukommen war. Die Gedanken an eine Umgestaltung des Reiches in der Brust, kam es besonders darauf an, Frankreich zu täuschen, daß es diese Entwürfe so wenig als möglich gewahre, es hinzuhalten, damit es nicht hemmend entgegenträte. Aber Richelieu war fein und schlau und es zeigte sich schon, daß Frankreich auf-

merksam geworden war. Gewiß nicht umsonst stand ja das Heer in der Champagne.

Die Unterhandlung, welche Richelieu mit Maximilian I. von Baiern und mit der Liga im verwichenen Jahre versucht, um sie zu bestimmen, einen Bund mit Frankreich zu schließen, in die Neutralität zu treten und gewissermaßen eine dritte Partei zu bilden, welche sich in die Mitte zwischen die schwedisch-protestantische Macht und Ferdinand II. stelle, war allerdings gescheitert. Unterhandlungen aber zwischen der Liga und Frankreich waren doch fortgesponnen worden. Maximilian I. von Baiern hatte schon am 8. Mai 1631 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich geschlossen. Als er nun seine Lande von den Schweden immer mehr und mehr bedroht sah, als er bemerkte, daß der Kaiser den ihm so verhaßten Wallenstein wieder aufzustellen gesonnen, glaubte er sich um Schutz und Hülfe an Frankreich wenden zu müssen. Der Bischof von Würzburg war sogar selbst nach Paris geeilt. Man wollte versuchen, ob Richelieu sich nicht ganz von Schweden abziehen, sich nicht ganz für die katholische Sache gewinnen lasse. Die Liga befand sich in einer sehr gefährlichen Lage. Ein guter Theil ihrer Lande und Besitzungen war von den Schweden und Protestanten überschwemmt. Vergebens hatte Maximilian I. von Baiern im December des verwichenen Jahres einen Tag der Liga zu Dünkelspül zusammenbringen wollen, damit gemeinschaftliche Maßregeln verabredet werden könnten. Es war nichts zu Stande gekommen; der Bund war wie aufgelößt und auseinandergesprengt. Die Liga, fortwährend auch gegen den Kaiser nicht ohne Mißtrauen, zumal seitdem er Wallenstein wieder an sich herangezogen, glaubte am besten zu fahren, wenn Frankreich für sie handele. Aber sie wollte nicht eine Neutralität, wie Richelieu sie vorgeschlagen,

sondern ein Auftreten Frankreichs gegen Schweden. Deshalb war besonders der Bischof von Würzburg nach Paris gegangen. Er sollte die Gefahr vorstellen, in welche der Katholicismus Deutschlands schwebe, er sollte den katholischen Glaubens-Eifer in Frankreich entflammen.

Aber Richelieu war wenig geneigt, sich durch diesen hinreißen zu lassen. Seine größere Furcht war, daß durch die Vernichtung des Protestantismus Kaiser Ferdinand II. in dem Reiche zu einer Macht und Gewalt emporkommen könnte, welche Frankreich in Nachtheil setzte. Nur seine geringere Furcht war, daß es dem König von Schweden gelingen möchte, aus den Trümmern des alten Reiches ein neues und kräftigeres aufzubauen, worin er ebenfalls einen Schaden für Frankreich sehen müßte. Er glaubt Mittel genug zu besitzen, den Schweden daran noch immer zu hindern, selbst wenn er später mit diesem Werke bis nahe an die Ausführung gekommen. Daher ward selbst dem Kurfürsten von Baiern, der sich auf seine mit Frankreich geschlossene Allianz berief, geantwortet, daß diese wohl gegen den Kaiser, nicht aber gegen Schweden angerufen werden könne, da auch mit Schweden Frankreich eine Allianz geschlossen habe, daß die Liga und Baiern es sich nur selbst zuzuschreiben hätten, wenn sie jetzo in Noth gerathen, weil sie ihre Truppen mit des Kaisers Macht vereiniget und dadurch den Krieg auch mit auf sich gezogen. Es werde dieser Krieg nicht gegen den Katholicismus, sondern nur gegen die übermäßige und übelangewendete Gewalt Ferdinands II. geführt. Frankreich wolle indessen dahin arbeiten, daß Baiern und die Liga Neutralität in diesem Kampfe bekämen, wenn sie derselben begehrten.

Richelieu hat seinen ersten Entwurf, daß die Liga sich an Frankreich unmittelbar anschliessen solle, nicht durchführen können.

Das Mißtrauen der Ligisten gegen Frankreich ist dazu zu groß. Indessen meinet er, im Ganzen genommen Dasselbe wohl auch noch auf einem anderen Wege erreichen zu können. Will die Liga sich nicht mit Frankreich verbünden, so stelle sie sich allein als eine freie und selbstständige Macht hin und schließe als solche den Neutralitäts=Tractat mit Schweden, den Richelieu herbeizuführen hofft. Für Frankreich ist es dann doch einerlei, es erwächst dann doch für Frankreich der Vortheil, daß mitten in Deutschland eine ungeschwächte Macht bleibt, auf die man sich stützen, mit der man operiren kann, wenn es, nachdem des Kaisers Entwürfe durch die Schweden zerstört worden sind, etwa wieder nöthig werden sollte, den Entwürfen des Schweden=Königs entgegenzutreten. Es war nicht leicht für Richelieu so ruhig und fest zu bleiben, wie er es that. Von allen Seiten erhub sich in Frankreich gegen ihn ein großes Geschrei. Die Jesuiten waren es, die am lautesten schrieen, daß der Kardinal zum Verräther an den katholischen Interessen geworden. Aber dieser verstand, König Ludwig XIII. in seinen Ansichten festzuhalten und weniger die religiösen als die politischen Verhältnisse der Welt zu beachten, die letztern wenigstens nicht den erstern zum Opfer zu bringen.

Wenn die Umstände sich drängen, wenn Gefahren sich von mehr als einer Seite zeigen, so wird auch wohl ein entschlossener Mann zweifelhaft und ungewiß über die Mittel, die er zu ergreifen hat, und es kommen Tage, an denen er schwankt, wo die Rettung am sichersten zu finden sei. So scheinet auch damals Maximilian I. von Baiern ungewiß über die Wege, welche er einzuschlagen habe, gewesen zu sein. Den Katholicismus in dem Reiche nicht fallen zu lassen, dazu ist er fest entschlossen. Das ist der Grundgedanke seines Lebens, den Maximilian niemals aufgeben wird; lieber ginge er in den

Tod. Darüber ist der Baier nicht zweifelhaft, er ist es nur über die Art und Weise, wie es zu gewinnen, wie es hinauszuführen sei. Ist es besser, mit dem Kaiser stehen und das Schwert in der Hand behalten, oder fährt man sicherer die Neutralität zu nehmen, auf welche Frankreich arbeiten will? Das ist die Ungewißheit, welche in die Seele des Baiern gekommen, nachdem ihm Richelieu einmal offene Hülfe gegen Schweden geweigert hat. Er nimmt das Anerbieten Frankreichs einen Neutralitäts-Tractat zwischen ihm und der Liga einer-, Schweden und der Protestanten andererseits zu vermitteln an. Wenn dasselbe am Ende auch nicht zu einer Neutralität führen sollte, so kann doch Zeit damit gewonnen werden. Während der Verhandlungen werden die Schweden Baiern nicht angreifen, man kann unterdessen seine Werbungen und Waffnungen vervollständigen und vollenden. Denn der Kurfürst rüstet in dieser Zeit mit allem Eifer, damit nicht den Waffenlosen die Ereignisse überraschen möchten.

Da nun also Baiern die französische Vermittelung angenommen, sendet Richelieu den Herrn de Brezé an den König von Schweden, um die Unterhandlungen deshalb zu beginnen. Nicht so ganz freundschaftlich mehr sind die Verhältnisse zwischen Frankreich und Schweden. Schon haben die Franzosen begehrt, daß ihr Heer im Elsaß einrücken könne, angeblich um den Schweden Unterstützung in dem Streite gegen Ferdinand II. zu gewähren, eigentlich aber, um die Schweden nicht allein in Deutschland schalten zu lassen, um auch die Hand mit in dem deutschen Spiel zu behalten. Gustav Adolf aber hat sich das Erscheinen eines französischen Heeres auf dem deutschen Boden verbeten, „denn nicht gut würden zwei mächtige Heere sich hier neben einander bewegen können.“ Das Verlangen, welches Frankreich stellt, daß der Liga Neutralität bewilliget

werden sollte, ist dem König Gustav Adolf sicher nicht angenehm. Aber unklug wäre, das mächtige Frankreich durch eine gänzliche Verweigerung zu verletzen und zu reizen. Also bewilliget er zuerst, daß mit dem 20sten Janr. 1632 ein vierzehntägiger Waffenstillstand eintrete, in dessen Zeit die Liga die Bedingungen annehmen soll, welche er festsetzen wird. Schon die Kürze des Termines beweißt, daß dem König an einer Neutralität der Liga eben nicht viel gelegen war. Es ist bereits auch früher entwickelt worden, weshalb ihm an einer solchen Neutralität nicht viel gelegen sein konnte.

Gustav Adolf übergiebt nun dem Herrn de Brezé diese Bedingungen sehr bald. Die Liga, begehrt er, soll ihre bewaffnete Macht bis auf 10, höchstens 12,000 Mann einschränken, alle Festungen, Städte und Gebiete, die sie in diesem Augenblicke mit ihren Truppen etwa noch besetzt hat, räumen, die evangelischen Fürsten und Stände, die sich mit Schweden verbündet haben, unter keinem Vorwande und auf keine Weise angreifen oder schädigen, dem Kaiser weder Werbungen noch Einlagerungen noch sonst Unterstützung für den Krieg gestatten. Von der Neutralität soll der Bischof von Bamberg, weil er schon einmal Tractat mit Schweden geschlossen und von demselben abtrünnig worden, ausgeschlossen, diese im Uebrigen aber eine allgemeine sein, so daß sie nicht allein zwischen dem König und der Liga, sondern auch zwischen der Liga und allen protestantischen Fürsten und Ständen Gültigkeit hat. Außerdem verlangt Gustav Adolf noch, daß Frankreich die Verpflichtung übernehme, die Ligisten, wenn sie die Neutralitäts-Artikel brächen, mit den Waffen zu züchtigen und zu deren Vollziehung anzuhalten.

Deutlich nun siehet man aus den Anforderungen Gustav Adolfs, daß er die Liga, wenn er ihr nun doch Neutralität

würde bewilligen müssen, weil Frankreich es begehrt, unbedeutend machen will, so unbedeutend, daß sie, wenn er einmal mit Ferdinand II. fertig geworden, ihm in seinen Entwürfen nicht hemmend entgegentreten kann. Denn was wird sie doch dann noch Bedeutendes unternehmen können, wenn sie ihre Streitkräfte bis auf 10 oder 12,000 Mann wird eingeschränkt haben? Der französische Botschafter läßt nun die Bedingungen Gustav Adolfs eilig nach München berichten.

Es scheinet, daß die Bedingungen und Anforderungen, welche eben mitgetheilt worden sind, auch nicht einmal überhaupt die einzigen waren, die Gustav Adolf stellte, wenn sie auch vielleicht die einzigen waren, welche den Ligisten durch die Vermittelung der Franzosen übergeben wurden. Es ist uns eine Aufzählung noch anderer Bedingungen aus jener Zeit übrig geblieben, von denen gesagt wird, daß sie den katholischen Ständen vom König auch mitgetheilt worden, ohne daß die Art und Weise dieser Mittheilung sich näher bezeichnet findet. Die durch Frankreichs Vermittelung eingereichten Anforderungen laufen nur auf die Zeit des Krieges gegen Ferdinand II. Die andern enthalten den Vorschlag zu einem förmlichen und dauernden Frieden zwischen den katholischen und den protestantischen Ständen und setzen die Bedingungen desselben fest. Das Restitutions-Edict, das Ferdinand II. erlassen, soll aufgehoben werden, Katholicismus und Protestantismus fürderhin in dem ganzen Reiche mit völliger Gleichheit neben einander bestehen, jeglicher Gewissenszwang aufhören, die Jesuiten als Friedensstörer zum Lande hinausgeschafft werden. Es sollen ferner Böhmen, Mähren und Schlesien in ihren vorigen Stand gesetzt und alle aus diesen Ländern Verbannte und Verjagte wieder zurück geführt, auch Friedrich von der Pfalz in seine Besitzungen wieder eingesetzt und die Kurwürde von Baiern

genommen, endlich der König von Schweden, weil er das Reich vom Untergange gerettet, zum römischen König erwählt werden.

In dieser Anführung bleibt Manches unklar. Was heißt es, wenn gesagt wird, Böhmen, Mähren und Schlesien sollen in ihren früheren Stand zurückversetzt werden. Ist dabei an das Königthum Friedrichs von der Pfalz gedacht oder nicht? Unwahrscheinlich ist ferner, daß Gustav Adolf jetzo schon ganz offen und unzweideutig, selbst katholischen Fürsten und Ständen gegenüber, mit der Anforderung, daß er zum König der Deutschen erwählt werden müsse, hervorgetreten. Die Klugheit verlangte hier wohl damit ganz offen und unzweideutig erst dann hervorzugehen, wenn die Liga entwaffnet, wenn ein neuer, großer Sieg über Ferdinand II. errungen war. Denn wenn der König jetzo schon seine Gedanken klar und unzweideutig heraussagte, mußte ja die Widerpart zum höchsten, zum kräftigsten Widerstande entflammt werden. Auch die Rücksicht auf Frankreich machte gewiß nothwendig den Plan auf das deutsche Kaiserthum eher zu verbergen, als ihn laut zu verkünden. Also möchte wohl anzunehmen sein, daß die uns aufbehaltene Mittheilung über noch andere Bedingungen, welche der Liga von dem König vorgelegt worden, sehr ungenau sind und zum guten Theil nicht das, was Gustav Adolf wirklich wegen eines unter den Ständen des Reiches abzuschließenden Friedens vorgeschlagen, enthalten. Nur im Allgemeinen mag sich daraus entnehmen lassen, daß Gustav Adolf den Ligisten auf seine eigene Faust und ohne französische Vermittelung nicht allein eine Neutralität, sondern auch einen Frieden, der die religiös-kirchliche Toleranz in Deutschland einführen sollte, angeboten hat.

Aber gewiß, noch lieber als Neutralität und Friede jetzo

geschlossen, war dem König Fortgang des Kampfes, denn nur große Siege, wie sie allein im fortdauernden Kampfe zu gewinnen waren, konnten die Liga und die ganze katholische Partei Deutschlands so tief herunterbringen, daß sie den Schweden, den Protestanten sich würde als Kaiser müssen gefallen lassen. Maximilian I. von Baiern kam auch dem geheimen Wunsche Gustav Adolfs entgegen. Er konnte sich zur Annahme der Neutralität, wie sie ihm nun wirklich geboten ward, doch nicht entschließen, zumal da die Bedingungen von Gustav Adolf so hart gestellt sind. Er begreift, daß wenn die Liga sich wehr- und waffenlos macht — und als wehr- und waffenlos ist sie ja wohl anzusehen, wenn sie ihre Truppen bis auf 10,000 Mann reduciren muß — Schweden und die Protestanten das entscheidende Uebergewicht im Reiche gewinnen. Der Kaiser allein mit dem wallensteinschen Heere wird ihnen sicher nicht gewachsen sein. Wenn nun Ferdinand II. gefallen, wenn die Schweden und die Protestanten sieghaft und allein bewaffnet dastehen, wer wird ihnen dann noch widerstehen können, wenn sie das Reich nach ihrem Willen gestalten! Man hätte dann etwa noch Frankreichs Hülfe, aber sie ist zweifelhaft und ungewiß, die französische Politik voller Eigennutz. Könnte doch am Ende Richelieu, dem der Katholicismus offenbar nicht das höchste, das alleinige Interesse ist, sich mit den Schweden verständigen. Maximilian I. von Baiern kennt nur eins, das ihm das Höchste ist, den Katholicismus. So wie der ihm wahrhaft gefährdet erscheinet, verschwinden alle andere Rücksichten. Die Bedingungen Gustav Adolfs können nicht genommen werden; sie würden den Katholicismus Deutschlands in große Gefahr setzen. Maximilian läßt daher die vierzehntägige Frist, welche der König gesetzt hatte, verlaufen, ohne Antwort zu geben. Gustav Adolf ist froh, daß

Baiern ihm einen Vorwand geboten, die Unterhandlungen für abgebrochen zu erklären. Vergebens verlangt de Brèze, daß der König den Termin noch um acht Tage verlängere, weil die Antwort von München binnen dieser Zeit kommen müsse. Der König ging aber um so weniger auf eine Fortsetzung der Verhandlungen ein als noch ein Schreiben Maximilians an Pappenheim, der mit etwa 10,000 Kriegern die ligistische Sache noch im Norden Deutschlands zu halten suchte, aufgefangen worden. Aus diesem Schreiben erhellte, daß der Baier jetzo nur noch an Fortsetzung des Krieges dachte. Auch blieb die Antwort Maximilians völlig aus.

Indessen giebt Richelieu die Hoffnung noch nicht auf, eine Neutralität für die Liga auszuwirken. Er ließ deshalb fortunterhandeln, nur wurden seine Unterhandlungen auf einige Zeit von dem Geräusche der Waffen übertönt. Immer hielt Richelieu an dem Gedanken fest, daß er auch die Uebermacht der Schweden in Deutschland verhindern müsse. Sie schien ihm jetzo noch nicht so hoch gestiegen, daß den Freundschafts-Bund zu brechen nöthig sei. Ja die Schweden waren noch für Frankreich dringend nothwendig, um Kaiser Ferdinands II. Entwürfe gegen das Reich für immer zu vereiteln. Doch aufmerksam wacht Richelieu über Alles, was geschieht. Allenthalben haben die Franzosen ihre Lauscher, Späher und Horcher. Den Kurfürsten von Trier nimmt Frankreich unter seinen Schutz, den Herzog von Lotharingen nöthiget es, die Waffen niederlegen. An seinen Grenzen wollte Frankreich Ruhe haben, es sollte den Schweden der Vorwand, ihre Waffen bis an Frankreichs Markungen hin zu tragen, abgeschnitten werden.

Gustav Adolf hatte wieder etwas erreicht. Es war nichts aus der Neutralität geworden, welche Frankreich vorgeschlagen

und Richelieu war dabei doch nicht gereizt, nicht beleidiget worden. Es kam darauf an, Frankreichs Mißtrauen einzuschläfern, zu bewirken, daß Richelieu das Schwert in der Scheide behielt. War die Liga besiegt, war Ferdinand II. niedergeworfen, stand Gustav Adolf an der Spitze des neuvereinigten Deutschlands, dann erst war der Zorn der Franzosen eben auch nicht mehr zu fürchten. Aber würde der feine Richelieu sich auch wohl so lange haben täuschen lassen? Es ist nicht wahrscheinlich; an dem Widerstreben Frankreichs wäre wohl Gustav Adolfs Plan gescheitert, wenn er lange genug gelebt, um ihn der Vollendung nahe zu bringen. Oder es würde derselbe doch nur mit den allerhärtesten Kämpfen haben durchgesetzt werden können. Der Katholicismus war in Europa überhaupt noch zu stark und zu kräftig, um ein protestantisches Kaiserthum in Deutschland so geradehin dulden zu müssen. Das Entstehen eines solchen mußte vom Katholicismus als ein schwerer, als ein entscheidender Schlag angesehen werden, denn es war vorauszusehen, daß unter demselben der erst vor wenigen Jahren und Jahrzehnten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Kärnthen, Steiermark, Baiern und in den Gebieten der geistlichen Fürsten gewaltsam unterdrückte Protestantismus sich wieder erheben würde. Dann war Deutschland für den Katholicismus so gut als verloren. Und mit Deutschland hatte er das Herz Europas eingebüßt. Die ganze katholische Partei Europas mußte also gegen das protestantische Kaiserthum, wie gegen das höchste Unglück ankämpfen.

Das wußte Gustav Adolf wohl. Seine Seele scheinet daher wohl zuweilen zweifelhaft und ungewiß geworden zu sein, ob sein Riesen-Plan sich in seinem ganzen Umfange werde hinausführen lassen. Aber das siehet man dabei doch auch, daß der Muth und die kecke Entschlossenheit, trotz jener zu-

weilen aufkeimenden Zweifel, ob sich das Ganze werde gewinnen lassen, bei ihm vorwaltet. Im Ganzen genommen scheint er doch entschlossen, nach dem Höchsten zu streben. An den Ufern des Rheines und der Mosel dauerte unterdessen der Krieg besonders gegen die Besatzungen fort, welche die Spanier hier in viele Städte geworfen. Fast allenthalben mußten sie vor den schwedisch-protestantischen Waffen weichen.

Aber dieser Kampf war zu unbedeutend, um die volle Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch zu nehmen. Auf größere Dinge mußten seine Blicke gerichtet sein. Nicht verhelen konnte er es sich, daß durch den Operations-Plan, der nach der Leipzig-Breitenfelder Schlacht entworfen worden, viel verabsäumt, nunmehro viel nachzuholen sei, zumal da der Kurfürst von Sachsen mit so geringer Energie aufgetreten. Der Kaiser wird in seinen Erblanden ein neues Heer zusammenbringen können, das muß Gustav Adolf schon am Anfange des Jahres 1632 erkennen. Man wird also nicht mit Tilly allein, sondern auch mit diesem Heere einen schweren Kampf zu bestehen haben. Es wird darauf ankommen, alle Kräfte zu vereinigen und alle Mittel aufzubieten.

In Nord- und Mittel-Deutschland ist Gustav Adolf ziemlich Herr; die katholischen Fürsten und Stände liegen hier darnieder, die protestantischen sind mit den Waffen für sich, für die Schweden aufgetreten. Zwar treibt sich Pappenheim mit seinen Scharen noch raubend und plündernd in einem Theile Nord-Deutschlands herum, doch auch er scheint Anstalten zu treffen, sich bald von hier hinwegzuziehen. Im Januar 1632 entsetzte Pappenheim Magdeburg, das von Banner eingeschlossen war, der sich bei Pappenheims Annäherung nach Calbe zog. Pappenheim räumte indessen,

nachdem er sie noch einmal hatte plündern lassen, die Stadt und führte die kaiserlich-ligistische Besatzung mit sich fort. Banner besetzte darauf Magdeburg. Vor den Waffen Banners, Georgs von Braunschweig-Lüneburg und Wilhelms von Sachsen-Weimar konnte Pappenheim sich nur mit Mühe in dem Norden behaupten. Da schlossen auch die Herzöge von Mecklenburg, Friedrich Ulrich von Braunschweig, der so lange gezögert, Bremen, Lübeck, die Grafen und Herren im Wetterau und im Westerwalde ihre Bündnisse mit Schweden ab.

Während so in Deutschland die Macht von Woche zu Woche stieg, dachte Gustav Adolf auch an das Ausland. Es galt dem Hause Spanien-Habsburg so viele Feinde als möglich zu machen. Boten gingen an Racoczy, den Fürsten von Siebenbürgen, ihn aufzufordern, das östreichische Ungarn schleunig anzugreifen, die Republik Venedig ward ermahnt, die günstige Zeit zu benutzen und sich gegen Spanien-Habsburgs drohende Uebermacht zu erheben, die Republik von Nord-Niederland zu kräftiger Führung des Krieges gegen Spanien aufgefordert. Venedig indessen hatte keine Lust sich in die verworrenen Welthändel thätlich einzumischen. Dagegen zeigte Racoczy guten Willen, und Nord-Niederland versprach, im bevorstehenden Sommer seinen Krieg gegen Spanien so kräftig zu führen, daß es um den Kampf in Deutschland sich nicht kümmern, Ferdinand II. nicht werde unterstützen können.

Auch mit England unterhandelte Gustav Adolf in dieser Zeit. Er wünschte, daß die größte und bedeutendste aller protestantischen Mächte diesem Kampfe, in dem der Triumph des Protestantismus noch gewonnen werden konnte, wenn Einigkeit, Entschlossenheit und Kühnheit sich vereinigten,

nicht ruhig zusehen möchte. Und er glaubte das Mittel in den Händen zu haben, den zögernden und zweideutigen Karl I. von England zu einem kräftigen Auftreten zu nöthigen. Im Monat Februar 1632 war, begleitet von einer Schar, die er sich geworben, auf Einladung des Königs, der arme Friedrich V. von der Pfalz aus den Niederlanden auch am Rheinstrome eingetroffen. Der begehrte nun natürlich, daß Gustav Adolf ihm die Pfalz, so weit sie damals erobert worden, wieder einräume. Es war ja der Schwede mit dem Versprechen, daß alle Unbill abgestellt und alle vertriebene Fürsten wieder eingesetzt werden sollten, nach Deutschland gekommen. Aber Gustav Adolf hatte hier doch noch andere Rücksichten zu nehmen. Die Pfalz war von Ferdinand II. an Baiern gegeben worden und Baiern stand im Bunde mit Frankreich. Frankreich interessirt sich lebhaft für Baiern und seine Größe, in der es auch ein Gegengewicht für die Macht des Kaisers siehet. Setzt Gustav Adolf den Pfalzgrafen Friedrich in seine Lande ein, so wird Frankreich dadurch beleidigt werden, ja es könnte wohl gar ein Bruch zwischen Schweden und Frankreich daraus erwachsen. Für diesen Fall muß der König sorgen, es muß wenigstens ein Gegengewicht aufgestellt werden. Also begehrt er von dem Ritter Vane, dem Botschafter Karls I., der erschienen, um die Sache des Pfälzers in Karls I. Namen zu betreiben, daß England ein enges Bündniß mit ihm schließe und den deutschen Krieg durch 12,000 Mann Hülfstruppen unterstütze. Karl I., naher Verwandter Friedrichs von der Pfalz, soll auch ein Opfer bringen, wenn seinem Hause wieder emporgeholfen wird. Das ist die stillschweigende Bedingung, die Gustav Adolf auf die Wiedereinsetzung Friedrichs V. in die Pfalz setzt. Bis Englands Antwort und Entscheidung

kommen wird, verzögert er diese Wiedereinsetzung zu Friedrichs großem Mißvergnügen von einer Zeit zur andern. Dabei wird derselbe immer noch „König von Böhmen" von Gustav Adolf genannt, und das scheinet darauf zu deuten, daß des Schweden Gedanken ungemein weit gehen. Sind die Waffen nur von entscheidendem Glücke in dem bevorstehenden Kampfe gekrönt, so lassen sich dann ja auch wohl die größten Dinge noch erreichen. Warum sollte dann die Wahl, durch welche Böhmens Adel Friedrich von der Pfalz zum König erklärt, nicht als rechtskräftig betrachtet werden?

Es fanden indessen, wie bei der Riesengröße des ganzen Unternehmens so natürlich, auch wieder Zweifel und Ungewißheiten in der Seele Gustav Adolfs Statt. Er schrieb an den Reichsrath von Schweden, daß er ihm eröffne, auf welche Bedingungen etwa ein Friede mit dem Kaiser, mit der Liga, mit den Katholischen überhaupt geschlossen werden könne. Die Anfrage muß in einem Augenblicke geschehen sein, in dem die Hoffnung, sich des Kaiserthums über das ganze Reich bemeistern zu können, eben nicht sehr stark war, denn sicher war das nur durch Krieg, nicht durch Frieden zu erreichen. Der Reichsrath antwortet auf die königliche Anfrage erst im Monat März 1632. Die Katholischen müßten Religionsfreiheit bewilligen, die Inquisition abschaffen, den Evangelischen alles Entrissene zurückerstatten, Schweden für die Kriegskosten entschädigen, Pommern an dasselbe abtreten, einen Bund zwischen den Evangelischen und Schweden gestatten, damit dieses immer die Oberleitung in allen Kriegen habe, die im gemeinschaftlichen evangelischen Interesse etwa in Zukunft würden geführt werden müssen. Man sieht, auch der Reichsrath von Schweden denkt an eine Art von protestantischen Kaiserthum für Gustav Adolf und seine Nach-

kommen, nur soll es einen andern Namen führen und nur über die protestantischen Fürsten und Stände, nicht zugleich auch über die katholischen gehen.

Wie aber das Schreiben des Reichsrathes nach Deutschland gelangt, ist der Krieg schon wieder im vollen Zuge, der Krieg, auf dem Gustav Adolf seine Hoffnungen am liebsten baut. Viele Entwürfe beschäftigten zugleich seine Seele. Sie standen mit seinem Hauptgedanken, Sicherung des Protestantismus in Deutschland auf ewige Zeiten durch ein protestantisches mit der Krone Schwedens verbundenes Kaiserthum, in enger Verbindung. Schon früher gepflogene Unterhandlungen mit George Wilhelm von Brandenburg, daß dessen einziger Sohn, Friedrich Wilhelm, welcher nachmals der große Kurfürst genannt worden, mit Christinien, dem einzigen Kinde, das Gustav Adolf in seiner Ehe erzeugt, vermählt werden sollte, wurden erneuert. Der König suchte für die Seinen festen Fuß in Deutschland zu fassen; auf das engste sollte sein königlicher Stamm mit den Deutschen verbunden und verschwistert werden. Die Unterhandlungen, die deshalb angeknüpft wurden, stießen auf mehrere Schwierigkeiten, besonders, weil das Haus Kur-Brandenburg calvinisch, das königliche Haus von Schweden lutherisch war, wegen der Religion. Georg Wilhelm wollte nicht gestatten, daß sein Sohn in Schweden und lutherisch auferzogen würde. Gustav Adolf, der persönlich über die kleinlichen Streitigkeiten, die Calvinische und Lutherische von einander trennten, erhoben war, faßte den Gedanken, sie zu vereinigen, auf. Der vereinigte Protestantismus, nicht mehr nutzlos im eigenen Innern gespaltet, sollte größer und kräftiger dem Katholicismus entgegenstehen.

Doch es mußte die Ausführung dieser und anderer schwie-

riger Entwürfe auf günstigere Zeit verschoben werden. Nicht lange mehr durfte Gustav Adolf an den Ufern des Rheines verweilen. Nach dem Ablaufe der ersten Wochen des Jahres 1632 ward es klar, daß es dem Kaiser gelingen würde, ein neues Heer in seinen Erbstaaten zusammenzubringen. Tilly stand auch noch da, die katholische Macht ward wieder furchtbar, man mußte eilen, sie anzugreifen und, wo möglich, zu vernichten. Je länger gezögert ward, um desto mehr stieg die feindliche Macht. Es kam hinzu, daß Tilly am Ende des Februars 1632 mit 20,000 Mann wieder aus der Oberpfalz in Franken einbrach und Gustav Horn, der hier den abtrünnigen Bischof von Bamberg gezüchtiget hatte, nicht immer mit Glück gegen ihn stritt. Das katholische Heer zeigte sich also wieder, es wagte angriffsweise aufzutreten. Das war eine Mahnung, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Der König brach daher im März von dem Rheinstrome auf. Die Korps von Banner, Horn und Sachsen-Weimar vereinigten sich mit ihm, wodurch seine Macht auf etwa 40,000 Streiter stieg.

Wie er im Frühling des Jahres 1632 mit neuer Kraft wieder ausbricht, tobt der Krieg an vier verschiedenen Haupt-Puncten Deutschlands. Gustav Adolf selbst, der sich vom Rheinstrome zuerst nach Franken gewendet, stellt sich dem ligistischen Heere unter Tilly gegenüber. Oxenstierna bleibt mit einer Heeres-Abtheilung in dem stark befestigten Mainz zurück, um den Spaniern die Spitze zu bieten, die noch immer nicht ganz aus den Rhein- und Mosel-Gegenden vertrieben sind. Im Norden Deutschlands stehen die Fürsten von Lauenburg, Braunschweig, Mecklenburg und Hessen-Cassel dem Heere Pappenheims gegenüber. In Böhmen sind damals noch die Sachsen gegen die Scharen des Kaisers

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Gustav Adolfs freundliche Aufnahme zu Nürnberg den 31. März 1632.

unter den Waffen. Erst am Ende des Maies werden sie, wie bereits berichtet, von Wallenstein aus Böhmen vertrieben.

Tilly wich, wie der König nach Franken kam, einer Hauptschlacht aus. Unter den wildesten Verheerungen, unter Feuer, Mord und Brand, zog er sich allmälig an die Donau zurück. Maximilian I. von Baiern hatte es ihm so geboten. Alle Kräfte sollten für die Vertheidigung des eigentlichen Baierns aufgespart werden. Gustav Adolf traf am 31. März mit seinem Heere in Nürnberg ein, wo er mit unermeßlichem Jubel bewillkommnet ward. Merkwürdig ist die Rede, welche der König dabei an die Deputirten des Magistrates gehalten: „die alte Reichsverfassung tauge nicht mehr, es sei Zeit, daß die protestantischen Stände sich ein Haupt wählten, wie die Sachen jetzo ständen, herrsche nur Spaltung und Zerstückelung, die ebenfalls nicht tauge. Schweden müsse etwas haben für die ungeheuren Opfer, die es den deutschen Protestanten gebracht. Die Eroberungen, die er gemacht, wolle er wieder herausgeben, aber die Rechte der Oberhoheit könne und wolle er in Anspruch nehmen. Nürnbergs Abgeordnete entgegnen darauf, daß sie in der That kein besseres Haupt wüßten, als den König von Schweden selbst.

Die Rede des Königs zu Nürnberg giebt den Beweis, daß um diese Zeit die Gedanken Gustav Adolfs nicht mehr so hochfliegend waren wie früher. Also nur an die Spitze des protestantischen Deutschlands will er treten, nur über dieses soll das protestantische Kaiserthum gehen. Aber wie das Kaiserthum auch sein und werden soll, es ruhet noch in dem Schooße der Zukunft; vor der Hand muß der Krieg ausgestritten werden. Zwei Tage verweilte Gustav Adolf in Nürnberg, dann brach er nach der Donau auf. Um diese

Zeit ward der Graf von Solms an den Kurfürsten von Sachsen gesendet, um ihn aufzufordern, sein Heer auch nach der Donau herunterzuziehen. Der König fühlte, daß die Zeit großer Entscheidungen nahe und er wollte für sie der Streitkräfte so viele als möglich zusammen haben. Aber vergeblich war, wie man bereits weiß, diese Aufforderung und Gustav Adolf sah sich auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Nicht einmal die Antwort Sachsens konnte abgewartet werden; es galt jetzo Tilly zu fassen und zu schlagen, ehe er sich mit des Kaisers Heer, das noch in Mähren stand, vereinigen könnte.

Die Schweden nahmen Donauwörth mit stürmender Hand und bahnten sich dadurch den Weg über den Donaustrom. Nicht weit von Donauwörth, wo der Lech in die Donau mündet, bei dem Städtchen Rein, hatte sich Tilly verschanzt; alle Brücken über den Lech waren abgebrochen, alle Kähne verbrannt. Tilly wollte Baiern vor einem schwedischen Einbruch bewahren. Maximilian I. war selbst von München herbeigeeilt, um zu sein, wo die Gefahr war. Die Generale Gustav Adolfs erklärten alle den Versuch, im Angesicht des feindlichen Lagers und der feindlichen Kanonen den Uebergang über den Lech zu wagen, für zu gefährlich. Aber der König rief, daß er und seine Schweden nicht das Meer, nicht die größten Ströme Deutschlands gescheut, wie sollte er jetzo den kleinen Lech scheuen. Tilly ward durch einen Kugelregen beschäftiget, mit dem sein befestigtes Lager überschüttet ward. Unterdessen ward ohnweit der feindlichen Verschanzungen von den Schweden eine Brücke geschlagen, auf welcher zuerst finnisches Fußvolk und schwedische Reiterei über den Fluß ging. Gustav Adolf eilte auch sogleich hinüber und in größter Schnelle wurden Truppen so viel als

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Gustav Adolfs Sieg über Tilly und Uebergang über den Lech.
(16. April 1632).

möglich übergeführt. Tilly, bald unterrichtet, brach mit einem Theile seines Heeres aus den Verschanzungen hervor, um die über den Fluß gegangenen Schweden zurückzutreiben. Aber alle Anstrengungen der wie Verzweifelte fechtenden Ligisten blieben vergebens. In dem wilden Getümmel ward der greise Feldherr Tilly — er zählte drei und siebenzig Jahre — von einer Kugel getroffen, die ihm den rechten Schenkel zerschmetterte. Da verzagten die Ligisten und flohen in ihre Verschanzungen zurück, den verwundeten Tilly mit sich führend, dem die empfangene Wunde bald den Tod gab. Maximilian I. von Baiern entschloß sich nun, das verschanzte Lager ganz aufzugeben und in der Nacht den Rückzug nach Ingolstadt anzutreten. Nachdem er schwedischen Muth gesehen, hoffte er nicht mehr, das Lager sieghaft behaupten zu können. Sollte er sein Lager mit Sturm genommen sehen, so mußte das als eine verlorene Schlacht betrachtet werden, in der ein großer Theil des Heeres den Untergang finden konnte. Es dünkte dem Baiern sicherer, jetzo jegliches Zusammentreffen mit den Schweden zu vermeiden und seine Kräfte ungeschwächt zu erhalten, bis sie sich mit dem neuen Heere des Kaisers würden vereinigen können.

Es war am 15. April 1632, daß die Schweden den Uebergang über den Lech erzwangen, es war an demselben Tage, an welchem Wallenstein seine übermüthigen Bedingungen dem Kaiser übergeben ließ. Maximilian von Baiern konnte mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, daß das kaiserliche Heer bald würde im Felde erscheinen können. Also zogen die Ligisten noch in der Nacht nach dem festen Ingolstadt ab.

Am folgenden Tage sahen sich die Schweden in der Hoffnung, daß der Feind ihnen zu einer Schlacht stehen werde, getäuscht. Gustav Adolf wendete sich nun den Lech hinauf

nach Augsburg. Die Stadt capitulirte. Die kleine bairische Besatzung empfing freien Abzug, dagegen mußte eine schwedische aufgenommen, der katholische Magistrat entsetzt und ein protestantischer eingesetzt werden. Alle Kirchen, die sie den Protestanten entrissen, mußten die Katholischen wieder herausgeben, die katholischen Bürger wurden entwaffnet, die protestantischen mit Waffen versehen. Auch begehrte und empfing Gustav Adolf die förmliche Huldigung und den Eid des Gehorsams der Stadt. Vergebens hatte sich Augsburg erst hiergegen gesträubt und von seiner Reichsunmittelbarkeit gesprochen, womit sie den König an das Reich erinnerte, mit dem ein solcher Eid unverträglich sei. Aber Gustav Adolf wollte ja eben das alte Reich vernichten und es in ein neues umgestalten. Die Stadt mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß im Uebrigen alle ihre Rechte und Freiheiten ungekränkt bleiben sollten. Auch in dem neuen Reiche wird es Reichsstädte geben, das ist es, was der König mit dieser Erklärung sagen will.

Nun breitet das schwedisch-protestantische Heer sich weit durch Schwaben aus und hart werden besonders die Klöster und die Güter der geistlichen Herren heimgesucht. Gustav Adolf selbst aber bricht am 25. April von Augsburg wieder auf und zieht gen Ingolstadt. In und um diese Stadt hatte sich der Baier hinter Wällen, Gräben und Schanzen festgesetzt. Hier hoffte er sich zu halten, bis die Hülfe vom Kaiser käme, um die er unaufhörlich flehte. Um der Verbindung mit dem Kaiser noch sicherer zu sein, warf Maximilian I. eine bairische Besatzung in die reichsfreie Stadt Regensburg. Es war am 27. April, daß sich die Baiern durch Ueberrumpelung in den Besitz dieses wichtigen Passes an der Donau setzten.

Unterdessen waren mehrere Versuche der Schweden die Hauptschanzen in und um Ingolstadt zu stürmen, abgeschlagen

worden, wobei der Markgraf Christoph von Baden=Durlach den Tod gefunden. Aber die Gefahr blieb und Maximilian I. suchte Zeit zu gewinnen. Er wollte eine täuschende Friedens=Unterhandlung mit Gustav Adolf anspinnen, daß er nicht bedrängt werde und die Zeit verliefe, bis Wallenstein ihm zu Hülfe gekommen. Mit solchen täuschenden Friedensworten sendete der Baier den Herrn von Saint=Etienne, den Botschafter Frankreichs in München, in das königliche Lager vor Ingolstadt. Gustav Adolf aber durchschaute die List Maximilians, über den er sich in der bittersten Weise äußerte. Unverholen sagte er dem Franzosen, daß dieser Friedens=Antrag nur eine plumpe List sei, um Zeit zu gewinnen. Mit Mühe nur konnte Saint=Etienne ihn bewegen, zu sagen, welche Bedingungen er wohl dem Baiern stellen würde. Gustav Adolf begehrte nichts weniger, als daß der Baier alle sein Kriegsvolk abdanken und dafür sorgen solle, daß es nicht in den Dienst des Kaisers übergehe, daß er ferner schwöre, drei Jahre lang die Waffen nicht gegen Schweden und seine Bundesgenossen zu führen, endlich auch alle Erwerbungen und Eroberungen, die er gemacht, wieder herausgebe.

Gestand Maximilian I. diese schweren Bedingungen zu, erfüllte er sie, so war für die Sache des Königs Viel gewonnen. Baiern war wehr= und waffenlos gemacht und mußte sich später, wenn nun auch noch das Wallensteinsche Heer besiegt war, alle Veränderungen gefallen lassen, welche Gustav Adolf und die Protestanten mit dem Reiche vornehmen würden. Der französische Botschafter antwortete auf diese Anforderung, daß Maximilian I. zwar bereit sei, seine eigenen Truppen abzudanken, die übrigen aber, andern ligistischen Fürsten gehörige Schlachthaufen, von ihm nicht entlassen werden könnten, da er über diese kein Recht habe. Gustav Adolf, der

wohl sah, daß es dem Baiern mit der ganzen Verhandlung kein Ernst sei, daß er sie nur anstelle, um Zeit zu gewinnen und sich mit Wallenstein verbinden zu können, ergriff die halbe Weigerung Saint-Etienne's, um zu erklären, daß er Alles durchschaue und sehe, wie er nur getäuscht und hingehalten werden sollte. Wenn der Baier am folgenden Tage, fügte er hinzu, nicht alle Bedingungen annehme und sie augenblicklich erfülle, solle sein Land erfahren, was ein feindlicher Einbruch zu bedeuten habe. Es kam über diese Sache noch zu einem harten Wortwechsel zwischen Gustav Adolf und Saint-Etienne, der Frankreichs Freundschaft für Baiern, Frankreichs Macht drohend in die Wagschale dieser Verhandlungen werfen wollte. Der Schwede war nicht gemeint, sich durch Frankreich auf seinem Wege aufhalten zu lassen und Saint-Etienne mußte mit der bittern Nachricht, daß Gustav Adolf sich nicht täuschen und hinhalten lasse, zu dem Kurfürsten zurückkehren.

Maximilian I. von Baiern brach nun eilends auf und zog sich mit dem ganzen ligistischen Heere nach Regensburg. Diese Bewegung, am 1. Mai 1632 ausgeführt, ist klug und vortheilhaft zu nennen. In Regensburg war der Kurfürst außer Gefahr mit seinem zum Theil nur aus Milizen bestehenden Heere einen Kampf gegen die Schweden wagen zu müssen. Auch war er hier des Kaisers Erblande näher und konnte eine Vereinigung mit Wallenstein leichter bewerkstelligen. Die bairischen Truppen hatten in dem protestantischen Regensburg wieder auf das entsetzlichste gehaußt. Mord, Brand, Nothzucht und alle denkbare Greuel bedrohten die Bewohner seit der bairischen Besitznahme Tag für Tag. Die Ankunft Maximilians in der Stadt machte wenigstens den wildesten Unordnungen ein Ende. Dennoch aber bilden die katholischen

Baiern in dem protestantischen Regensburg ein übles Gegenbild zu den protestantischen Schweden im katholischen München. Auch nach der Ankunft Maximilians sah sich Regensburg immer noch genöthiget, den Kaiser um Sicherheit gegen Druck, Vergewaltigung und Greuel der Baiern anzuflehen. Es erfolgte darauf ein kaiserliches Abmahnungsschreiben an den Baiern, damit der äußerliche Schein gerettet werde; im Uebrigen blieb Alles beim Alten. Die alte Liga will von neuem aufwachen; sie greift wieder zu ihren alten Mitteln, zu Brand, Zerstörung und Vernichtung.

Gustav Adolf aber mußte wünschen, die Vereinigung Maximilians I. von Baiern und Wallensteins zu hindern. Ein neuer Operations-Plan, den er, wie er sich der Donau näherte, entworfen, war durch den Kurfürsten von Sachsen gescheitert, denn es hatte sich derselbe geweigert, seine Truppen auch nach der Donau zu führen und sich dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem großen schwedisch-protestantischen Heere zu setzen. Der Mai war herangekommen und die Sachsen wurden um diese Zeit von Wallenstein in Böhmen angegriffen und allmälig hinausgetrieben. Am Anfange des Monats aber konnte der König noch hoffen, daß die Sachsen einen hartnäckigen Widerstand leisten und Wallenstein dadurch noch geraume Zeit beschäftiget werden würde. Das hoffte er dann auch und so kam es jetzo darauf an, den Baiern zu einer Schlacht zu bewegen. Gustav Adolf erwartete, daß Eindringen in das Herz von Baiern, und Verheerung des Landes den Kurfürsten veranlassen werde, das feste Regensburg zu verlassen und ihm eine Schlacht anzubieten. Darum folgte er den Baiern nicht nach Regensburg, sondern wendete sich, die Einschließung von Ingolstadt aufgebend, in das Herz des bairischen Landes hinein.

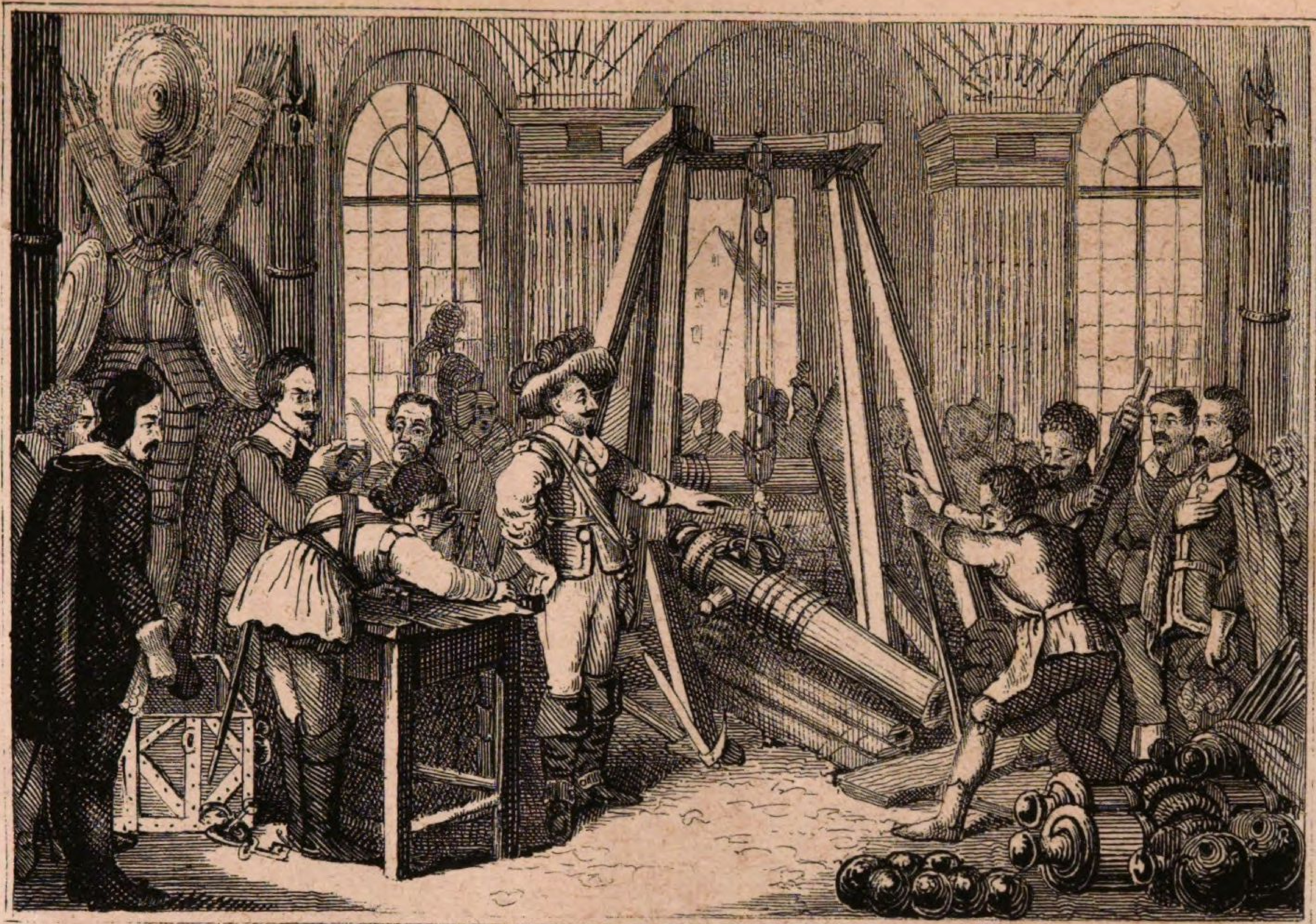
In Baiern hatte das schwedisch-protestantische Heer einen harten Stand. Abgestorben, seit einem Halbjahrhundert schon abgestorben, war hier das frühere, dem Protestantismus so geneigte Menschengeschlecht, und eine neue Generation, auferzogen im glühendsten Haß gegen die sogenannten Ketzer, herangewachsen. Die Landbewohner flohen bei der Ankunft der Schweden aus ihren Hütten und führten mit sich fort, was sie vermochten. Fielen einzelne Feinde in ihre Gewalt, so übten sie unmenschliche Grausamkeiten an ihnen aus. Zuweilen rotteten sie sich selbst in großen Haufen zusammen, um der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen und die Schweden mußten sie mit den Waffen niederwerfen. Unter solchen Verhältnissen war ja wohl natürlich, daß auch das einbrechende Heer erbittert und ergrimmt ward, daß Unthaten und Grausamkeiten sonder Zahl auch von dieser Seite geschahen. So stiegen bald Wuth, Grimm und Rache von dieser wie von jener Seite zu einem vernichtenden Grade empor. Nur Gustav Adolf behauptete in dem wilden Sturme empörter Leidenschaften Ruhe, Festigkeit, Menschlichkeit, und bewieß, dem Feinde gegenüber, daß des Christenthumes milder Geist in seinem Herzen weit mehr eine Wirklichkeit, eine Wahrheit geworden war als bei denen, welche dem Evangelio eine Prachtsäule sinnlicher Vorstellungen und Cerimonien unterbauen zu müssen geglaubt, und dabei die, welche diese Dinge nur für das ansehen, was sie waren und sind, als todteswürdige Ketzer bezeichneten.

Die Schweden eroberten Mosburg, Landshut und Freisingen. Gustav Adolf war zwar erbittert über die empörenden Grausamkeiten, die an Einzelnen aus seinem Heere von den Baiern verübt worden, aber es kam in seine Seele weder der böse Gedanke diese Greuel zu rächen, noch stieg die Erinnerung an das Mordfest, welches nun gerade vor einem Jahre von

den Ligisten in Magdeburg begangen worden, blutig in seiner Brust empor. Im Gegentheil war sein eifrigstes Streben, die Rachegefühle seiner Umgebungen und seines Heeres zu dämpfen und den Krieg nur in ehrlicher und christlicher Weise zu führen. Auch München stand vertheidigungslos und mußte sich der Gnade des Siegers unterwerfen. Am 17. Mai 1632 zogen die Schweden daselbst ein. Die Kurfürstin, Elisabeth von Lotharingen, war zu dem Grafen Paris von Codron, dem ehrwürdigen Erzbischof von Salzburg, geflüchtet, der klug und christlich keinen Theil an der Liga genommen. Alles, was sonst noch aus München hatte entweichen können, war entflohen. Eine schwere Angst mochte auf den Seelen der Menschen lasten. Es war nun gerade ein Jahr her, daß die Ligisten in Magdeburg gewüthet. Werden die Schweden und die Protestanten sich in München etwa eine blutige Rache holen, werden die Wellen der Isar mit Blut gefärbt werden, wie die Wellen der Elbe! Aber solche Befürchtungen gingen nicht aus. Gustav Adolf hielt die strengste Ordnung; alles Leben, alles Eigenthum, alle Ehre der Bewohner Münchens blieb wie seine Gebäude und besonders Kirchen und Klöster geschützt. Der Soldat mußte dem Bürger baar bezahlen, was er brauchte, Diebstahl ward mit dem Galgen bestraft, Frevel und Unbill an der katholischen Kirche mit harter Züchtigung belegt. Was sich Köstliches in dem Pallaste des Kurfürsten fand, 140 vergrabene Kanonen, die man entdeckte, das baare Geld, das aufgegriffen werden konnte, das ward freilich fortgeführt. Auch mußte München eine schwere Contribution bezahlen und die Salzvorräthe wurden zum Nutzen des Siegers verkauft. Draußen auf dem flachen Lande aber war die strenge Ordnung, welche der König in der Stadt zu handhaben wußte, nicht zu erhalten. Dort rächte sich die Wuth

der Soldaten an der Wuth des Landmanns; allenthalben flammten die Dörfer auf, allenthalben Mord, Zerstörung und Grausamkeit. Die bairischen Landleute zeigen dabei den äußersten Grad des wildesten Grimms. Selbst die Schutzwachen der Schweden, die aufgestellt sind, um Unbill von ihnen abzuwehren, überfallen sie, wo sie können, hauen ihnen Hände und Füße ab, stechen ihnen die Augen aus, schneiden ihnen Nasen und Ohren ab. Gegen solche Barbareien mußten freilich wieder furchtbare Repressalien ergriffen werden, und so wurden mehr als hundert bairische Dörfer von den Schweden niedergebrannt.

Der Krieg nimmt überhaupt um diese Zeit immer mehr und mehr einen gräßlichen, einen unmenschlichen Character an; die Deutschen beginnen sich auf das entsetzlichste untereinander selbst zu zerfleischen. Jammer und Noth, Frevel und Unthaten haben ihre brennenden Füße auf einen Boden gesetzt, den die Glaubens-Spaltung ausgetrocknet und ausgedorrt, und auf allen Puncten schlagen die blutig-rothen Flammen aus demselben hervor.



Lith. u. Druck v. ... & C. in Dresden.

Gustav Adolf in München (17. Mai 1632) lässt die im Zeughause vergrabenen Kanonen nebst dem Goldschatz aufheben.

Sechstes Kapitel.

Die Erwartung, welche Gustav Adolf bis nach München geführt hatte, daß Maximilian I. von Baiern bewogen werden sollte, Regensburg zu verlassen und eine Schlacht anzubieten, ging nicht in Erfüllung. Der Kurfürst glaubte die Verheerung seines Landes einen Augenblick dulden zu müssen. Er wollte seine Kräfte ungeschwächt aufbewahren, bis sie sich mit Wallenstein würden vereinigen können. Damit mußte er warten, bis die Sachsen ganz aus Böhmen getrieben waren, was erst am Ausgange des Maimonats geschah. Daß dem Baiern von Wallenstein nicht früher eine Hülfe zugekommen, darin ist wohl Haß und Schadenfreude Friedlands über das Unglück des Baiern nicht zu erblicken, oder es kann das wenigstens nicht nachgewiesen werden. Sicher war es Wallensteins erste Pflicht für den Kaiser zu sorgen und Böhmen vom Feinde zu reinigen. Wie nun aber die Sachsen aus Böhmen gewichen, zog der Baier mit dem Kerne seines Heeres aus Regensburg nach der obern Pfalz, um Wallenstein näher zu sein. Dabei wurden die armen Pfälzer, die sich zu frühzeitig für ihren alten Landesherrn, Friedrich V. von der Pfalz, ausgesprochen, für solche Treue und Anhänglichkeit hart gezüchtiget.

Allerdings mußte sich nun Maximilian I. tief vor dem Manne, den er auf dem Regensburger Tage von seiner Höhe herabgestürzt, demüthigen und die freundlichsten Worte an ihn verschwenden, denn er war jetzo in Wallensteins, des uneingeschränkten Feldherrn des Kaisers, Hand und Gewalt. Was sollte aus ihm und aus Baiern werden, wenn der Herzog die Vereinigung der beiden Heere verweigerte oder sie über die Gebühr verzögerte! Die überfreundlichen, ja demüthigen Worte, die er jetzo zu Wallenstein reden mußte, mögen dem stolzen Kurfürsten bitter genug geworden sein. In Pilsen sahen und sprachen sich die beiden alten Feinde zum erstenmale wieder. Wallenstein verweigerte die Vereinigung nicht, aber er setzte auch dem Kurfürsten schwere Bedingungen. Das vereinigte Heer, begehrte er, müsse unter seinem, des Herzogs, alleinigen Befehl stehen, dem Kurfürsten könne nur das Recht die Seinen zu belohnen und zu bestrafen bleiben. Maximilian I. verstand den Stolz und Ingrimm seiner Brust bei dieser Zusammenkunft trefflich zu verhehlen, und fügte sich in Alles, was der stolze Friedland begehrte. Auch der Operations-Plan, den Wallenstein entworfen und dem der kaiserliche Hof seine volle Zustimmung gab, mußte von dem Kurfürsten ebenfalls gutgeheißen werden. Durch eine Bewegung nach Franken, lautete dieser Operations-Plan, sollte Gustav Adolf genöthiget werden, Baiern aufzugeben. Ein Vordringen nach dieser Richtung konnte nun auch aus strategischen Gründen sehr gerechtfertiget werden. Es wurden dadurch die verschiedenen Theile, welche die schwedisch-protestantische Macht bildeten, auseinandergetrieben, besonders schob man so die katholische Macht zwischen die Sachsen und das große Heer, welches unter Gustav Adolf stand. Am 22ten Juni vereinigten sich bei Eger die Wallensteinschen und die bairisch-ligistischen Scharen. Fried-

land stand nunmehro an der Spitze von mehr als 60,000 Streitern.

Allen Bewegungen des Feindes und allen Vorgängen bei demselben hatte Gustav Adolf um so mehr mit gespanntester Aufmerksamkeit folgen müssen als unzweideutig war, daß eine große Entscheidung nahe bevorstehe. Es waren bis jetzo schwere Fehler begangen worden; der König konnte sich es nicht verhehlen, daß dem also sei. Diese Fehler hatten gleich nach der Leipzig=Breitenfelder Schlacht, als man verabsäumt, Tilly an der Weser aufzusuchen, begonnen. Zum Theil mußte Gustav Adolf die Schuld dieser Fehler in sich selbst suchen. Allzusehr war von ihm geeilt worden, in die Mitte und in den Süden des Reiches zu kommen, um bei den Fürsten und Ständen sein künftiges Kaiserthum vorzubereiten und darüber die Vernichtung des Tillyschen Heeres verabsäumt worden. Den größern Theil aber der Schuld scheint der König in den Kurfürsten von Sachsen gesetzt zu haben, der aus dem Angriffe auf Böhmen so wenig zu machen verstanden.

Bald hatte der König die Hoffnung aufgeben müssen, daß sein Eindringen in Baiern den Kurfürsten bewegen würde, ihm eine Schlacht anzubieten. Deutlich ward es bald, daß Maximilian I. entschlossen, sein Land einen Augenblick Preis zu geben, um die Vereinigung mit Wallenstein zu gewinnen. Nun ward der längere Aufenthalt in Baiern unnütz. Gustav Adolf verließ München wieder am 7. Juni 1632 und zog sich zunächst, eine starke Besatzung in Augsburg zurücklassend, wieder nach der Donau. Da die Vereinigung des Wallensteinschen und des bairisch=ligistischen Heeres von Tag zu Tag erwartet werden mußte, war dringend nothwendig, auch auf eine möglichst große Verbindung protestantischer Streitkräfte zu denken. Daher ward der Graf von Solms an den Kur=

fürsten von Sachsen gesendet, um die Entfernung des verdächtigen Arnim und die Vereinigung der sächsischen mit den schwedischen Truppen zu begehren. Johann Georg I. aber zeigte sich dem König gegenüber immer halb und zweideutig. Die zweideutige Stellung, in der der Kurfürst sich hält, die halben und schwankenden Maßregeln, die er ergreift, müssen als ein Hauptgrund, daß die Sache des Protestantismus bis jetzo nicht entschiedener vorwärts gegangen, bezeichnet werden. Nur ist dabei sogleich zu bemerken, daß der Kurfürst selbst nicht zweideutig, sondern gerade recht rein und deutsch zu handeln meint. Das Erscheinen der Schweden, der Fremden, in dem Reiche ist ihm unangenehm, es wird ihm um so unangenehmer je mehr hervortritt, daß Gustav Adolf doch nicht allein um des Glaubens und der Kirche willen, daß er auch gekommen, um sich in Deutschland ein Reich aufzubauen. Er fürchtet von demselben, daß es, wenn es entstanden sei, die zeitherige Unabhängigkeit der Fürsten und Stände verkürzen werde. Von den Freunden und Anhängern Ferdinands II. wird der Kurfürst in dieser Furcht bestärkt. Große Mühe wird vom kaiserlichen Hofe aufgewendet, Johann Georg I. das Reich des Schweden in dem schwärzesten Lichte sehen zu lassen. Der Kurfürst wollte, daß die Schweden den Protestantismus in Deutschland retteten, aber nicht weiter zu gehen vermöchten. Er meinte daher den König in seinem Kampfe unterstützen zu müssen, so weit es nothwendig sei, um Ferdinand II. und die Liga zu einem billigen Frieden zu zwingen, aber ihn nicht allzusehr unterstützen zu dürfen, damit er nicht mächtig genug würde, um das ganze, alte Reich über den Haufen werfen zu können. Johann Georg I. sah, daß das alte Reich nicht ohne einen langen und furchtbaren Kampf mit Ferdinand II., mit der Liga, mit Spanien, vielleicht sogar mit

Frankreich, bis zum Untergange gebracht werden könne. Dieser Kampf konnte nur mit deutschem Blute, mit deutschem Gelde von den Schweden geführt werden. Der Kurfürst glaubte dem Vaterlande den langen Jammer eines solchen Kampfes ersparen zu müssen. Bei dieser Gesinnung weigerte sich Johann Georg I. Arnim zu entfernen, den Gustav Adolf für einen Verräther hielt, denn für ihn war Arnims halbes und zweideutiges Benehmen in Böhmen kein Verrath; er hatte in dem Geiste seines Herrn gehandelt.

Wie die Vereinigung Wallensteins und Maximilians I. von Baiern immer näher und näher rückte, ward auch noch der Pfalzgraf August von Sulzbach an den Kurfürsten nach Dresden gesendet. Gustav Adolf, der von den Verhandlungen gehört, welche zwischen Wallenstein und Arnim gepflogen worden, schwebte in Besorgniß, daß dem Kurfürsten jetzo günstige Bedingungen von Kaiser und Liga gestellt, Kursachsen und mit ihm noch andere protestantische Fürsten und Stände von Schweden dann abwendig gemacht, er und die Seinen im Angesichte der Wallensteinschen Uebermacht verkauft, verrathen und verlassen werden könnten. Darum sollte der Pfalzgraf dem Kurfürsten vorstellen, daß jede Trennung der Protestanten, auf welche die Gegner nur mit Tücke und Hinterlist hinarbeiteten, sicher alle, die einen früher, die anderen später in den Untergang führen werde. Dagegen ließ der König vorschlagen, einen großen, allgemeinen Bund der Protestanten zu schließen, damit man dem Feinde fest, sicher und geschlossen entgegentreten und einen guten Frieden gewinnen könne.

Dabei muß der Pfalzgraf dem Kurfürsten noch zu verstehen geben, daß es am besten und sichersten sein würde, wenn die protestantischen Stände sich ein besonderes Haupt, einen protestantischen Kaiser erwählten, wozu niemand geschickter sei als

der König von Schweden. Diese hochwichtige Sache scheint weniger in der Form eines bestimmten Antrags, als wie ein hingeworfener, vorläufiger Gedanke angebracht worden zu sein. Der Kurfürst mag nicht wenig darüber erschrocken sein. Der Pfalzgraf findet ihn unruhig, unentschlossen, voller Mißtrauen und Besorgnisse. Indessen ist jetzo keine Zeit, dem König offen entgegenzutreten. Auch von Ferdinand II. und von der Liga ist genug zu fürchten. Wallensteins furchtbares Heer steht noch in Sachsens Nähe. Wenn es sich nun, wie Tilly nach der Eroberung Magdeburgs, Vernichtung und Untergang mit sich führend, auf Sachsen stürzte und man würde von den Schweden verlassen? Johann Georg I. antwortet daher endlich, daß er, es möge kommen, wie es wolle, den Bund mit Schweden nicht verlassen wolle, und was die anderen ihm mitgetheilten Dinge beträfe, so verspräche er dazu seine guten Dienste. Damit hatte der Kurfürst wenigstens die Entscheidung über die gefährlichen und bedenklichen Anträge, die ihm vom König gemacht worden, in die Zukunft hinausgeschoben und Gustav Adolf konnte sich nicht gerade beleidiget fühlen. Es war ja jetzo, mitten unter dem Geräusch der Waffen, überhaupt keine Zeit, einen Bund zu versammeln, einen Kaiser zu wählen. Sicher hatte auch der König gar nicht gemeint, daß die Dinge, die er in Vorschlag brachte, auf der Stelle vor sich gehen sollten; es war ihm nur darauf angekommen, einige Sicherheit über die Gesinnungen des Kurfürsten wegen des protestantischen Kaiserthums zu haben. Die Anforderung des Königs, welche die Vereinigung der sächsischen und der schwedischen Truppen betraf, schlug Johann Georg I. fast gänzlich ab. Nur einige sächsische Regimenter wurden zur Unterstützung Gustav Adolfs nach Franken gesendet, der Kern des Heeres aber unter Arnims Befehl gelassen. Der Kurfürst von Sach=

sen wollte sich damit seine freie und unabhängige Stellung sichern.

Gustav Adolf befand sich überhaupt, dem Fürsten von Friedland gegenüber, in großem Nachtheil. Wallenstein war der uneingeschränkte Feldherr seines Heeres und jeder seiner Entwürfe mußte von den Unter-Feldherrn mit Pünctlichkeit und Schnelle ausgeführt werden. Gustav Adolf hatte es mit Fürsten und Herren zu thun, die nicht gewohnt waren, sich gebieten zu lassen. Besonders die größeren und mächtigen Fürsten folgten weniger seinen als ihren eigenen Ansichten und Entwürfen. Daher sind Gustav Adolfs Operationen gelähmt und seine Macht doch geringer als sie auf den ersten Anblick erscheint. Ein Mann von geringerem Geiste und von weniger Persönlichkeit und Kraft würde unter diesen Umständen etwas von Bedeutung zu leisten gar nicht im Stande gewesen sein,

Und selbst ein Gustav Adolf kommt, wie die Wallensteiner und die Ligisten so nahe an einander gerückt, daß ihre Vereinigung von Tag zu Tag erwartet werden muß, in nicht geringe Verlegenheit. Er hat die Donau verlassen und sich weiter nach Franken gezogen. Nicht 20,000 Krieger sind in diesem Augenblicke um ihn. Es haben in Augsburg, in Donauwörth und anderwärts zahlreiche Besatzungen müssen zurückgelassen werden. Bernhard von Weimar kämpft in Oberschwaben und an den Grenzen Tirols, Oxenstierna am Rhein und an der Mosel gegen die Spanier, die Kräfte der norddeutschen Fürsten sind zum Theil noch immer durch Pappenheim gefesselt und die Sachsen haben den König verlassen. Er ist einen Augenblick in Verlegenheit, was er thun, wohin er sich wenden soll. Erst scheinet er gefürchtet zu haben, Wallenstein möge sich mit seiner ganzen Macht auf den Kurfürsten von Sachsen werfen und denselben entweder vernichten oder

ihn zum Abfall von Schweden zwingen. Indessen mag Gustav Adolf bald ziemlich sichere Nachrichten empfangen haben, daß es Friedland nicht auf Sachsen, sondern auf einen Einbruch in Franken und besonders auf die Eroberung von Nürnberg abgesehen habe. Die Plünderung der wohlhabenden Reichsstadt konnte die Soldaten an den Feldherrn ketten, auch bedurfte Wallenstein selbst neuer Schätze, um seine leer gewordenen Säckel wieder zu füllen. So wie er über die Entwürfe des Gegners sicher geworden, schlägt Gustav Adolf am 18. Juni sein Hauptquartier dicht bei Nürnberg auf. Sofort ward nun mit Beihülfe der Bürger und aufgebotener Bauern ein großes befestigtes Lager aufgerichtet, in dessen Umkreis die Stadt mit allen Vorstädten und dazu gehörenden Gärten mit hereingezogen war. Das Lager beschrieb einen sehr weiten Bogen. Wälle, Gräben, Schanzen und Pfahlwerke deckten es von allen Seiten. Das Ganze war ein Werk von ungemeiner Großartigkeit.

Gustav Adolf muß vor allen andern Dingen darauf denken, seine Streitkräfte bedeutend zu vermehren, denn sein jetziges Heer würde kaum im Stande sein, diese weitläuftigen Werke auch nur zu vertheidigen. Daher empfangen Oxenstierna, Bernhard von Weimar und Banner Befehl sich mit ihren Korps ebenfalls in das befestigte Lager von Nürnberg zu begeben. Am Ende des Monats Augusts sind sie eingetroffen. Die Macht des Königs beträgt dann etwa 56,000 Streiter.

Unterdessen ist Wallenstein aus Böhmen hervorgekommen und durch die obere Pfalz langsam ebenfalls gen Nürnberg gezogen. Erst am 16. Juli läßt er sich in der Nähe der Stadt bei Zirndorf und Altenberg nieder und richtet ebenfalls auf steilen Anhöhen längst des Rednitzflusses ein befestigtes Lager auf. Wenn man nun auch allerdings in Anschlag

bringen muß, daß kriegerische Bewegungen damals im Allgemeinen nicht mit der Schnelligkeit unserer Zeiten vor sich gehen, so erscheinen doch Wallensteins Operationen als ungemein langsam. Schon am Ende des Maimonats war er mit den Sachsen in Böhmen fertig. Und es verlaufen seitdem sieben Wochen, bis er nur in der Nähe Nürnbergs erscheint. Er hat dem König vollkommene Zeit gelassen, sein Lager so zu befestigen, daß dessen Erstürmung mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird. Nachdem er endlich gekommen, benutzt er nicht einmal seine ungeheure Uebermacht, so lange dazu noch Zeit ist, so lange Gustav Adolf noch auf seine eigenen Kräfte und auf die Bürger von Nürnberg zur Vertheidigung des Lagers beschränkt ist. Er behauptet, daß er den Feind durch Abschneidung des Proviants und der Zufuhr ruiniren wolle, da doch in Nürnberg selbst so große Vorräthe liegen, daß die Schweden vor der Hand deren genug haben. Er macht nicht einmal einen Versuch die Vereinigung des Königs mit den Korps von Oxenstierna, Banner und Bernhard von Weimar zu hindern, nach welcher die Erstürmung des Nürnberger Lagers beinahe als eine Unmöglichkeit angesehen werden muß.

Siehet es doch beinahe aus als sei dem Fürsten von Friedland an einem raschen und glücklichen Ende des Krieges nicht eben viel gelegen. Es darf ja wohl auch ein solches Ende nicht allzurasch herankommen, wenn Wallenstein die Aussicht auf das versprochene östreichische Erbland nicht verlieren soll. Zu wirklicher Uebergabe eines solchen wird der Kaiser doch sicher nicht im Siege und im Glücke, nicht durch schnelle Vernichtung der Schweden und durch rasche Unterdrückung der Protestanten zu bringen sein. Nur Noth, Angst, Verlegenheit, ja sogar Zwang werden Ferdinand II. dazu bewegen können.

So hatten sich die beiden Heere geraume Zeit gegenüber gestanden, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen. Jeder Theil suchte dem anderen die Zufuhren abzuschneiden, in welchem Streben die Wallensteiner nicht glücklicher waren als die Schweden. Gelang es Wallenstein auch durch seine leichte Reiterei den Schweden mehrere Zufuhren abzuschneiden, so konnte sich diese desselben Erfolges gegen den Feind rühmen. Der Grund, welchen Wallenstein angab, um seine Unthätigkeit zu beschönigen, war offenbar kein Stich haltender. Er konnte den König nicht durch die Abschneidung des Proviantes ruiniren. Wird Gustav Adolf sehen, daß im Nürnberger Lager die Zufuhren schmal werden, nun so wird er dasselbe verlassen und es anderswo aufschlagen. Für die Sache Ferdinands II. ist damit nichts gewonnen. Wallenstein giebt aber auch jenen Grund nur an, er hat ihn nicht wirklich. Sein Gedanke ist offenbar, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit der Kaiser aus Noth und Verlegenheit nicht eher herauskomme, als bis der Contract mit Wallenstein zu einer Wahrheit geworden und ein östreichisches Erbland ihm überwiesen. Gustav Adolf aber wünscht Entscheidung durch eine Schlacht. Mehreremals wurden die feindlichen Verschanzungen von den Schweden angegriffen. Wallenstein soll durch diese Angriffe bewogen werden, herauszukommen auf das offene Feld und eine Schlacht anzunehmen. Aber er hütet sich wohl und bleibt unbeweglich hinter seinen Gräben, Wällen und Schanzen stehen.

Am 1sten Septbr. versucht Gustav Adolf wieder den Feind durch eine starke Kanonade hervorzulocken, aber auch das bleibt umsonst. Da nun im schwedischen Lager der Mangel immer mehr um sich greift, das Gegenüberstehen der beiden Heere auch überhaupt die Sache nicht weiter bringt,

und Wallenstein doch aus seinen Verschanzungen nicht herauszubringen ist, so muß wohl ein großer Angriff auf diese selbst unternommen werden. Er geschieht nun am 4. Septbr. Wie Wallenstein sah, daß ein Angriff kommen würde, hatte er zwar einen Theil seines Heeres aus dem befestigten Lager herausgeführt und nur den andern darin gelassen, war aber auf den Höhen stehen geblieben, die von dem Schlosse Altenberg den Namen führen. Diese Höhen sind abschüssig, mit Wald und Busch bedeckt und überdem noch durch Verhaue gesichert. Das befestigte Lager selbst, welches sich etwas nach der Ebene herunterzog, war durch tiefe Gräben unzugänglich gemacht. Die Schweden hatten daher ein sehr ungünstiges Terrain vor sich, sie mochten angreifen, wo sie wollten. Dennoch führte Gustav Adolf die Seinen zum Sturme heran und ließ zugleich die feindliche Stellung durch seine Artillerie beschießen. Es war ein furchtbares Drängen die Höhen hinauf. Immer stürmten die Schweden, immer wurden sie wieder herabgetrieben, ohne oben festen Fuß fassen zu können. Während des Sturmes ließ Wallenstein seine Reiterei hervorbrechen, um Verwirrung in die schwedischen Reihen zu bringen; sie ward aber zurückgeschlagen und die Stürme begannen von Neuem. Morgens um zehn Uhr hatte der Kampf begonnen und schon nahete die Nacht, ohne daß von den Schweden etwas erreicht worden. Endlich mit dem sinkenden Tage faßte Bernhard von Weimar oben auf den Höhen festen Fuß. Von hier aus konnte man das eigentliche Lager Wallensteins mit Erfolg beschießen, nur mußte das schwere Geschütz noch die Höhen heraufgebracht werden. Der Einbruch der Nacht hinderte indessen alle weiteren Unternehmungen.

Haben die Schweden auch an diesem Tage in so fern ihren

Zweck nicht erreicht, daß die Verschanzungen des Feindes von ihnen nicht haben erstürmt werden können, so sind sie doch sonst im Vortheil und die Gegner im Nachtheil. Wallensteins Reiterei hat sich mit entschiedenem Unglück im offenen Felde gezeigt, die Schweden aber auf den Höhen sich festgesetzt. Nun fällt aber des Nachts ein sehr starker Regen und es muß am andern Morgen als sehr schwierig erscheinen, im Angesicht und unter den Kanonen des Feindes, das schwere Geschütz die Höhen hinaufzubringen. Unter diesen Verhältnissen erscheint dem König die Fortsetzung der Unternehmung zu bedenklich. Schon der erste Tag hat schwere Opfer gekostet; zweitausend Leichen decken das Feld. Bernhard von Weimar muß daher die gewonnenen Höhen wieder aufgeben und das ganze Heer zieht sich in das Nürnberger Lager zurück. Beide Feldherrn hatten beim Sturme großen persönlichen Muth erwiesen. Wallenstein war einmal der Gefangenschaft nahe und dem König hatte eine Kugel die Sohle vom Stiefel heruntergerissen.

Der Herzog beutet diese Vorgänge nach Möglichkeit zu seinem Besten beim Kaiser aus und schreibt an denselben einen prahlerischen Brief über die versuchte Erstürmung seines Lagers. „Gustav Adolf, sagt er, habe sich bei diesem Unternehmen die Hörner gewaltig abgelaufen, das ganze feindliche Heer sei bis auf das Aeußerste entmuthiget." Fünf Wochen später gab ihm dieses Heer bei Lützen, indem es ihn besiegte, den klaren Beweis, daß es nicht entmuthiget worden. Gustav Adolf aber entschließt sich, das Lager von Nürnberg abzubrechen. Weder er noch Wallenstein kann in dieser Gegend länger ausdauern; sie ist aufgezehrt und empfindlicher Mangel beginnt besonders im schwedischen Lager sich einzustellen. Vorzugsweise aber ent-

scheidet die Erwartung den König zum Aufbruch, daß Wallenstein sich dann doch auch aus seinem festen Lager herausbewegen und Veranlassung zu einer Schlacht bieten werde.

Bevor er aber aufbricht, läßt er bei Wallenstein durch den gefangenen Kaiserlichen General-Wachtmeister Scharre anfragen, ob nicht ein Friede möglich sei. Wallenstein antwortet darauf höflich, daß er mit dem Kurfürsten von Baiern darüber sprechen, besonders aber die Entschließung des Kaisers einholen müsse. Die kaiserliche Antwort auf diese Anfrage läßt ziemlich lange auf sich warten; sie läuft erst ein, als die Schweden das Nürnberger Lager schon abgebrochen haben. Ferdinand II. meint, daß jetzo wohl überhaupt keine günstige Zeit zur Anknüpfung von Friedens-Unterhandlungen sei, womit er allerdings Recht hat. Damit scheint das Ende dieser kurzen Verhandlung gegeben gewesen zu sein.

Es ist schwer zu sagen, was Gustav Adolf mit dem Anerbieten eines Friedens beabsichtiget. Daß zwischen ihm und dem Kaiser ein Friede so lange unmöglich sei, als er, der König, seinen Planen auf Deutschland nicht zu entsagen gesonnen, lag auf der flachen Hand. Er war aber diesen Planen zu entsagen, sicher nicht im Mindesten gesonnen. Also kann Gustav Adolf schwerlich das Anerbieten an Wallenstein mit dem Gedanken, daß dadurch wirklich ein Friede zwischen ihm und dem Kaiser zu Stande kommen solle, gemacht haben. Auch konnte er den Friedens-Antrag nicht, wie vermuthet worden ist, deshalb machen, um dadurch einen bessern und ruhigern Abzug aus dem Lager von Nürnberg zu gewinnen. Denn nichts wäre thörichter gewesen, als die Hoffnung, daß sich Wallenstein durch das Anerbieten des Friedens für abgehalten erachten würde, alle

kriegerische Vortheile, zu denen ihm Gelegenheit geboten, zu benutzen. Auch hatte es wenig Noth mit einem Wallensteinschen Angriff während des Aufbruches, denn bis jetzt hatte der Herzog jedes ernstliche Zusammentreffen eher vermieden, als es gesucht. Wohl aber könnte es sein, daß Gustav Adolf die Anerbietung nur gemacht, um mit Wallenstein selbst in Verbindung zu kommen. Der König mußte wissen, welche schwere Bedingungen Friedland dem Kaiser bei Uebernahme des Generalats gemacht; er ahnete daher, daß es über kurz oder über lang zu einem Bruche zwischen Ferdinand II. und Wallenstein kommen müsse. Diesen Bruch mußte er allerdings so viel als möglich zu beschleunigen suchen. Dazu war nöthig, irgend eine Verbindung mit Wallenstein zu eröffnen, eine Unterhandlung zu eröffnen, bei der sich Gelegenheit finden konnte, Wallensteins Bruch mit dem Kaiser zu befördern. Dieser aber stellte sich, als ob er Gustav Adolf nicht verstände, weil er nichts von demselben für sich erwartete und behandelte daher den Antrag des Königs, als wenn er wirklich an den Kaiser und nicht vielmehr an ihn gerichtet sei. Es giebt Nachrichten, denen zu Folge eine Art von Verbindung zwischen Gustav Adolf und Wallenstein ohne Wissen des Kaisers jetzt schon wirklich bestand. Ja es wird erzählt, daß Gustav Adolf dem Fürsten von Friedland seine Unterstützung versprochen, wenn er sich zum König von Böhmen machen wolle. Es scheinet aber, daß diese Berichte falsch sind, und daß eine solche Verbindung zwischen Gustav Adolf und Wallenstein in der That nicht bestand. Höchstens mag dieser seltsame Friedens-Antrag des Königs einen Versuch, mit Wallenstein in Verbindung zu kommen, enthalten. Sie wird von diesem abgewiesen, weil er fühlt, daß Gustav Adolf es nicht ist, durch

den er emporkommen kann. Des Königs von Schweden Entwürfe auf Deutschland, die auch für Wallenstein kein Geheimniß, sind den Planen des Herzogs zu sehr entgegen, als daß hier eine Vereinigung gegen Ferdinand II. eintreten könne.

Gustav Adolf bricht am 18. Septbr. 1632 von Nürnberg auf, wo eine kleine schwedische Besatzung zurückbleibt; außerdem sind schon früher aus den Bürgern zwölf gute Bataillione Milizen errichtet worden, so daß die Stadt als hinlänglich vertheidiget angesehen werden konnte. Der König wendete sich zuerst nach Neustadt an der Aisch. Hier schied Friedrich V. von der Pfalz von seinem königlichen Freunde, um sich nach Frankfurt am Main zu begeben. Treu hatte derselbe bei Gustav Adolf ausgehalten, treu mit ihm gekämpft, obwohl die Pfalz immer noch nicht wieder an ihn überwiesen worden, da der König Karl I. von England nöthigen wollte, sich für die Sache des Protestantismus in Deutschland anzustrengen und ein Bündniß mit Schweden zu schließen. Dieses Bündniß, so lange unterhandelt, war nicht zu Stande gekommen, denn Karl I. sann damals nur darauf, wie er die Freiheiten von Alt-England vernichte, und der Protestantismus in Deutschland war ihm mindestens gleichgültig. Gustav Adolf mußte fürchten, Frankreich zu beleidigen, wenn er den Pfalzgrafen wieder einsetze und deshalb hatte er gewünscht, daß ein Bund mit England ihn sichere, wenn es etwa wegen der Pfalz gar zu einem Bruche mit Frankreich käme. Ob nun wohl Karl I. sich fortwährend weigerte, ließ Gustav Adolf doch den Pfalzgrafen ziehen, damit er nun bald von der untern Pfalz, aus welcher die Spanier vertrieben, Besitz nehme, denn seines rechtmäßigen Eigenthums sollte er deshalb nicht verlustig werden. Die Bedingungen der Uebergabe sollten noch später mitgetheilt

werden. Es geschah und der König begehrte weiter nichts, als daß Friedrich V. auch dem Lutherthume freies Bekenntniß und freie Kirche einräume, den Schweden allein Werbungen gestatte und die angesehnsten Städte seines Landes, so lange der Krieg daure, schwedischen Besatzungen einräume. Ueber diese Bedingungen erhub Friedrich V. Schwierigkeiten und es kam nichts zu Stande. Der Pfalzgraf ward zu Mainz bald von einer schweren Krankheit überfallen, durch die am 29. Novbr. 1632 sein Leben endete. Seinem Verscheiden war der Heldentod Gustav Adolfs um einige Tage vorausgegangen. Es ist von den letzten Wochen eines großen Lebens zu berichten.

In Neustadt an der Aisch wartete der König mehrere Tage, wozu sich Wallenstein nun entscheiden werde. Er wünschte, daß derselbe kommen und sich zu einer Schlacht stellen möge. Wallenstein aber brannte nach dem Abzuge der Schweden sein Lager ab und verließ es mit so großer Eilfertigkeit, daß die Nürnberger noch eine reiche Beute darin fanden. Er wich dem König aus und wendete sich zuerst nach Forchheim. Die Wallensteiner ergossen sich nun in ihrer alten Weise, mit Raub, Mord und Brand über das gesegnete Frankenland, aber zu einer Schlacht stellten sie sich nicht. Bei diesen Aussichten theilt Gustav Adolf sein Heer und läßt den einen Theil unter Bernhard von Weimar in Franken zurück. Bernhard soll sich hinwenden, wo es Noth thun wird, Wirtenberg oder Sachsen retten, je nachdem das eine oder das andere dieser Länder von den Wallensteinern bedroht werden sollte. Gustav Adolf selbst wendet sich mit dem größten Theil des Heeres wieder hinunter nach der Donau, und bei Donauwörth gehen die Schweden zum zweitenmale über die Donau. Durch diese Bewegung nach Baiern hin hofft Gustav Adolf, Wallenstein

zu nöthigen, ihm zu folgen und ihm eine Schlacht zu liefern. Wohl würde nun auch diese Erwartung in Erfüllung gegangen sein, wenn er sich gegenüber einen Feldherrn gehabt, der nach einer Entscheidung begierig gewesen. Wallenstein aber weicht einer solchen nach Möglichkeit aus und sucht offenbar den Krieg in die Länge zu ziehen.

Statt daher dem König nach Baiern zu folgen, zieht er sich immer weiter von ihm hinweg, durch Franken hindurch dahin sich wendend, wo das Land Thüringen beginnt. In den ersten Tagen des Monats October ward Koburg von Wallenstein genommen. Die Veste aber, in welcher der Oberst Taupadell befehligte, ward von der Besatzung mit Löwenmuth vertheidigt, daß Wallenstein sie nicht zu nehmen vermochte. Bernhard von Weimar eilte während dem aus Franken nach Thüringen, um dieses Land vor dem Unglück eines Wallensteinschen Einbruchs zu bewahren. Wallenstein aber hub die Einschließung der Veste von Koburg auf und entschloß sich, da Bernhard von Weimar ihm den Weg nach Thüringen versperrte, in das Vogtland und in Kursachsen einzubrechen. Hoffte der Herzog etwa, durch diese Bewegung den Kurfürsten von Sachsen zum schnellen Abschluß eines Friedens mit dem Kaiser zu bringen, so war das sicher eine wenig begründete Hoffnung. Der Kurfürst wird es wie bei dem wilden Einbruch des Tillyschen Heeres nach dem Falle von Magdeburg machen, das ist mit Leichtigkeit vorauszusehen. Er wird sich dem Schweden wieder in die Arme werfen und Gustav Adolf stehet nicht so fern, daß er dem Kurfürsten nicht schnelle Hülfe leisten könnte. Oder wollte Wallenstein die breiten Ebenen um Leipzig suchen, um einen geeigneten Ort für die Schlacht zu haben? Aber er hatte schon bei Nürnberg Ebene genug gehabt, wenn er nur sonst eine Schlacht lieferte. Also bleibt als Erklärungs-Grund für die

Bewegung Wallensteins nach Sachsen zu nur noch ein Drittes übrig. Er ging dahin, um einer Schlacht auszuweichen, um den Krieg so viel als möglich in die Länge zu ziehen.

Wie nun Wallenstein diese Fahrt nach Sachsen antrat, trennte sich Maximilian I. mit seinen Baiern wieder von ihm. Mit bitterm Ingrimm nur hatten die beiden Männer neben einander gestanden. Wallenstein haßte in dem Baiern den Mann, der ihn zu Regensburg gestürzt, Maximilian I. haßte in Wallenstein den stolzen, übermüthigen Emporkömmling, der sich in die Zahl der Fürsten eingedrängt, dem es Lust und Freude zu sein schien, die zu demüthigen, von denen er wußte, daß sie innerlich über ihn ergrimmt. Der Haß der Fürsten hatte sich auch den Truppen mitgetheilt. Baiern und Wallensteinische geriethen oftmals in blutigen Hader aneinander. Die Baiern wendeten sich über Bamberg in die Oberpfalz. Maximilian I. wollte sein eigenes Land nicht zum zweitenmale den Verheerungen der Schweden Preis geben. Darum eilte er es zu schützen. Also war Sachsen wieder von der verheerenden Fluth eines wallensteinschen Heeres bedroht, das schon in Franken sein Wieder-Aufwachen in seiner alten Weise, mit Feuer, Mord, Brand und Vernichtung gezeigt. Wohin diese wilden Scharen schritten, da ächzte und stöhnte jegliches Land unter namenlosem Jammer.

Unterdessen waren nun aber die Sachsen in einer beinahe seltsamen Unternehmung wieder auf dem Kriegsschauplatze aufgetreten. Stark und bestimmt hatte Johann Georg I. sich geweigert, sein Heer an die Donau, nach Franken führen zu lassen, wo dessen Vereinigung mit den Schweden einen großen und entscheidenden Schlag herbeiführen konnte. Es fürchtete der Kurfürst immer einen solchen großen und entscheidenden Schlag viel mehr, als daß er ihn hoffte, weil dadurch Gustav

Adolfs Entwürfe auf das Reich gefördert werden mußten. Müßig aber wollte er dem Kampfe auch nicht zusehen, weil dann wieder Ferdinand II. übermächtig emporkommen könnte, von dem dann, wie er wohl wußte, der deutsche Protestantismus und seine Fürsten gar Schlimmes würden zu befahren haben.

So war es geschehen, daß Johann Georg I. seinen Feldherrn Arnim, zu dem auch brandenburgische Truppen stießen, im August 1632 in Schlesien hatte einrücken lassen. Siege und Erfolge dort, im fernen Schlesien, an den Markungen Deutschlands, erfochten konnten auf die Entscheidung des ganzen, großen Trauerspieles kaum von einem erheblichen Eindruck sein. Darum ist die sächsische Unternehmung auf Schlesien eine seltsame zu nennen, obwohl sie sich aus den Gesinnungen des Kurfürsten sattsam erklärt. Er wollte auf der einen Seite etwas thun, es sollte aber dieses Etwas auf der andern Seite nichts Entscheidendes enthalten. So halb und zweideutig wie das ganze Unternehmen war auch seine Ausführung im Einzelnen. Arnim erklärte bei seinem Einrücken in Schlesien bei mehrern Gelegenheiten, daß er nicht gekommen sei, um Schlesien von dem Kaiser abwendig zu machen, sondern nur um die Privilegien des Landes und namentlich die religiöse Freiheit, welche vom Kaiser in dem sogenannten Dresdner Accord von 1621 angelobt, aufrecht zu erhalten. Also doch wenigstens eine klare und deutliche Erklärung, daß ein feierliches Versprechen von Ferdinand II. vielfach verletzt worden. In Schlesien befehligte des Kaisers General Don Balthasar de Maradas, der bei Steinau lagerte. Die Sachsen eroberten Glogau und faßten so in Schlesien festen Fuß. Don Maradas ward von ihnen bei Steinau gefaßt und am 29. Aug. 1632 geschlagen, worauf er sich nach Ober-Schlesien zurück zog. Arnim besetzte

darauf im Septbr. auch Breslau, Schlesiens Hauptstadt. Nun aber standen die Unternehmungen still. Gustav Adolf hatte zu dem Zuge nach Schlesien auch einen Heerhaufen, den Düwal befehligte, gestellt, damit die Sachsen in Schlesien nicht allein und nach ihren Absichten und Interessen schalten und walten möchten, er hier die Hände auch mit in dem Spiele habe. Zwischen den Schweden und den Sachsen war immer bitterer Zwist und arges Mißtrauen. Arnim wollte allein den Ober-Befehl führen und die Schweden ihm das nicht zugestehen. Der sächsische Feldherr begehrte von den Schlesiern, daß sie sich an ihn, und der schwedische begehrte, daß sie sich an Schweden anschließen sollten.

Die Fürsten, Stände und Städte Schlesiens aber waren durch das Strafgericht, das der Kaiser nach der böhmischen Revolution über sie hatte ergehen lassen, viel zu eingeschüchtert, als daß sie entschieden gegen Ferdinand II. hätten auftreten sollen. Arnim verlangte das ja auch gar nicht. Also verhielt sich Schlesien meist ruhig und handelte weder gegen den Kaiser noch gegen die Verbündeten. Namentlich hielten die Fürsten in Schlesien sich in dieser neutralen Stellung und sie mußten es wohl. Denn wie furchtbar würde der Zorn Ferdinands II. sie getroffen haben, wenn sie sich gegen ihn bewegt, und wenn die Schweden und Sachsen wieder aus dem Lande verschwanden. Schon wurden die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Oels in Wien Rebellen genannt, schon schien man dort nur eine leise Veranlassung zu erwarten, um ihre Gebiete confisciren zu können. Das sächsische Unternehmen auf Schlesien nutzte zu gar nichts, ja es schadete bedeutend. Die sächsisch-brandenburgisch-schwedischen Scharen, die rein umsonst in Schlesien standen, fehlten bei der Lützener Schlacht dem Könige von Schweden. Hätte er sie dort gehabt, so würde der Schlag,

von dem Wallenstein da getroffen ward, viel vernichtender geworden sein.

Wallenstein aber, um den Kurfürsten von Sachsen ob des Einbruchs in Schlesien zu züchtigen, hatte bereits von seinem Lager bei Nürnberg aus unter Holk und Gallas zwei starke Scharen in das Kurfürstenthum Sachsen entsendet. Sie sollten mit Brand und Zerstörung in jeder Weise wüthen, um Sachsen zu ruiniren; nicht zweimal lassen Wallensteinsche Unter-Feldherrn sich das gebieten. Holk und Gallas bemeisterten sich der Städte Plauen, Chemnitz, Zwickau und Freiburg. Kaum erschwingbare Contributionen wurden ausgeschrieben und namenlose Greuel, deren einzelne Aufzählung nur Entsetzen und Ekel erregen könnte, wie immer, ausgeübt. Schon ward Meißen, wiewohl vergeblich angegriffen, schon waren selbst Dresden und Leipzig von den Wallensteinern bedroht. Der Kurfürst war in seiner großen Angst genöthiget, doch wieder einen Theil der in Schlesien stehenden Truppen zu eigener Vertheidigung heranzuziehen. Aber sie waren zu schwach, um das offene Feld gegen die kaiserlichen Scharen halten zu können. Kaum begreift man, warum unter solchen Verhältnissen nicht das ganze nutzlos in Schlesien stehende Heer herbeigezogen ward.

Indessen kommen immer trübere und trübere Botschaften zu Johann Georg I. Man erfährt, daß auch Pappenheim sich dem Kurfürstenthume nahet. Dieser hat von Wallenstein Befehl erhalten, Nord-Deutschland zu räumen, jedoch in den bedeutendern und festen Städten, welche die Kaiserlichen dort noch immer inne hatten, Besatzungen zurückzulassen. Mit etwa 8000 Streitern kommt der wilde Pappenheim von der Weser her auf Sachsen gezogen. Die Hauptgefahr aber drohet Wallenstein selbst, Wallenstein wird den Sitz des ganzen Krieges

nach Sachsen verlegen. Ein Eilbote nach dem andern fliegt über die Donau, um zum zweitenmale Gustav Adolf zu eiliger Hülfe, zu eiliger Rettung vor nahem, drohenden Untergange zu entbieten. Sicher nicht gern wirft sich der Kurfürst von Sachsen dem Schweden in die Arme, aber es giebt hier keinen andern Ausweg. Seine große Angst ist der beste Beweis, was die Reden des Kaisers von Frieden, von Versöhnung eigentlich enthalten. Johann Georg I. zwingt sich freilich zuweilen an die Wahrheit und Aufrichtigkeit derselben zu glauben, weil er so gern möchte, daß dem so wäre. Aber noch öfterer verschwindet ihm diese angenehme Täuschung, denn er siehet an allen Anstalten, welche kaiserlicherseits getroffen werden, gar zu deutlich, daß es darauf abgesehen, ihn zu verschlingen, alle Protestanten zu verschlingen.

Während die sächsischen Eilboten zu dem König flogen, brach das Ungewitter schon über Sachsen herein. Es war von zwei Seiten hergekommen. Pappenheim brach von der Weser her in Thüringen ein, Wallenstein kam aus Franken in das Vogtland. Bernhard von Weimar, der Hessen und vieles andere neugeworbenes Volk an sich gezogen, gedachte wenigstens die Vereinigung Pappenheims und Wallensteins zu hindern. Es kam ihm indessen der Befehl von Gustav Adolf zu, nichts Entscheidendes zu unternehmen, bevor er nicht selbst würde herangekommen sein. Bernhard von Weimar legte sich das königliche Gebot so aus, als solle ihm damit der Ruhm der Befreiung Sachsens entwunden und dem König vorbehalten sein. Es kam daher eine Mißstimmung zwischen ihn und Gustav Adolf. Indessen ist hierbei wohl an einen kleinlichen Neid des großen Königs nicht im entferntesten zu denken. Nur darum gab Gustav Adolf diesen Befehl, damit nichts voreilig gewagt und eine entscheidende Schlacht erst dann geschlagen

werde, wenn eine größere Masse von Streitkräften in dem Kurfürstenthume versammelt. Bernhard von Weimar begnügte sich aber nun, die Städte Weimar und Erfurt vor Pappenheim zu schirmen, und ließ ihn im Uebrigen an sich vorüberziehen. Hierdurch nun geschiehet, daß Wallenstein und Pappenheim sich in den ersten Tagen des Monats November bei Merseburg vereinigen können. Wallenstein selbst war gegen den Ausgang des Octobers in Kursachsen eingebrochen und hat sich der Städte Leipzig und Halle bemeistert. Bis an die Elbe hin hatte er sich in kurzer Zeit zum Meister des Landes gemacht. Die sächsischen Truppen, zu deren Anführung Arnim wieder aus Schlesien herbeigerufen worden, hielten Dresden, Torgau und Wittenberg besetzt.

Wallenstein verfuhr jetzo in Sachsen mit einer ganz ungewöhnlichen Gelindigkeit. Es ergingen die strengsten Befehle an die Truppen, nicht zu rauben und nicht zu plündern, es ward dafür gesorgt, daß die Bauern in den Dörfern blieben. So schien denn diesesmal das Unwetter weniger verderblich zu sein, obwohl es an einzelnen Greuelscenen nicht fehlte, da selbst durch das Wort des Feldherrn diese wilden Scharen, besonders die Kroaten, nicht immer in Zaum und Zügel zu halten waren. Die Gelindigkeit Wallensteins erklärt sich aus seinen Gedanken und Entwürfen über den Krieg. Er wünschte fortwährend, denselben in die Länge zu ziehen; er wollte seine Winterquartiere in Sachsen nehmen und da mußte das Land freilich geschont werden. Wovon sollte sein Heer leben, wenn auf einmal Alles geraubt, verbrannt und zerstört ward! Wallenstein scheinet sich mit dem Gedanken, wo er am besten ein befestigtes Lager aufschlagen könnte, beschäftiget zu haben, als er durch die Ankunft Gustav Adolfs in Sachsen zuerst in der Hoffnung, daß der Krieg abermals in die Länge gezogen und

eine entscheidende Schlacht vermieden werden könnte, gestört wird.

Gustav Adolf traf eben Anstalten, Ingolstadt zum zweitenmale zu belagern. Es war eine pestartige Krankheit in der Veste ausgebrochen und so konnte man hoffen, sie jetzo zu gewinnen. Da kamen die Eilboten von Oxenstierna, daß sich Wallenstein nach Sachsen gewendet, bald darauf Johann Georgs I. Hülferuf. Oxenstierna rieth, lieber in die Erbländer des Kaisers einzudringen, als nach Sachsen zu gehen, da in Oestreich wieder ein Aufstand der Bauern ausgebrochen. Gustav Adolf aber war keinen Augenblick zweifelhaft und alsbald zum Zuge nach Sachsen entschlossen. Er wollte den Kurfürsten weder der Vernichtung Preis geben, noch sich der Gefahr aussetzen, daß Sachsen von Wallenstein zu einem Frieden mit dem Kaiser gezwungen würde. Also traf er sofort seine Vorbereitungen. Gegen die Baiern, die sich nach Regensburg zurückgezogen, sollte der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld mit einem Theil des Heeres zurückbleiben, der Rest desselben unter seiner Anführung sich gegen Sachsen bewegen.

Nicht eben sehr günstig waren die Verhältnisse und die Stellung des Königs in diesem Augenblick. Seine Truppen standen in weitem Bogen zerstreut und es war unmöglich, sie alle auf einem Punct zusammenzuziehen, da Feinde von so vielen Seiten her droheten. Nicht allein Kaiser, Liga und Katholicismus Deutschlands waren zu bekämpfen, selbst der Bundesgenosse, Ludwig XIII. und sein schlauer Minister Richelieu, sie traten mehr hemmend und störend in den Weg, als daß sie gefördert und geholfen. Es hatten sich wohl Frankreichs große Besorgnisse vor dem König dadurch in etwas gemindert, daß der Gang des Krieges die schwedische Hauptmacht vom Rheinstrome und von der Nachbarschaft Frankreichs hinweg in

das Innere von Deutschland gewendet. Indessen blickte man doch noch fortwährend mit großem Mißtrauen auf Gustav Adolf. Immer deutlicher mochte Frankreich dessen Entwürfe auf eine Umgestaltung des deutschen Reiches durchschauen, und man war, wie es scheinet, entschlossen, sie nicht zu dulden, sie nicht zur Vollendung kommen zu lassen, so weit das in Frankreichs Macht stehen würde. Gustav Adolf durfte jetzo mit Frankreich nicht brechen. So lange als möglich mußte dieser Bruch, war er nun einmal nicht zu vermeiden, aufgehalten werden. Er mußte aufgehalten werden, bis Ferdinand II. und die Liga ganz zu Boden gestürzt. Um keinen Bruch jetzo, zu so ungelegener Zeit, zu haben, hatte der König von Schweden den Franzosen Manches gestatten müssen, was er ihnen sonst mit seinem guten Schwerte wohl gewehrt. Französische Truppen hatten unter den letzten Ereignissen den Boden des deutschen Reiches betreten.

Dieses Ereigniß war durch folgende Verhältnisse herbeigeführt worden. Gustav Adolf hatte im April 1632 dem Kurfürsten Friedrich Christoph von Trier, wie auch dem Pfalzgrafen von Neuburg, auf das Drängen Frankreichs die Neutralität bewilliget, der Kurfürst aber dann, obwohl er sich förmlich in Frankreichs Schutz begeben, doch spanische Garnisonen in seine Städte aufgenommen. Diese Veranlassung war von Frankreich ergriffen worden, um sich auf dem Reichsboden festzusetzen. Im August 1632 ward das Kurfürstenthum von französischen Truppen besetzt. Bis an den Rheinstrom hin hatten sie sich ausgedehnt; auch Koblenz war von ihnen eingenommen. Gewiß schmerzte es Gustav Adolf tief, daß die Franzosen die Thore Deutschlands erbrochen hatten, aber er vermochte nicht, es ihnen zu wehren. Er hatte nur dafür sorgen können, daß sie sich nicht noch weiter am Rheinstrome

ausdehnten. Und am besten konnte es dadurch gewehrt werden, wenn schwedisch-protestantische Truppen ihnen zuvorkamen. Darum hatte der Rheingraf Otto Ludwig im Elsaß einbrechen müssen. Ein großer Theil dieses Landes war auch von demselben in Besitz genommen worden.

In welcher Absicht aber Richelieu französische Truppen bis an den Rhein geführt, darüber konnte Gustav Adolf nicht zweifelhaft sein. Es war nicht geschehen, um seinen Kampf gegen Ferdinand II. und die Liga, für welche Frankreich noch immer Neutralität zu erwirken suchte, zu unterstützen, es war nur geschehen, damit Frankreich gleich bei der Hand sei, gleich einschreiten könne, wenn Gustav Adolf in dem Reiche etwas bauen und schaffen wollte, von dem Richelieu meinte, daß es nachtheilig für französisches Interesse sei. Was für Deutschland vortheilhaft, was Deutschlands Kraft und Einheit stärkte, das mußte Deutschlands alter Erbfeind, Frankreich, als unvortheilhaft, als schädlich für sich erachten. Es ward ja so die Aussicht für die Zukunft, sich auf Kosten des deutschen Reiches erweitern zu können, vernichtet. So stand nun Frankreich immer drohend hinter den Entwürfen Gustav Adolfs. Wenn er mit den deutschen Gegnern derselben halb fertig geworden, so würde auch Frankreich sich gegen sie erhoben haben; ein Kampf hätte sich dann an den andern geknüpft.

Die Scharen, welche Gustav Adolf aus Baiern mit sich führen konnte, waren nur gering an Zahl. Er zählte auf seine Vereinigung mit Bernhard von Weimar, mit den Sachsen, mit Georg von Braunschweig-Lüneburg, der aus dem Norden ein Heer herbeiführen sollte. Die Fahrt ging mit reißender Schnelle über Nürnberg, wo der König mit Axel Oxenstierna zusammentraf, nach Thüringen. Am 2ten Novbr. traf er in Arnstadt ein. Die Vereinigung mit dem Korps Bernhards

von Weimar ging nun vor sich. Die Angaben über die Stärke des vereinigten Heeres stimmen nicht völlig zusammen. Nur im Allgemeinen läßt sich daher sagen, daß es 20,000 Streiter waren. Ueber das Wallensteinsche Heer weichen die verschiedenen Angaben noch mehr von einander ab, als die Angaben über das schwedische. Doch muß angenommen werden, daß Wallenstein um ein Bedeutendes stärker war als der König. Es scheint nahe an 40,000 Streiter umfaßt zu haben. Jedenfalls war für Gustav Adolf die Nothwendigkeit da, mit großer Vorsicht zu handeln, die Schlacht nicht zu übereilen, und entweder mehr Truppen heranzuziehen oder wenn das nicht gelänge, zu versuchen, ob das feindliche Heer sich nicht schwächen, Wallenstein sich nicht täuschen lasse. Mit dem Heranziehen nun von Verstärkungen war es übel bestellt. Zunächst hätte man auf die Sachsen zählen können, welche sich in Torgau zusammengezogen hatten und zu denen auch Georg von Braunschweig-Lüneburg gestoßen war. Es fanden auch Verhandlungen mit dem Kurfürsten wegen der Vereinigung der Truppen Statt. Gustav Adolf begehrte, daß Arnim nicht bei dem Heere erscheinen sollte. Diesen Vorwand ergriff der Kurfürst, um die ganze Vereinigung zu verzögern. Das Betragen Johann Georgs I., der den König ohne die nothwendige Hülfe läßt, wird wiederum erklärlich durch seinen stillen Wunsch, zu vermeiden, daß von dem Schweden nicht ein großer, entscheidender Erfolg gewonnen werde, der ihn auf eine Höhe des Glückes trage, die für Sachsen zu hoch. Gustav Adolf hatte es fast vorausgesehen, daß er nicht auf die Sachsen würde zählen können, die denn auch zur Lützner Schlacht nicht kamen. Daher glaubte er andere Maßregeln ergreifen, Wallenstein täuschen zu müssen, daß er sein Heer theile. Von Arnstadt aus sendete der König Axel Oxenstierna nach Frank-

furt am Main, um den Krieg in Ober-Deutschland als königlicher Legat zu leiten. Er selbst begab sich nach Erfurt, wo er zum letztenmale mit seiner Gemahlin zusammentraf. Hier wurden die Regimenter neu formirt, da viele derselben so geschmolzen waren, daß mehrere in eins zusammengezogen werden mußten. Tages darauf bricht Gustav Adolf nach Naumburg auf, welche Stadt durch Bernhard von Weimar bereits wieder besetzt worden. Es war am 11. Novbr., daß Gustav Adolf hier eintraf. Unangenehm war ihm, daß das Volk von allen Seiten herbeieilte und ihn knieend verehrte; nicht ihm, äußerte er, sondern Gott allein solle man solche Ehre erweisen, sonst könne Gottes strafende Hand erscheinen. Es kam jetzo darauf an, Wallenstein zu täuschen. Darum ließ Gustav Adolf, in Naumburg angekommen, solche Anstalten treffen, die anzudeuten schienen, als wolle er hier ein befestigtes Lager aufschlagen, wie bei Nürnberg. Diese Anstalten wurden nur deshalb getroffen, damit dem Herzog davon die Nachricht zukommen und er zu der Annahme verführt werden möchte, daß der König jetzo keine Schlacht wolle.

Wallenstein, der schon dadurch einen schweren Fehler begangen, daß er die Defileen von Naumburg und Kösen ohne Widerstand in die Hände des Königs hatte fallen lassen, war auf die Nachricht von dem Marsche des Königs aus Erfurt nach Naumburg bis nach Weißenfels vorgegangen. Hier kam ihm der Bericht zu, daß die Schweden sich bei Naumburg stark zu verschanzen begönnen. Wallenstein wünschte, wie man aus allen seinen Operationen seit der Wieder-Uebernahme des Commandos auf das deutlichste siehet, nichts mehr als eine Schlacht zu vermeiden, um den Krieg in die Länge zu ziehen. Es war ihm daher sehr willkommen, daß Gustav Adolf sich verschanzte und damit, nach Wallensteins Vermuthung, ebenfalls zu er-

kennen gab, daß er eine Schlacht jetzo nicht wolle. Der Herzog ließ indessen Kriegsrath halten. Alle Generale waren der Meinung, daß, da nun die Defileen von Naumburg und Kösen einmal in die Hände der Schweden gefallen, ein Angriff auf sie in dieser Stellung nicht ausführbar sei, alle waren der Meinung, daß Gustav Adolf jetzo ebenfalls eine Schlacht nicht möge. Vielleicht meinten sie so, weil sie wußten, daß Wallenstein gern so gemeint haben wollte. Besonders fest aber hielt Pappenheim an dieser Behauptung, daß es dem König jetzo nicht um eine Schlacht zu thun sei. Ungern war er auf Wallensteins Geheiß von der Weser abgezogen, ungern nach Sachsen gezogen und gern wäre er wieder nach der Weser gefahren. Um wieder dorthin entsendet zu werden, mußte er nun wohl behaupten, daß Gustav Adolf jetzo keine Schlacht wolle. Weil er wollte und wünschte, daß dem so sein möchte, glaubte er es selbst.

Wallenstein hatte nun nicht allein seine, sondern auch die Meinung aller seiner Generale, daß der Schwede jetzo keine Schlacht wolle. Er gab nun den Bitten Pappenheims, ihn wieder dorthin zu senden, wo er hergekommen war, nach und es ward bestimmt, daß ein Korps von etwa 12,000 Streitern nach der Weser und Nieder-Rhein aufbrechen sollte. Die Schweden bedrängten unter dem Grafen von Berg eben die wichtige Stadt Köln, um so nöthiger schien es, Hülfe dorthin zu senden. Pappenheim brach auf und nahm noch den Befehl von Wallenstein mit, unterwegs Halle den Schweden wieder zu entreißen. Der Herzog selbst aber zog von Weißenfels nach Lützen zurück. Am 14. Novbr. schlug er in der Nähe dieses Städtchens sein Lager auf, welches nach Möglichkeit befestiget ward. Zeitz, Altenburg und Zwickau waren von Wallensteinschen Truppen besetzt, damit alle Bewegungen der Schweden

übersehen und überwacht werden könnten. Wallenstein mag mit Sicherheit darauf gerechnet haben, daß es hier noch besser gehen werde als bei Nürnberg, daß hier beide Heere noch länger ohne eine Entscheidung, die Schweden bei Naumburg, die Seinen bei Lützen, sich gegenüber stehen würden. Gustav Adolf schien ja ebenfalls keine Lust zu einer Schlacht zu haben.

Der König mag seine Zeit in Naumburg in peinlicher Ungewißheit zugebracht haben. Es fragt sich, ob Wallenstein sich wird verleiten lassen, zu glauben, daß er eine Schlacht nicht wolle, ob er sich verleiten lassen wird, Pappenheim nach der Weser und Nieder-Rhein zurückzusenden. Noch am 14ten Novbr. schreibt er an den Kurfürsten von Sachsen, drängte ihn um die Vereinigung und bestimmte das Städtchen Grimma als den Ort, wo die Vereinigung der Schweden und der Sachsen vor sich gehen sollte. Dorthin also möge sich der Kurfürst in Marsch setzen, dorthin wolle er sich selbst bewegen. Aber an demselben Tage noch kam die Kunde, daß Pappenheim nach Halle aufgebrochen und Wallenstein also glücklich in die Täuschung hineingegangen war. Bei dieser Botschaft soll Gustav Adolf ausgerufen haben, „nun glaube ich wahrlich, daß Gott die Feinde in meine Hand gegeben." Jetzo war keine Zeit zu verlieren, die Trennung Wallensteins und Pappenheims mußte benutzt werden. Es war eine Berechnung nicht nach Tagen, sondern nach Stunden. Da Pappenheim einmal fort war, konnte man hoffen, Wallenstein zu fassen und zu schlagen, ehe jener würde zurückkommen können, auch wenn er von seinem Feldherrn den Befehl zu eiliger Rückkehr empfinge. Die Nacht lag noch auf der Erde, als das schwedische Heer, Morgens den 15. Novbr. von Naumburg aufbrach. Nach wenigen Stunden aber war Wallenstein von dem Heranziehen der Schweden auf Lützen unterrichtet. Das Schloß von Weißen-

fels war von kaiserlichen Truppen noch besetzt, und durch diese ward Wallenstein sogleich in Kenntniß davon gesetzt, daß die Schweden gegen Lützen heranrückten. Ein Eilbote nach dem andern flog zu Pappenheim, der bereits die Stadt Halle eingenommen, und brachte ihn den Befehl zu augenblicklicher Rückkehr. Der General, gebot Wallenstein, sollte mit der Reiterei vorauseilen und das Fußvolk mit möglichster Geschwindigkeit nachkommen lassen.

Unterdessen drangen die Schweden im Verlaufe des Tages über die Gegend von Weißenfels hinweg. Sie kamen nach dem Dörfchen Rippach, von wo sie die kaiserlichen Posten vertrieben. Bei diesem Dorfe enden die Berge und Höhen, welche den Saalstrom umgeben, und es breitet sich die ungeheure Ebene von Lützen und Leipzig aus. Wie der Tag sich neigte, war das schwedisch-protestantische Heer in der Nähe des Städtchens Lützen angekommen und brachte die Nacht auf offenem Felde, Gustav Adolf aber in einem Wagen zu. In dem Wallensteinschen Lager war den Tag über große Unruhe und Bewegung gewesen. Der Herzog scheint eine Schlacht durchaus nicht erwartet zu haben und die Regimenter waren daher nicht in Ordnung zusammen. Doch gelang es noch bis tief in die Nacht hinein Alles für die Schlacht zu rüsten. Es war schon finster, als der Feldmarschall Holk die Schlachtreihen aufstellte und ordnete.

Die Stellung der Kaiserlichen war im Norden der großen Straße, die von Lützen nach Leipzig läuft, und ihr rechter Flügel stützte sich auf das Städtchen Lützen, so wie auf die Windmühlen in dessen Nähe. Diese Linie war besonders bei den Windmühlen gut mit schwerem Geschütz gedeckt. Der linke Flügel reichte in das freie Feld hinaus und war durch den Floßgraben und mehrere eilends aufgeworfene Schanzen ge-

sichert. Holk sollte den rechten, General Götz den linken Flügel befehligen. Wallenstein selbst befehligte im Centrum, welches von mehrern dichten Infanterie-Massen gebildet ward. Beide Flügel waren an ihren äußersten Spitzen noch durch Reiterei geschirmt. Auf dem linken Flügel sollte Pappenheim, wenn er komme, sich aufstellen. Auch die große Heerstraße, vor der eigentlichen Stellung des Heeres gelegen, hatten die Kaiserlichen noch in Besitz. Hier war eine Batterie aufgefahren und die Gruben zu beiden Seiten vertieft worden, so daß Musketire hatten hineingelegt werden können.

Wallenstein selbst, der natürlich, nachdem er die Schlacht verloren, ein Interesse daran hatte, seine Macht viel kleiner darzustellen als sie wirklich gewesen, giebt sein Heer nur auf 12,000 Streiter an. Sicher bestand es vor der Wiederankunft des Pappenheimschen Korps aus etwa 30,000 Streiter. So hoch schätzte es auch Gustav Adolf am anderen Tage nach dem Augenmaaß und nach der Ausdehnung der Fronte. Die Pappenheimsche Reiterei langt noch während der Schlacht an, wodurch Wallensteins Streitkräfte auf dreißig und einige tausend Mann gestiegen sind. Er war also den Schweden, die etwa zwanzigtausend zählten, um mehr als das Dritttheil der Zahl überlegen und hatte noch die günstige, zum Theil gesicherte Stellung für sich. War Wallenstein wirklich das, wofür er sich dem Kaiser verkauft hatte, ein großer Feldherr, so mußte er es an diesem Tage beweisen. Bis jetzo hatte ihm theils die Gelegenheit gefehlt, theils war sie, wenn sie sich bot, von ihm vermieden worden, der Welt zu beweisen, daß ein Feldherrn-Talent in ihm sei, daß er sich mit einem anerkannt großem Kriegsfürsten in offener Feldschlacht messen könne.

In der Nacht war ein kaiserlicher Rittmeister gefangen worden. Obwohl er mit dem Tode bedroht ward, wenn er

Unwahrheit rede, sagte er doch aus, daß Pappenheim bereits wieder bei Wallenstein eingetroffen sei. Diese Aussage machte den König besorgt; doch mochte er bald, Zeit und Stunden berechnend, erkennen, daß diese Aussage falsch und Pappenheim unmöglich schon wieder bei Wallenstein könne eingetroffen sein. Wie der Tag zu grauen begann, stieg ein dicker Nebel empor. Der verhinderte, daß die Schlacht nicht sofort mit der Frühe des Tages begonnen werden konnte. Indessen ward Alles gerüstet, um die Schlacht beginnen zu können, so wie der Nebel gefallen.

Zum letztenmale begrüßte 16. Novbr. 1632 Gustav Adolf den Tag. Würdig grüßte er ihn; wie ein ächter Streiter Gottes und seiner wahren Kirche grüßte er ihn mit frommen Gesinnungen und mit frommen Worten. Es ist rührend zu gewahren, wie eine leise Ahnung davon, daß dieser Morgen der letzte Gruß des irdischen Daseins an ihn sei, durch seine Brust zu ziehen scheint. Darum war seine Seele und seine Gedanken, obwohl noch der Erde angehörig, noch beschäftiget mit Kampf, Sieg und Wahrung der Pflichten des Königs, des Feldherrn und des Streiters für den evangelischen Glauben, doch auch schon gewaltig empor zu Gott und zum Himmel gehoben. Vom letzten Lager, das die Welt ihm bot, erstanden, hielt er sein Morgengebet und der Psalm: „Verzage nicht, du Häuflein klein" tönte dabei aus seinem Munde. Darauf brachten sie ihm den Harnisch, den er wegen einer früheren Wunde nicht gern mehr trug, da er ihm Beschwerden verursachte. Die Getreuen brachten ihn doch, weil sie meinten, es wäre gut, wenn der König ihn an diesem schweren Tage trage. Gustav Adolf aber wieß ihn zurück, „Gott ist mein Harnisch", sprach er und ließ sich nur mit dem Kollerwams und den Rock bekleiden, den er gewöhnlich trug. Dann stieg

er zu Roß und ritt zum Heer, welches nun auch die Morgenandacht hielt. Luthers Lied „eine feste Burg ist unser Gott", das Lied, das Millionen begeistert hat und noch Millionen und abermals Millionen begeistern wird bis an das Ende der Tage, ward dabei gesungen. Darauf ritt der König durch die Reihen der Schweden und der Deutschen, zu jenen in schwedischer, zu diesen in deutscher Zunge redend: „sie sollten für Deutschland, für seine Gegenwart und fernste Zukunft, für den heiligen Glauben, für das Evangelium, seine Freiheit und seine Dauer wie wackere, ritterliche Männer mit muthigem Gottvertrauen und gedenkend des glorreichen Sieges, der in der Nähe dieses Feldes vor einem Jahre über Tilly und seine Scharen gewonnen worden, streiten." Mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf beantworteten Schweden und Deutsche, wohlgemuth und kampfgierig beide, die Worte des Königs.

Unterdessen war der Tag höher heraufgestiegen. Doch erst gegen zehn Uhr begannen die Nebel sich zu zerstreuen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren; man mußte eilen, damit Pappenheim entweder gar nicht oder doch erst möglichst spät bei der Schlacht eintreffen könne. Gustav Adolf gab das Zeichen zum Kampfe. Er gab den Seinen zum Losungsworte „Gott mit uns" und theilte die letzten Befehle aus. Dem wackern Bernhard von Weimar übertrug er den obersten Heerbefehl, „wenn ihm etwas Menschliches begegnen sollte." Darauf gab er das Zeichen zum sofortigen Angriffe, indem er das Schwert über seinem Haupte schwang: „Vorwärts" tönte es kraftvoll aus seinem Munde. Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Hofmarschall Kreilsheim, der Kammerherr Truchseß, der Page Leubelfing aus Nürnberg, einige Adjutanten und zwei Leibknechte befanden sich in der unmittelbaren Nähe des Königs.

Wallenstein war mit düsterm Schweigen durch die Reihen der Seinen geritten und ohne eine Rede an sie zu halten, um sie zum Kampfe zu befeuern, hatte er ihnen das Feldgeschrei „Jesus Maria" gegeben. Gleich beim Beginnen der Schlacht ließ er das Städtchen Lützen anzünden, wahrscheinlich um seinen rechten Flügel näher an die Windmühlen, wo die meisten Kanonen standen, und das Centrum ziehen zu können. Bernhard von Weimar suchte durch das brennende Städtchen hindurch zu den Windmühlen zu gelangen. Unterdessen hatten die schwedischen Infanterie-Massen unter Nils Brahe sich der Straße und der Kanonen, die darauf standen, bemeistert. Schon ward das Centrum Wallensteins angegriffen, schon waren zwei große Vierecke Fußvolk, die Friedland hier aufgestellt, auseinandergesprengt. Gustav Adolf selbst befand sich auf dem rechten Flügel seines Heeres, wo er dem linken Flügel Wallensteins, dem, der noch durch die Ankunft der Pappenheimer verstärkt werden sollte, gegenüber stand. Die Reiterei des linken Wallensteinschen Flügels war auch schon zum Weichen gebracht. Da empfing der König die Botschaft, daß die Heerstraße erobert, Batterien des Feindes bei den Windmühlen erstürmt, Infanterie-Colonnen des Feindes auseinandergesprengt sind. Schon hält er den Sieg für entschieden, entschieden vor der Ankunft der Pappenheimer, schon dankt er Gott für den Sieg. Jetzo aber nimmt die Schlacht eine neue Wendung. Es war wie sie etwa drei Stunden bereits gewährt. Wallenstein, der an diesem blutigen Tage eine große Thätigkeit zeigte und mit Blitzesschnelle von einem bedroheten Puncte zum andern eilte, ließ seine Reserven vorrücken, um im Centrum und auf seinem rechten Flügel den Kampf wiederherzustellen. Durch die Reserven gelang es ihm der Schlacht auf einige Augenblicke wieder eine günstige Wendung für sich zu geben. Bern-

hard von Weimar mit dem linken schwedischen Flügel ward aufgehalten, bei den Windmühlen und im Centrum die Kanonen von den Wallensteinischen wieder genommen, die Schweden über die Heerstraße zurückgedrängt.

Bald gelangt die trübere Botschaft zu Gustav Adolf. Rasch stellt er sich an die Spitze eines Theiles der Reiterei, mit dem er auf Wallensteins linken Flügel drängte, läßt den andern unter dem Befehle Gustav Horns hier zurück und eilt auf die bedrohten Puncte. Des Königs Gegenwart ermuntert, ermuthiget die ermattenden Krieger. Es gehet wieder vorwärts, die Heerstraße wird zum zweitenmale von den Schweden genommen, die dem Feinde früher abgerungenen und wieder verlorenen Batterien zum zweitenmale erstürmt. Jetzo mitten im Siege wird Gustav Adolf dem Leben entrissen. Der Nebel, der gegen zehn Uhr sich gelichtet, hatte sich wieder eingestellt. der König war mit wenigen, die ihn umgaben, von dem Regimente Steinbock, an dessen Spitze er eben kämpfte, getrennt worden. Ob das Regiment dem König, der mit Ungestüm vorwärts drang, nicht so schnell folgte als nothwendig war, oder ob der König etwas vorwärts geritten, um durch den Nebel hindurch deutlicher zu sehen, wie der weitere Angriff auf die Wallensteiner geschehen könne, oder ob der Nebel eine zufällige Trennung des Königs von den Seinen herbeigeführt, kann nicht entschieden werden. Sicher nur ist, daß er von ihnen getrennt ward. Durch den Nebel getäuscht und geblendet, kommt Gustav Adolf dicht in die Nähe der Wallensteinschen Cuirassiere. Es fällt ein Schuß, er geht dem Rosse des Königs durch den Hals, trifft ihn selbst in den linken Arm. Der Herzog von Lauenburg suchte den Verwundeten aus dem Getümmel zu reißen, da sprengte der kaiserliche Oberst-Lieutenant von Falkenberg heran und schoß den König durch das

Lith. u. Druck v. Ed. Pietsch & Co. in Dresden.

Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen.
(16. Nov. 1632.)

Rückgrat, daß er zu Boden stürzte. Lauenburg entrann wie die andern Begleiter des Königs. Nur der treue Page von Nürnberg scheint in den letzten Momenten des Lebens noch um ihn gewesen zu sein. Drei oder vier feindliche Reiter kamen noch gesprengt, als nur schwaches Leben noch in dem König war, nur der treue Leubelfing, vergebens sich mühend, Gustav Adolf auf sein Roß zu helfen, bei ihm weilte. Der eine dieser Reiter schoß den König noch durch den Kopf und verlöschte damit den letzten Lebensfunken, wenn noch einer in ihm war. Auch Leubelfing empfing mehrere Wunden und für todt ließen die Reiter ihn liegen. Leubelfing starb indessen erst fünf Tage nach der Schlacht und konnte noch von den letzten Lebens-Momenten Gustav Adolfs erzählen. So ist es nach den am meisten glaubhaften Berichten zugegangen mit dem Tode des großen Königs. Nicht durch feigen Verrath ist er gefallen, er ist gefallen mitten in dem Gewühle des Kampfes durch die Hand von Feinden, die nicht wußten, wer es war auf den sie die tödtlichen Geschosse richteten. Unerkannt, unbeachtet blieb die Leiche liegen und der Sturm des Kampfes tobte über sie hinweg.

Des Königs Fall kann im Heere nicht ganz unbekannt geblieben sein. Die zunächst Stehenden müssen das Verschwinden Gustav Adolfs bemerkt haben; allgemein aber wird sein Tod nicht im Heere ruchbar. Wie sollte das auch möglich gewesen sein unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geschrei der Kämpfenden. In dem Augenblicke, da der Tod den königlichen Helden hinwegrafft, wendet sich auch die Schlacht wieder zu Ungunsten der Schweden. Die Wallensteiner dringen wieder auf die Heerstraße vor. Es ist um diese Zeit Pappenheim mit seiner Reiterei endlich auf dem linken Flügel Wallensteins eingetroffen. Sein Fußvolk, sechs Regimenter

stark, ist noch zurück, doch wird es am Abend ebenfalls auf dem Schlachtfelde eintreffen können. Pappenheims Ankunft hat die Wallensteinschen Scharen mit neuem Muthe erfüllt. Bernhard von Weimar war durch Truchseß von dem Falle Gustav Adolfs unterrichtet. Truchseß war entronnen, noch ehe den König der Todesschuß durch das Haupt traf. Er konnte daher wohl nur berichten, daß der König gefallen, vielleicht gar in die Gefangenschaft des vordringenden Feindes gerathen sei. Bernhard eilt dahin, wo die Gefahr am größten war, nach dem Centrum, nach dem rechten schwedischen Flügel, gegen den die Pappenheimer vordrangen. Vergebens räth ihm Kniephausen, weil die Schlacht in diesem Augenblicke allerdings nicht ganz günstig stehet, den Rückzug anzutreten. Bernhard ruft den Regimentern zu, daß es gelte, den König aus den Händen des Feindes zu befreien. Mit neuem Ungestüm, mit furchtbarer Wuth dringen sie wieder auf den Feind ein und im Nu sind die geringen Vortheile, welche Wallenstein durch Gustav Adolfs Fall, durch die Ankunft der Pappenheimer gewonnen, wieder verloren. Allenthalben wichen die Kaiserlichen, allenthalben wurden ihre Reihen bei dem neuen Angriffe des schwedischen Heeres gebrochen. Pappenheim stürzte etwa eine Stunde nach Gustav Adolfs Falle, von einer Kugel in dem Arm getroffen, verwundet nieder. Er ward nach Leipzig gebracht und starb daselbst am folgenden Tage. Pappenheims Fall brach den Muth der feindlichen Reiterei; auf allen Seiten wendete sie sich in stürmische Flucht. Die Heerstraße, die Batterien bei den Windmühlen geriethen ebenfalls wieder in die Hände der Schweden. Die genommenen Kanonen werden sogleich gegen die gerichtet, denen sie früher gehört. Gerade mit dem Einbruche des Abends kam nun auch die Infanterie Pappenheims auf dem Kampfschauplatze an, aber es war nun, da

fast alle Reihen aufgelößt und durchbrochen waren, zu spät. Die Pappenheimer wurden durch die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Die Nacht war schon da, als die Schlacht völlig entschieden war. Sie hatte Morgens gegen zehn Uhr begonnen und endete gegen sieben Uhr des Abends. Wallenstein hatte bis zuletzt ausgehalten; erst als Alles verloren war, flüchtete auch er nach Leipzig.

In neuern Zeiten ist wohl versucht worden, den Herzog von Friedland als einen Feldherrn des ersten Ranges der Nachwelt abzuschildern. Nun die Schlacht bei Lützen ist eben kein sehr glänzender Beweis davon. Nachdem die Pappenheimer auf dem Schlachtfelde angekommen, ist er doppelt so stark als das schwedisch-protestantische Heer. Die Vortheile der Stellung sind ebenfalls auf seiner Seite, dennoch wird er geschlagen und ganz offenbar vollständig geschlagen. Alle seinen Kriegsbedarf, einen großen Theil seiner Kanonen muß er auf dem Schlachtfelde in den Händen der Sieger zurücklassen. In den ersten Tagen nach der Schlacht scheint er kaum zehntausend Krieger um sich gehabt zu haben. Siebentausend der Seinen sind etwa auf der Wahlstatt geblieben; also ist der größere Theil seines Heeres von den Schweden zersprengt worden.

Wenn Wallenstein einen ruhigen Rückzug nach Leipzig nehmen kann, wenn dadurch die gänzliche Vernichtung seines Heeres vermieden wird, so hat er diesen Vortheil nur der großen Ermüdung der Schweden, der eingebrochenen Nacht und dem Nebel zu verdanken, der sich mit der einbrechenden Finsterniß wieder sehr stark eingestellt hatte. Mit der größten Schnelligkeit eilte Wallenstein hinweg, um ein abermaliges Zusammentreffen mit den Schweden zu vermeiden. Schon am 20. Novbr. wich er aus Sachsen über die Grenze nach Böhmen, auf der Pleißenburg in Leipzig, in Plauen, Chemnitz, Zwickau, Frei-

berg und einigen anderen Orten Besatzungen zurücklassend. In der That war seine Lage in den ersten Tagen nach der Schlacht ungemein schwierig und nur durch große Schnelle war dem völligen Untergange zu entrinnen. In Dresden war ein Heer von 12,000 Mann eben aus Schlesien angelangt, in Torgau stand der Kurfürst Johann Georg I. mit George von Braunschweig-Lüneburg vereinigt, auf der andern Seite das Heer unter Bernhard von Weimar. Wenn Wallenstein in Sachsen blieb, so war er rings von Feinden umschlossen und konnte dem Verderben nicht entgehen. Ja, wenn die Gesinnungen des Kurfürsten von Sachsen nur anders gewesen als sie waren, wenn das für die Umstände nöthige Maß der Entschlossenheit und Kühnheit in ihm gewaltet, wenn zwischen Schweden und Sachsen innige Einheit der Gedanken und Entwürfe gewaltet, hätte Wallenstein mit den Trümmern seines Heeres Böhmen wohl gar nicht erreichen können.

Die Schweden suchten unterdessen mit Jammer und Thränen ihres Königs Leiche auf dem Schlachtfelde. Endlich ward sie von Blut und Schmutz befleckt, von neun verschiedenen Wunden entstellt, gefunden. Sie ward zuerst in das Dorf Meuchen, hinter der schwedischen Schlachtordnung gelegen, gebracht, dann weiter nach Weißenfels, wo das Einbalsamiren vor sich ging. Dann kam sie nach Wittenberg und von da ward sie nach Schweden geführt. Erst am 21. Juni 1634 ward sie zu Stockholm feierlich in der Ritterholmskirche, die sich Gustav Adolf selbst als seine künftige Grabesstätte auserlesen, beigesetzt. Ein Reitknecht, Jacob Erichsson, der an der Seite des Königs verwundet worden und geraume Zeit in Meuchen krank gelegen, schaffte, als er genesen, mit Hülfe der Bewohner des Dorfes, den großen Stein, der noch jetzo zum Gedächtniß des königlichen Helden auf den Feldern von

Lützen steht, an diese Stelle. Die Lage des Steines entspricht indessen nicht genau dem Platze, auf welchem die Leiche gefunden worden ist.

Seltsam ist, daß sich wenige Tage nach des Königs Tode im Heer, dessen größter Theil erst nach der Schlacht erfuhr, daß Gustav Adolf nicht mehr unter den Lebendigen weile, der Glaube verbreitete, daß er nicht im offenen und ehrlichen Kampfe, sondern durch tückische Verrätherei gefallen sei. Die Einen meinten, daß die Jesuiten jemand gedungen, um den König im Getümmel zu ermorden, die Andern wollten, so ungereimt als möglich, Bernhard von Weimar zu seinem Mörder machen. Aber die Meisten glaubten in Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg den wahren Mörder des Königs zu finden. In dem schwedischen Heere, in Schweden und bei vielen Protestanten herrschte diese Meinung gleich nach dem Tode des Königs und sie hat lange Zeit geherrscht. Dennoch giebt es für sie nicht den mindesten Beweis, wohl aber giebt es gegen sie nicht einen, sondern mehrere, sichere und unzweifelhafte Beweise. Besonders ist unter diesen die Erzählung zu nennen, die der Page August von Leubelfing vor seinem Tode von den letzten Lebensmomenten Gustav Adolfs gab und die sogleich aufgezeichnet worden ist. Der Herzog war nur dabei, wie der König die ersten Schüsse empfing und rettete sich durch die Flucht nach Weißenfels, wo er die Nachricht vom Tode Gustav Adolfs verbreitete. Der Volksverdacht suchte jemanden, dem der Tod des Königs aufgebürdet werden könnte, weil es seltsam und auffallend gefunden ward, daß er beinahe in der Mitte der Seinen durch Feindeshand sollte gefallen sein, obwohl die Verwirrung der Schlacht und der Nebel es begreiflich genug macht. Und man bürdete es dem Herzog von Lauenburg auf, weil er in der Nähe des Königs gestanden, und weil er erst kurz vor

der Schlacht sich als Freiwilliger dem Heere angeschlossen. Und der Verdacht erhielt und verstärkte sich, weil der Herzog bald nach der Schlacht in sächsische Dienste trat, später sogar sich auf Seite des Feindes stellte und beim Kaiser Dienst nahm. Als derselbe 1642 von den Schweden gefangen genommen ward, war die Wuth der Soldaten gegen ihn noch so groß, daß Torstenson ihm mit Mühe das Leben retten konnte; so allgemein war der Soldatenglaube geworden, daß er der Mörder Gustav Adolfs sei.

Indem nun die Betrachtung und die Geschichte von Gustav Adolf scheidet, weil er selbst von dem Leben geschieden, ist es wohl nicht allein erlaubt, sondern auch nothwendig, einen Blick auf ihn zurückzuwerfen. Besonders der Deutsche muß sich ein sicheres Urtheil über den Mann zu bilden suchen, und sich fragen, was wollte Gustav Adolf in Deutschland, was gedachte er hier zu bilden und zu schaffen, war das, was er zu bilden und zu schaffen gedachte, für Deutschland Wohlthat oder war es Unheil, wäre Glück und Macht, wäre Unglück und Schwäche über Deutschland gekommen, wenn Gustav Adolf Alles das hinausgeführt und vollendet, wovon es scheint, daß er daran dachte, daß er es wollte und erstrebte?

Alles dieses muß um so mehr gefragt werden, als es klar und unzweideutig vorliegt, daß die Hauptsache, die den König nach Deutschland geführt, zwar die Errettung des Protestantismus gewesen, daß sie aber doch nicht die alleinige war, von der seine Seele bewegt worden ist. Es ist ein höchst selten vorkommender Fall, daß ein Mensch rein für das Geistige arbeitet. Der ganze Mensch selbst ist eine merkwürdige Vereinigung von Geist und Körper. Dieser Vereinigung gemäß, welche sein ganzes Sein und Wesen beherrscht, faßt er in der Regel auch zweierlei in's Auge in allem seinen Thun und

Treiben, das Geistige und das Materielle. Diese sucht er ineinander zu verschmelzen und sie zu vereinigen. So haben Kaiser Karl V. und König Philipp II. von Spanien immer nicht allein für die katholische Kirche, sondern auch für die Ausbreitung ihrer Macht und ihrer Größe gearbeitet. Die katholische Kirche soll in ihren Gedanken nicht einen freien Triumph feiern, sondern einen Triumph, der ihrer weltlichen Macht, Größe und Herrlichkeit diene. Eben dasselbe sehen wir auch bei Ferdinand II. hervortreten. Den Katholicismus will er in dem deutschen Reiche fördern, aber diese Förderung soll ihm zugleich dienen, die zeitherige Kaisermacht umzugestalten, sie auszubreiten, sie bald auf diese, bald auf jene Weise zu erhöhen.

Daß also Gustav Adolf nicht allein um des Protestantismus willen nach Deutschland gekommen, daß er auch andere Dinge noch gesucht und erstrebt, daraus ist ihm sicher kein Vorwurf zu machen, denn es ist eine allgemeine Erscheinung bei den Menschen überhaupt, daß sie geistige und materielle Interessen mit einander zu verschwistern und zu verschmelzen suchen. Die Frage nur ist hier aufzustellen und zu beantworten, ob in dem, was Gustav Adolf wollte und erstrebte, die Grundsätze des ewigen und wahren Rechtes verletzt wurden oder nicht. Ferner muß gefragt werden, ob die Erfüllung und Ausführung seiner Bestrebungen, wenn sie eingetreten, Glück oder Unglück, Heil oder Unheil für die deutsche Nation würde mit sich geführt haben. Aus der reinen und unparteiischen Beantwortung dieser Fragen muß sich für den Deutschen besonders das rechte Urtheil über Gustav Adolf ergeben.

Eine unparteiische und sichere Prüfung ist um so nothwendiger, je mehr in neuern Zeiten die seltsame Erscheinung hervorgetreten ist, daß weniger katholische als protestantische

Geschichtsschreiber, theils um etwas Neues und Unerhörtes sagen zu können, theils aber auch aus noch anderen, viel unlauteren Gründen, die Wahrheit auf das Abscheulichste verdrehend, die Urtheile der Menschen über Gustav Adolf irre zu leiten versucht haben. Es liebt ja überhaupt, wie der Dichter so schön sagt, „die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn.“ Aber er fügt auch tröstend hinzu: „doch zaget nicht, es giebt noch edle Herzen, die für das Hohe, Himmlische erglühn.“ Die Menschen zu Gustav Adolfs Zeit kannten diese Verdrehungen und Verläumdungen noch nicht. Aeußerten auch Madrid, Brüssel, Wien eine unanständige Freude über des großen Gegners Fall, weil man in naher und großer Bedrängniß von ihm gelebt, so gab doch der größere Theil selbst der katholischen Welt der Wahrheit die Ehre und erkannte wenigstens die großen und herrlichen Eigenschaften Gustav Adolfs an. Sogar Jesuiten gedenken seiner mit Achtung; selbst Pabst Urban VIII. in Rom ließ, als die Nachricht von seinem Tode kam, nur eine stille Messe lesen, das Tedeum erst am folgenden Tage singen, wo die Botschaft von der neuen polnischen Königswahl eingetroffen, so daß man mindestens zweifelhaft sein konnte, ob das Tedeum dieser oder dem Tode Gustav Adolfs gelte. Am 30. April 1632 war König Siegismund von Polen, Gustav Adolfs alter Feind, gestorben, und Wladislas IV., sein Sohn, an seiner Statt zum König erwählt worden.

Das protestantische Deutschland aber jener Zeit, welches den Mann selbst gehört und gesehen, war über seinen Tod in tiefen, innigen Schmerz gefallen. Selbst da, wo er nicht in unmittelbarer Wirksamkeit erschienen, wohin nur der Ruf seiner Thaten und seines Wesens gedrungen, wie in der

deutschen Schweiz, war dieser Schmerz eben so groß als allgemein.

Daß sich der Umfang der Entwürfe Gustav Adolfs nicht mehr mit Sicherheit beurtheilen und anführen läßt, ist bereits mehrfach bemerkt worden. Zuweilen scheint es, als habe er Kaiser werden wollen über das ganze Reich, zuweilen scheint es wieder, als habe er nur über den protestantischen Reichstheil Kaiser zu werden getrachtet. Zuweilen scheinet es wieder, als habe er eine große Umgestaltung mit dem Reiche vorgehabt, die besonders dadurch herbeigeführt werden sollte, daß die fürstliche Gewalt und Macht, welche in Deutschland so viele Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten besaßen, hinwegfiele, bald aber verschwindet dieser Schein wieder und es ist, als wenn sie bleiben sollten. Es ist also unmöglich, ein ganz festes und ganz sicheres Urtheil über den Umfang der Entwürfe, die in seiner Brust mögen gelebt haben, auszusprechen. Sie lebten nur in dieser Brust und in ihrer Gesammtheit vertraute er sie Niemandem an. Nur seine Thaten, seine Handlungen sprechen sie für uns aus und erlauben, auf die Gedanken seiner Brust zu schließen, aber niemals mit völliger, mathematischer Sicherheit zu schließen. In seinen Handlungen aber und in seinen Thaten spricht sich nun aber, wie eben bemerkt, Verschiedenes aus, je nachdem sie zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen geschehen.

Nun stehet aber Gustav Adolf nicht frei und unabhängig da. Er hat hundert Rücksichten zu nehmen, er muß offenbar seine Entwürfe, wenn sie gelingen sollen, bald ganz verbergen, bald darf er sie nur zur Hälfte verrathen. Die katholischen Mächte Europas, die katholischen Fürsten und Stände Deutschlands dürfen nicht mit einemmale Alles, was er erstrebt, durchschauen; sie würden sonst zum äußersten Wi-

derstande entflammt werden, besonders Frankreich. Daher mag es kommen, daß Gustav Adolf meist nur von einem Kaiserthume, das nur über die Protestanten gehen soll, redet. Daher mag es kommen, daß er den Erzbischöfen und Bischöfen den Untergang, den er ihnen, in so weit sie zugleich weltliche Fürsten sind, zugedacht, nicht nahe und deutlich sehen läßt. Frankreich interessirt sich ja für diese und ihren Fortbestand als weltliche Fürsten ganz vorzüglich und verlangt deshalb unaufhörlich, daß der König die Neutralität der Liga gewähre. Im Grunde aber wollte Gustav Adolf doch wohl das Kaiserthum über das ganze Reich. Aber es war damit nicht sogleich hervorzutreten, es war nicht mit einem Schlage zu gewinnen. Das protestantische Kaiserthum, ein halbes und getheiltes, sollte das ganze und volle vorbereiten. Und hätte er das ganze dereinst erlangt, so würde es sicher an großen Veränderungen in dem Reiche, wenn auch nur an allmälig herbeigeführten, nicht gefehlt haben. Als eine solche große Veränderung mit dem Reiche mag mit Wahrscheinlichkeit besonders die Verdrängung der Erzbischöfe und Bischöfe als weltliche Fürsten angenommen werden. Erst am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ist diese unter dem heftigen Stürmen der neuern Zeiten wirklich eingetreten, und sicher zweifelt, außer den Jesuiten und den Leuten ihres Gelichters, Niemand daran, daß die Maßregel in ihren Folgen unermeßlich wohlthätig für Deutschland, auch zweckdienlich für die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe selbst geworden ist.

Das also möchte mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden können, daß Gustav Adolf endlich und zuletzt das Kaiserthum über das ganze Reich erstrebte und daß er eine große Umgestaltung in demselben wollte. Wenn nun

dieses als ein mindestens nicht Unwahrscheinliches angenommen wird, so fragt sich, verletzte Gustav Adolf mit diesen Bestrebungen das wahre Recht, liefen seine Entwürfe auf Deutschlands Ehre und Vortheil, oder liefen sie zu dessen Schande und zu dessen Nachtheil.

Was das Erste anlangt, so warb Gustav Adolf bei den Fürsten um eine künftige Wahl. Nicht durch Gewalt wollte und konnte er Fürsten und Stände zu einer solchen bestimmen. Wir hören nur von Versprechungen, von Unterhandlungen, von Vorstellungen, die er gethan, um den Fürsten und Ständen sich als den Besten, als denjenigen, den sie auch in ihrem eigenen Interesse nehmen müßten, darzustellen. Damit thut Gustav Adolf weiter nichts als was auch alle Andere gethan, die vor und nach ihm zu Kaisern gewählt worden sind. Sie alle haben versprochen, unterhandelt, geworben. Es kann kein Verbrechen sein, eine Wahl so zu veranlassen; Gustav Adolf blieb dabei ganz in der Regel des Reiches, in dessen herkömmlicher Weise. Auch versprach er den Fürsten und Ständen schon in den Bündnissen, welche sie mit ihm abschlossen, daß er alle ihre Rechte, Privilegien und Freiheiten hergebrachtermaßen erhalten würde. Es verstehet sich also von selbst, daß sein Kaiserthum nicht eine Verletzung der in Deutschland hergebrachten Ordnung und der Rechte der weltlichen Fürsten und Stände sein sollte, denn sie waren von dem König ja schon im Voraus anerkannt und verbürgt.

Aber verändert sich nicht dadurch die ganze Sache, daß Gustav Adolf um das Kaiserthum wirbt, da es doch schon einen gewählten und gekrönten Kaiser in der Person Ferdinands II. giebt? Ist es nun nicht etwa ein freches Greifen nach einem fremden Eigenthum, das uns in ihm entgegen-

tritt? Aber auch dieser Einwand muß bei näherer Beleuchtung der Sachlage verschwinden, wenigstens sich bis auf ein so Unbedeutendes vermindern, daß von einer groben Rechtsverletzung keine Rede mehr sein kann. Die Fürsten hatten nicht allein das Recht, einen Kaiser zu wählen, sondern sie hatten auch das Recht, ihn wieder abzusetzen. Fälle der Art waren in früherer Zeit häufig genug vorgekommen. Wenn ein Kaiser die Rechte der Fürsten und Stände verletzte, wenn er der Bedingungen vergaß, unter denen er gewählt worden, wenn er gegen die Reichs-Ordnungen verstieß, wenn er das Reich minderte, so hatten die Fürsten sich das Recht der Absetzung genommen. Es war so herkömmlich und Niemand konnte es ihnen streitig machen. Nun hatten keinesweges die protestantischen Fürsten allein, sondern die katholischen selbst es laut und oft dem Kaiser Ferdinand II. gesagt, daß er ihre Rechte auf das Härteste verletzt, daß er das Reich und seine Gesetze theils schon ruinirt, theils sie bis an den Rand des Untergangs gestoßen habe. Freilich sagten die protestantischen Fürsten und Stände das am lautesten, weil sie am härtesten verletzt wurden, aber die katholischen hatten es nicht minder gesagt. Um hundertmal geringerer Dinge willen, als Ferdinand II. sie gegen das Reich gethan, waren frühere Kaiser entsetzt worden. Eine lange Kette von Anschuldigungen gegen ihn war von den deutschen Fürsten und Ständen vor Gustav Adolfs Auftreten in dem Reiche erhoben worden. Warum sollte Gustav Adolf dieses Verhältniß nicht benutzen, warum sollte er nicht darauf hinarbeiten, daß die Fürsten und Stände ihre Beschwerden dereinst zu einer rechtlichen Klage erhüben, zu einer rechtlichen Klage, welche zugleich das Ende des Kaiserthums Ferdinands II. bezeichnen mußte?

Die lange Kette von Anschuldigungen, die diesem gemacht werden konnte, ließ sich noch um ein Bedeutendes aus den jüngsten Ereignissen erweitern. Hatte Ferdinand II. sich nicht schon durch den Tractat mit Wallenstein um den rechtlichen Besitz des Kaiserthumes gebracht? War in diesem Tractate dem Wallenstein nicht Vollmacht und Freiheit gegeben worden, mit dem Reiche schalten und walten zu können, wie er wolle, sogar ohne sein eigenes Wissen, ohne seine eigene, Ferdinands II., Zustimmung. Konnte der, welcher alle Rechte des Reiches und der Fürsten so laut, offen, ungescheut und oftmals mit Füßen getreten, noch rechtlich als Kaiser betrachtet werden? Von dem Standpuncte des strengen und unbedingten Rechtes aus war Ferdinand II. noch Kaiser durch Gewalt, nicht mehr durch das Recht selbst. Also kann es auch bei Gustav Adolf nicht als ein Verbrechen gezählt werden, daß er nach einer Kaiserkrone strebte, die thatsächlich noch im Besitze Ferdinands II. war. Es müßten dann sicher auch alle diejenigen Fürsten und Stände, welche auf die Entsetzung früherer Kaiser hinarbeiteten, welche Belege und Beweise der Unwürdigkeit für das Reich aufsuchten und zusammenstellten, alle, welche solche Kaiser-Entsetzungen einleiteten und vorbereiteten, als Verbrecher angesehen werden! Die Fürsten und Stände wählten sich nicht einen Herrn, der mit ihnen schalten und walten könne, sondern sie wählten sich unter festen Bedingungen ein Haupt, dessen Pflichten eben so genau bestimmt waren als seine Rechte. Eifersüchtiger wachten die Fürsten stets über der Ausübung der Pflichten als über der Handhabung der Rechte. Verletzung der Bedingungen, mit denen er gewählt, seit Kaiser Karl V. Wahlcapitulationen genannt, hub die Pflichten wie die Rechte wieder auf, die dem zum Kaiser Erwählten durch die Wahl geworden.

Also enthalten Gustav Adolfs Bestrebungen um den deutschen Kaiserthron in der That nichts, wodurch entweder das wahre oder auch nur das damals in Deutschland bestehende herkömmliche Recht verletzt worden. Eine andere Frage ist nun aber noch, ob es zu Deutschlands Ehre und Glück oder zu Deutschlands Unehre und Unheil würde ausgegangen sein, wenn der König von Schweden alle die Entwürfe, welche man ihm mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben kann, hinausgeführt hätte.

Oftmals ist in dieser Beziehung gesagt worden, Gustav Adolf sei ein Fremder, der sich in Deutschland einzudrängen gedacht, gewesen. Man wollte damit andeuten, daß es für Deutschland eine Unehre gewesen, einen solchen Fremden aufzunehmen, ihn als Kaiser über das Reich zu stellen. Aber in der That und Wahrheit war Gustav Adolf, den Deutschen gegenüber, ein wirklicher Fremder nicht, das Kaiserthum, wenn es auf ihn und sein Haus übergegangen, würde nicht ein fremdes gewesen sein. Völlige und wahre Fremde, den Deutschen gegenüber, sind von den Hauptvölkern Europas nur Romanen und Slaven. Einen solchen Fremden, einen Spanier, Kaiser Karl V., hat das Reich einst zu seinem Haupte erwählt; andere Fremde haben wenigstens um den Kaiserthron geworben, und Niemand hat es ihnen zum Verbrechen und den Deutschen zur Unehre angerechnet, daß sie solche Männer gewählt oder doch an die Wahl derselben gedacht. Aber ein Mann, der wie Gustav Adolf, aus einem anderen germanischen Volke entsprossen ist, kann in Deutschland, von den Deutschen, die auch aus dem germanischen Gesammtblute stammen, nicht als ein völlig Fremder angesehen werden. Der Schwede kann nicht in Deutschland und der Deutsche nicht in Schweden als ein wahrer Fremder,

ein Fremder im eigentlichen und vollem Sinne des Wortes, angesehen werden. Die gemeinsame Abstammung, die gemeinsame Ursprache, die im Laufe der Zeiten nur in mehrere Dialecte auseinandergegangen, die gemeinsame Sitte und Weise, der gemeinsame Character verwehrt es.

Gustav Adolf selbst war es sich auch deutlich bewußt, daß er als Germane von den Deutschen nicht als Fremder betrachtet werden sollte. Aber er wollte sich auch sonst den Deutschen noch inniger anschließen; er gedachte seinen Stamm zu einem völlig deutschen zu machen. Es war sein Lieblingsentwurf, seine einzige Tochter Christine mit einem deutschen Fürsten zu vermählen, und besonders gern dachte er sich als künftigen Gemahl derselben den Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der nachmals der große Kurfürst genannt worden ist. Wenn Gustav Adolf länger gelebt, so würde diese Verbindung wohl zu Stande gekommen sein. Und dann wäre vielleicht das protestantische Kaiserthum übergegangen auf den großen Brandenburger, den dann die Geschichte nicht den großen Kurfürsten, sondern den großen Kaiser nennte. Der Sitz des neuen Kaiserthums mußte auch, dafern es behauptet werden sollte, mitten in Deutschland, nicht in Schweden genommen werden und sicher gedachte Gustav Adolf nicht, seinen Sitz irgend anderswo als in Deutschland aufzuschlagen. Nicht Schweden wäre das Hauptland geworden, sondern Deutschland wäre das Hauptland geblieben, und die einzige Veränderung, die eingetreten, würde gewesen sein, daß beide, Deutschland und Schweden, in innige Verbindung mit einander gekommen, in größerer Stärke der nichtgermanischen Fremdwelt entgegengestanden. Die germanische Welt würde ungeheure Einbußen vermieden haben, die sie seitdem an die Fremden hat hingeben müssen. Schweden würde nicht Finnland, Liefland und Esth=

land an die Russen, Deutschland nicht Lotharingen und Elsaß an die Franzosen verloren haben.

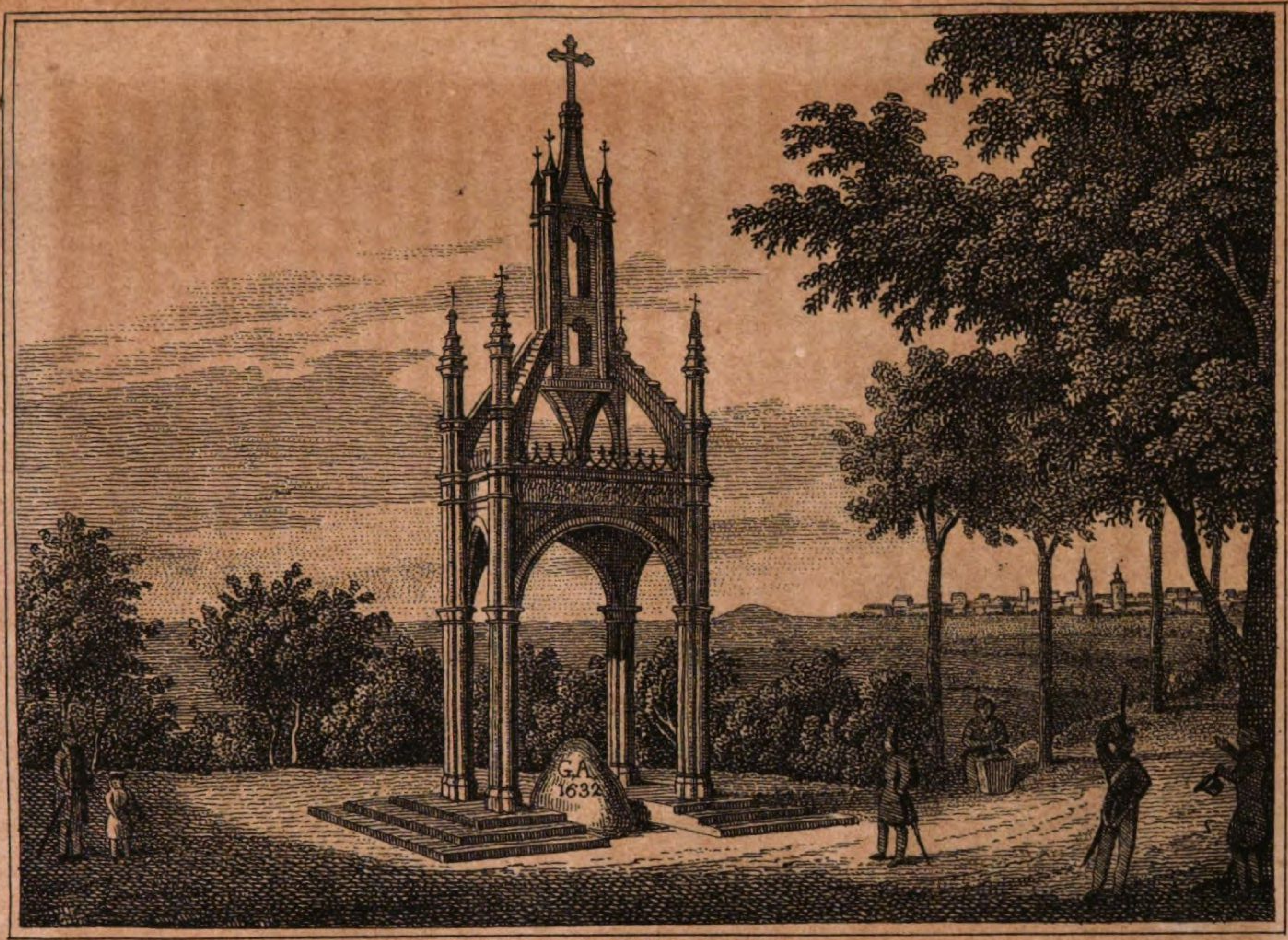
Fürwahr, weder Unehre noch Unglück für Deutschland ist darin zu sehen, wenn ein ursprünglich schwedischer, aber doch germanischer Stamm, der noch obenein bald ein rein-deutscher geworden, auf den kaiserlichen Thron sich verpflanzt hätte. Es ist, so weit menschliche Voraus-Rechnung hier überhaupt gehen kann, nur zu vermuthen, daß das Gegentheil von Unglück eingetreten. Statt des elenden deutschen Reiches, das nach dem westphälischen Frieden als ein Hohn, ein Spott und eine Beute der Fremden dasteht, würden wir durch Gustav Adolf ein starkes und bestimmtes Reich haben entstehen sehen. Deutsche Kraft hätte die schwedische, schwedische die deutsche gestützt und gestärkt.

Aber das protestantische Kaiserthum Gustav Adolfs, in seinem Hause festgehalten, wie die Habsburger das katholische in dem ihrigen festzuhalten verstanden, würde auch sonst noch unermeßlich zur Stärkung deutscher Kraft und nationaler Einheit beigetragen haben. Es kann, wie bemerkt, angenommen werden, daß Gustav Adolf, wenn er das ganze Kaiserthum erlangt, der weltlichen Macht der katholischen Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten über kurz oder über lang würde ein Ende gemacht haben. Diese hätten nie Fürsten werden sollen; sie waren es nur durch die ärgste Verdrehung aller gesunden Begriffe von Staat und von Kirche in dunklen Jahrhunderten geworden, wo Niemand gesunde Begriffe hatte weder über den erstern noch über die letztere. Das Verschwinden dieser bedeutenden Zahl von Erzbischöfen, Bischöfen und Prälaten als weltliche Herren wäre nicht allein dadurch dem Reiche förderlich geworden, daß es von einem an sich selbst widernatürlichen

Verhältniß befreit, sondern auch dadurch, daß die Gebiete der geistlichen Fürsten gedienet hätten die Gebiete der weltlichen zu vergrößern, und damit wäre wieder die National-Kraft und National-Einheit gestiegen. Es mußten, da Gustav Adolf durch den Tod aus der Mitte seiner Entwürfe herausgerissen ward, fast noch zwei Jahrhunderte verlaufen, bis unter dem großen Sturme, der das alte Reich der Deutschen über den Haufen warf, auch die weltliche Macht der deutschen Prälaten, und wohl für immer verschwand. Denn auch die am meisten katholischen Staaten Deutschlands, Oestreich und Baiern, möchten sehr wenig Lust haben, sich von der Nothwendigkeit, über Salzburg, Würzburg und Bamberg solche Bischöfe, die zugleich Fürsten wären, zu bestellen, zu überzeugen.

Allerdings ist nun auch wohl noch anzunehmen, daß das protestantische Kaiserthum, und zwar sonder Zwang und Gewalt, dem Protestantismus bald ein völliges Uebergewicht in dem Reiche würde verschafft haben. Es bedurfte dazu im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, wo bei einem sehr großen Theile der Deutschen, die wieder katholisch geworden, der Katholicismus noch eine junge, gewaltsam aufgenöthigte Pflanzung war, wohl weiter gar nichts als des Reichsgrundsatzs, daß das Bekenntniß des Protestantismus allenthalben, so weit der Name des Reiches gehe, vollkommen frei sei. Dann würde auch in Deutschland, wie in allen anderen germanischen Landen der Katholicismus auf eine kleine Zahl von Bekennern zusammengeschmolzen und die nationale Einheit im Glauben und in der Kirche noch hergestellt worden sein. Ob es wohl als ein Unglück für Deutschland anzusehen gewesen, wenn es diese Einheit gewonnen, wenn es sich von dem Anti-Germanischen, d. h. vom römischen Katholicismus entfernt

und sich damit von dem sittenverderbenden, in neuern Zeiten auch revolutionairen Einflüssen, die aus den romanischen Landen nach Deutschland herüber geweht, ferner gehalten? Die aufgeworfenen Fragen möchten demnach für den Unparteiischen leicht zu beantworten sein.



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. Dresden.

Gustav Adolfs Denkmal. bei Lützen.

Fünftes Buch.

Das Ende des Krieges.

Erstes Kapitel.

Es kann wohl Niemand daran zweifeln, daß der Tod Gustav Adolfs nicht allein für Deutschland, sondern auch für die gesammte europäische Welt ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit gewesen ist. Die Gestaltung, welche die Dinge unmittelbar nach seinem Tode nehmen, offenbart das auch auf das Klarste. Freilich verschwindet der große Gedanke, den er gehabt, ein protestantisches Kaiserthum in Deutschland aufzurichten und dem deutschen Reiche eine andere, die Nationalkräfte stärkende Gestalt zu geben, auch nach seinem Tode keinesweges mit einem Schlage. Er dauert in den Männern noch einige Zeit fort, die an des verblichenen Königs Stelle an die Spitze Schwedens treten. Allmälig aber tritt dieser Gedanke in den Hintergrund, immer mehr und mehr verlöschend, endlich ganz verschwindend. Es ist schon ein mißlicher Umstand für die schwierige Ausführung desselben, daß Gustav

Adolf auf dem schwedischen Throne nicht einmal durch einen Mann, nur durch eine noch ganz junge Tochter, Christine geheißen, ersetzt wird. Eine Manneskraft und zwar eine Manneskraft in ihrer höchsten Fülle war nothwendig, um dieses Riesenwerk zu schaffen. Wie sollte der Stolz der deutschen Fürsten sich einem schwachen Mädchen und den schwedischen Edelleuten, die in ihrem Namen in Deutschland werden schalten und walten wollen, unterordnen? In demselben Maße als Schweden die Unmöglichkeit, das protestantische Kaiserthum noch zu schaffen, erkennen wird, muß es sich von dem Gedanken daran entfernen. Es ist nicht allein der Verlust eines Königs, eines Mannes, der Schweden beugt und der Verjüngung Deutschlands schadet, es ist der Verlust gerade dieses Mannes, Gustav Adolfs. Er allein und kein anderer als er hätte das Riesen-Werk vielleicht hinauszuführen vermocht. Schwedens Bedeutung ist um ein Namhaftes gesunken durch den Verlust dieses Mannes. Hierdurch trat sehr bald nach des Königs Tode eine wesentliche und für Deutschland höchst nachtheilige Veränderung in der ganzen Lage der Dinge ein.

Die Bedeutung und der Einfluß, den Schweden bisher auf Deutschland gehabt und den Gustav Adolf allerdings zwar auch im eigenen, zugleich aber im Interesse der deutschen Fürsten und der deutschen Nation geltend zu machen gedacht, ging zum großen Theil auf den alten Erbfeind der Deutschen, auf Frankreich, über, der ihn nur im eigenen Interesse und nur zum Schaden und Nachtheil der Deutschen geltend zu machen gedachte, obwohl das nach Möglichkeit immer hinter gleißnerischen und schönen Redensarten verborgen ward.

Niemand fühlte mit größerer Deutlichkeit als der feine Kardinal Richelieu, unter dessen Leitung Frankreich fortwährend stand, sogleich, daß die Bedeutung Schwedens durch Gustav

Adolfs Tod um ein Großes sinken müsse. Schwedens eigene Kraft war gering, nur Gustav Adolfs Geist hatte sie auf der Höhe gehalten, auf welcher sie bis jetzo sich befunden. Von einer großen Gefahr fühlte sich Richelieu sogleich befreit, als ihm die Nachricht von dem Falle des Königs zukam. Deutschlands Größe, Kraft und Stärke, die der Schwede gewollt, erachtete der Franzose billig als eine Gefahr für sich. Der Kardinal erklärte laut, daß Gustav Adolfs Tod die christliche Welt von großen Uebeln befreit hätte. Auf seinem Standpuncte hatte er Recht; das protestantische Kaiserthum mit seiner Kraft und nationalen Einheit wäre ein Uebel für Frankreich gewesen. Er hatte auch in einer anderen Hinsicht nicht Unrecht. Gustav Adolf längeres Leben würde noch einen großen Kampf in der christlichen Welt herbeigeführt haben. Nicht ohne großes und schweres Ringen würde das protestantische Kaiserthum haben durchgesetzt werden können. Auch Frankreich würde sich noch dagegen erhoben haben, auch Frankreich hätte sich noch dagegen erheben müssen. Aber an dem Ende dieses Kampfes würde Deutschland vielleicht eine gute Frucht davon gehabt haben, das protestantische Kaiserthum mit Kraft und nationaler Einheit. Der Kampf nun, der lange, schwere und bittere Kampf, ist den Deutschen auch so nicht erspart worden. Sie haben aber an dem Ende desselben nichts weiter gehabt als die Spaltung, die Schwäche und die Schande; die sind es dann, welche mit den schwersten Preisen bezahlt werden müssen.

Richelieu ist sogleich entschlossen, die neuen Verhältnisse bestens für Frankreich zu benutzen und auszubeuten. Der Kampf muß fortgesetzt werden, nicht damit der Protestantismus in Deutschland herrschend, nicht damit das deutsche Reich ein starkes und bestimmtes werde, was die Interessen des Fran-

zosen nicht sind und nicht sein können, sondern damit es dem Kaiser zur Unmöglichkeit gemacht werde, seine Macht durch den Untergang des Protestantismus zu erweitern, und damit die Macht von Spanien=Habsburg, die ihm immer noch gefährlich erscheint, verwirrt und geschwächt werde. Der Kampf ist ferner fortzusetzen, weil sich in demselben leicht Gelegenheit finden möchte, die französische Macht zu erweitern. Schon denkt der Kardinal daran, Frankreichs Grenzen bis an den Rheinstrom, an welchem man bereits festen Fuß gefaßt hat, auszudehnen. Der Kardinal weiß sehr wohl, daß besonders die größern deutschen Fürsten schon bei Gustav Adolfs Lebzeiten dem Kaiserthume des Schweden wenig geneigt gewesen sind. Es ist sicher zu erwarten, daß sie es nun noch weit weniger sein werden. Das muß von Frankreich ergriffen werden, um dieser ganzen Gefahr für die Zukunft ein Ende zu machen. Also wird sogleich der Herr von Feuquières als Botschafter an die größeren deutschen Fürstenhöfe gesendet, um gegen die Schweden zu arbeiten. Besonders soll Johann Georg I. von Sachsen bearbeitet werden, daß er mit Frankreichs Hülfe und Unterstützung sich an die Spitze der protestantischen Partei stelle und so den Kampf gegen Ferdinand II. fortführe. Die Schweden sollen dabei nicht entfernt werden. Im Gegentheil sollen sie bleiben, denn Richelieu findet ihre Unterstützung im deutschen Kriege noch sehr nothwendig; mit den deutschen Protestanten allein würde Ferdinand II. sonst fertig werden und er könnte dann auf seine früheren Entwürfe zurückkommen. Weder Geld, noch Versprechungen, noch Drohungen soll Feuquières bei den deutschen Fürsten schonen, theils um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, theils aber auch, um allen Entwürfen der Schweden auf das Reich zu begegnen.

Das Eine wie das Andere ist im Ganzen und Großen ge=

nommen dem Franzosen gelungen. Der Krieg wird fortgesetzt, aber der Einfluß Schwedens mindert sich und der französische tritt an seine Stelle. Der Protestantismus wird zwar nach einem noch langen und furchtbaren Kampfe gerettet, aber mit Spaltung, Schwäche, Schaden und Schande geht das deutsche Reich aus diesem Kampfe hervor. Die Machinationen der Franzosen konnten gelingen, weil kein Gustav Adolf ihnen entgegenstand.

Als der König gefallen, war Oxenstierna der bedeutendste schwedische Mann, der sich eben auf deutschem Boden befand. Mit ziemlicher Klarheit stellte es sich sogleich vor die Seele des Mannes, daß die großen Entwürfe Gustav Adolfs schwerlich noch möchten hinauszuführen sein. Vielleicht hatte er diese Entwürfe auch schon bei Lebzeiten des Königs entweder für allzukühn oder selbst als nachtheilig für Schweden angesehen, weil dasselbe wohl, wenn das königliche Haus sich auf den deutschen Kaiserstuhl setzte und in Deutschland seßhaft machte, zu einem Nebenlande heruntersinken mußte. Doch fortgesetzt werden mußte der Kampf, in dessen Mitte man einmal stand und aus dem mit Ehre nicht mit einem Schlage geschieden werden konnte. Noch immer galt es die Errettung des Protestantismus, und war das Kaiserthum für Gustav Adolfs Geschlecht nicht mehr zu gewinnen, so konnten vielleicht deutsche Provinzen von Schweden selbst gewonnen werden. So bringt die Macht der Verhältnisse auch auf dieser Seite selbstsüchtige Entwürfe hervor. Gustav Adolf hatte die deutschen und die schwedischen Interessen auf das Innigste vereinigen und verschmelzen lassen. Wie die Schweden nach seinem Tode sehen, daß dieses eine Unmöglichkeit sein wird, fangen auch sie an, an sich selbst zu denken. Oxenstierna hatte sich gleich nach dem Tode des Königs von mehreren protestantischen Fürsten

und Ständen zu Frankfurt am Main das Angelöbniß geben lassen, daß der Krieg fortgesetzt werden sollte. Darauf eilte er nach Dresden, um mit dem Kurfürsten sich zu besprechen. Es war im Decbr. 1632, daß Oxenstierna dort eintraf. Drei Vorschläge wurden von ihm gemacht. Entweder sollten alle protestantische Fürsten und Stände, wie auch der selige König schon gewollt, einen Bund mit Schweden schließen und die Führung des Krieges der Krone Schweden allein überlassen, oder es sollten zwei Feldhauptmannschaften aufgestellt werden, eine schwedische und eine sächsische, jedem Fürsten und jedem Stand selbst überlassen bleiben, ob er sich an die eine oder die andere anschließen wolle, die im Uebrigen stets in Zusammenhang und Einverständniß zu handeln hätten. Der dritte Vorschlag Oxenstierna's war, daß, wenn sie glaubten, daß dem so sei, die protestantischen Fürsten und Stände erklären sollten, daß sie der schwedischen Hülfe nicht mehr bedürftig wären, worauf diese dann nicht mehr würde geleistet werden. In diesem Falle indessen, fügt der Kanzler hinzu, sei dem Reiche Schweden für seine Opfer und Anstrengungen eine Entschädigung zu gewähren. Schon hieraus siehet man, in welchem Maße, so bald nach dem Tode des Königs, die Schweden auf dem Puncte stehen, die hochfliegenden Entwürfe ihres Königs aufzugeben.

Johann Georg I. von Sachsen mag durch den Tod des Königs seine Brust nicht wenig erleichtert gefühlt haben. Er besonders hatte das Kaiserthum des kraftvollen Schweden gefürchtet, meinend, daß die Unabhängigkeit der Fürsten in einem stärkeren und bestimmtern Reiche geringer werden würde als früher. Auch scheinet er die Verhältnisse falsch beurtheilt, Gustav Adolf als einen Fremden angesehen und geargwöhnt zu haben, daß Deutschland zu einem Nebenlande Schwedens

herabsinken könnte, da doch sicher eher für die Schweden das Gegentheil zu fürchten war. Ein Mann zwar von guter und deutscher Gesinnung, wenn er auch oftmals irrte, aber auch von schwachem Character, welcher der Größe der Ereignisse niemals als gewachsen erscheint, kann er sich nicht zur Annahme irgend eines der Vorschläge bestimmen, welche ihm von Oxenstierna gemacht werden. Wiederum gehet die Gelegenheit, eine bedeutende Rolle in Deutschland für Sachsen zu gewinnen, verloren. Dem Kurfürsten wird von Schweden selbst und von Frankreich die Rolle eines Hauptes der protestantischen Partei Deutschlands, die so genommen werden konnte, daß weder Schwedens noch Frankreichs Hülfe verloren ging, geboten, und er wagt nicht sie anzunehmen. Die Fassungslosigkeit und Unbestimmtheit seiner Seele verbirgt Johann Georg I. unter der nichtssagenden Antwort, daß er keinen festen Entschluß fassen könne, bevor er sich nicht erst mit Kur-Brandenburg berathen. Schwache Gemüther sind stets froh, wenn sie den Augenblick des kräftigen Handelns verschieben können und wenn sie sich bis zu dem Entschlusse, sich zu nichts zu entschließen, durchgearbeitet haben. Also mußte Oxenstierna den Kurfürsten verlassen, ohne auch nur eine bestimmte Erklärung von ihm empfangen zu haben. Eine neue Hoffnung, daß Ferdinand II. nunmehro nach der Niederlage von Lützen geneigter als früher zu einem billigen Frieden sein werde, mochte sich der Kurfürst als Entschuldigung seines schwachen Benehmens vorhalten. Oxenstierna entwirft in seinem Berichte an den schwedischen Reichsrath ein sehr trübes Bild von dem damaligen Zustande des sächsischen Hofes und des kurfürstlichen Rathes. Lange Reden würden, erzählt er, dort gehalten, eine unendliche Menge von Gründen und Gegengründen für jede Sache aufgestellt, aber zu handeln und einen Entschluß zu fassen, das verständen

sie nicht. In die gefährliche Zeit wußten sie sich durchaus nicht zu schicken, und mit eiteln Hoffnungen sich trösten, sei allein ihre Sache; dabei wähnten sie noch, daß sie Alles so am besten stellten und allem Unglück entgehen würden. Nur um weniges besser steht es mit der Entschlossenheit und dem Muthe, welchen Oxenstierna am Hofe und im Rathe George Wilhelms von Brandenburg findet. Auch hier muß er sich mit dem allgemeinen und unbestimmten Versprechen, daß man die Sache nicht zu verlassen gedenke, begnügen. Mit Brandenburg wurden auch die Unterhandlungen wegen der Vermählung des Kurprinzen mit der jungen Königin Christine fortbetrieben, von brandenburgischer Seite aber mit immer geringerem Interesse, also, daß nichts zu Stande kam.

Mit Zweifeln hatte Oxenstierna auf Sachsen und Brandenburg, die beiden protestantischen Hauptmächte von Norddeutschland, zu blicken. Und dennoch mußte Schweden den Kampf fortsetzen nicht allein um des Protestantismus, sondern auch um seiner selbst willen. Wie konnte man Deutschland ohne Weiteres wieder Ferdinand II. überlassen, dessen Macht, wenn man das Heer auflöste oder nach Schweden zurückzog, sicher wieder bis Mecklenburg und Pommern vordränge, wo dann das Reich Schweden selbst, wie im Jahre 1629, bedroht sein würde. Von der Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen, war auch der schwedische Reichsrath sogleich überzeugt, als die trübe und in ganz Schweden mit unermeßlichem Jammer vernommene Botschaft vom Tode Gustav Adolfs eingelaufen. Schon im Monat Janr. 1633 ward Oxenstierna vom Reichsrathe zum bevollmächtigten Legaten der Krone Schweden beim römischen Reiche und bei allen Armeen verordnet und ihm damit die oberste Leitung aller Angelegenheiten, unumschränkte Vollmacht über die Unterhandlungen und die Heere übertragen.

Es ist durchaus nothwendig, die Einheit, welche sich bis jetzt in Gustav Adolf dargestellt, nach Möglichkeit zu ersetzen. Aber Axel Oxenstierna kann und wird das große Ansehn, welches der König über die deutschen Fürsten und Stände behauptet, nicht gewinnen. Wie sollte der Stolz der deutschen Fürsten sich so unter dem schwedischen Edelmann beugen, wie er sich vor dem König Gustav Adolf gebeugt, dem gegenüber sie immer noch nicht selten ihrer fürstlichen Unabhängigkeit sich bewußt geworden.

Gleich aus der ersten Anweisung, welche der Reichskanzler aus Stockholm empfängt, ist zu erkennen, wie die Gedanken an das protestantische Kaiserthum durch den Fall Gustav Adolfs in den Hintergrund gedrückt worden. Oxenstierna wird angewiesen, besonders dahin zu wirken, daß Schweden als Entschädigung für seine Opfer und Anstrengungen unmittelbare Besitzungen an der deutschen Ostseeküste gewinne. Also nicht mehr die großen Gedanken Gustav Adolfs an eine Vereinigung Schwedens und Deutschlands, an die Umgestaltung des alten Reiches, nur ein Gewinn, dem Reiche abgepreßt, für Schweden selbst soll noch erstrebt werden. Man siehet, wie sehr sich die Lage der Dinge durch eines Mannes Tod verändert hatte. Die deutschen Fürsten und Stände, die gesammte Nation protestantischen Theiles mußte sich auch bald darüber klar werden, daß sie sich verändert hatte; man konnte den Schweden nicht mehr mit der alten Freudigkeit entgegen kommen. Und darauf hatte Richelieu fein und schlau gerechnet.

Zwei Dinge mußten sogleich alle Aufmerksamkeit Oxenstierna's in Anspruch nehmen. Das Heer und der Krieg auf der einen, und das Zusammenbringen eines Bündnisses der protestantischen Fürsten und Stände mit Schweden auf der anderen Seite. Letzteres schien um so mehr eine unabweisbare

Nothwendigkeit als Schwedens Ansehn in Deutschland durch des Königs Tod sichtlich gemindert worden.

Was zuerst den Krieg betraf, so war wegen der Nähe des Winters und wegen Wallensteins Niederlage bei Lützen zu erwarten, daß man ungestört vom Feinde die Vorbereitungen für die neuen Operationen werde treffen können. Beim Tode des Königs standen die schwedischen Heere, die freilich nur noch zum kleinsten Theil aus Schweden, meist aus Deutschen bestanden, mehrfach vertheilt. Außer dem Heere in Sachsen stand ein zweites unter dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld in Baiern. Eigentlich sollte Johann Banner dasselbe befehligen; er lag aber noch an seinen bei Nürnberg empfangenen Wunden darnieder. Ein drittes Heer kämpfte unter Gustav Horn im Elsaß, ein viertes unter dem General Baudissin am Nieder-Rhein. Das Heer in Sachsen, welches die Schlacht bei Lützen gekämpft, durch diese auf 12,000 Streiter zusammengeschmolzen, hatte gleich nach der Schlacht auf eigene Faust Bernhard von Weimar zu seinem Führer ausgerufen, der sich diese Würde von seinem Bruder Wilhelm, von dem der Titel eines schwedischen General-Lieutenants geführt ward, auch sofort bestätigen ließ. Dieser Vorgang konnte als ein Versuch der deutschen Fürsten, sich von der schwedischen Leitung unabhängig zu machen, angesehen werden. Bernhard begab sich gleich nach der Schlacht nach dem Städtchen Grimma, wo sich endlich George von Lüneburg und ein sächsischer Schlachthaufe unter dem Obersten Hofkirchen mit ihm vereinigte. Das Heer stieg dadurch noch immer nicht bis auf den Bestand, den es vor der Lützner Schlacht gehabt. In den letzten Tagen des scheidenden Jahres 1632 und in den ersten des neuen 1633 ließ Bernhard von Weimar die Städte Sachsens, welche noch von Wallensteinischen besetzt waren, von ihnen säubern und sie

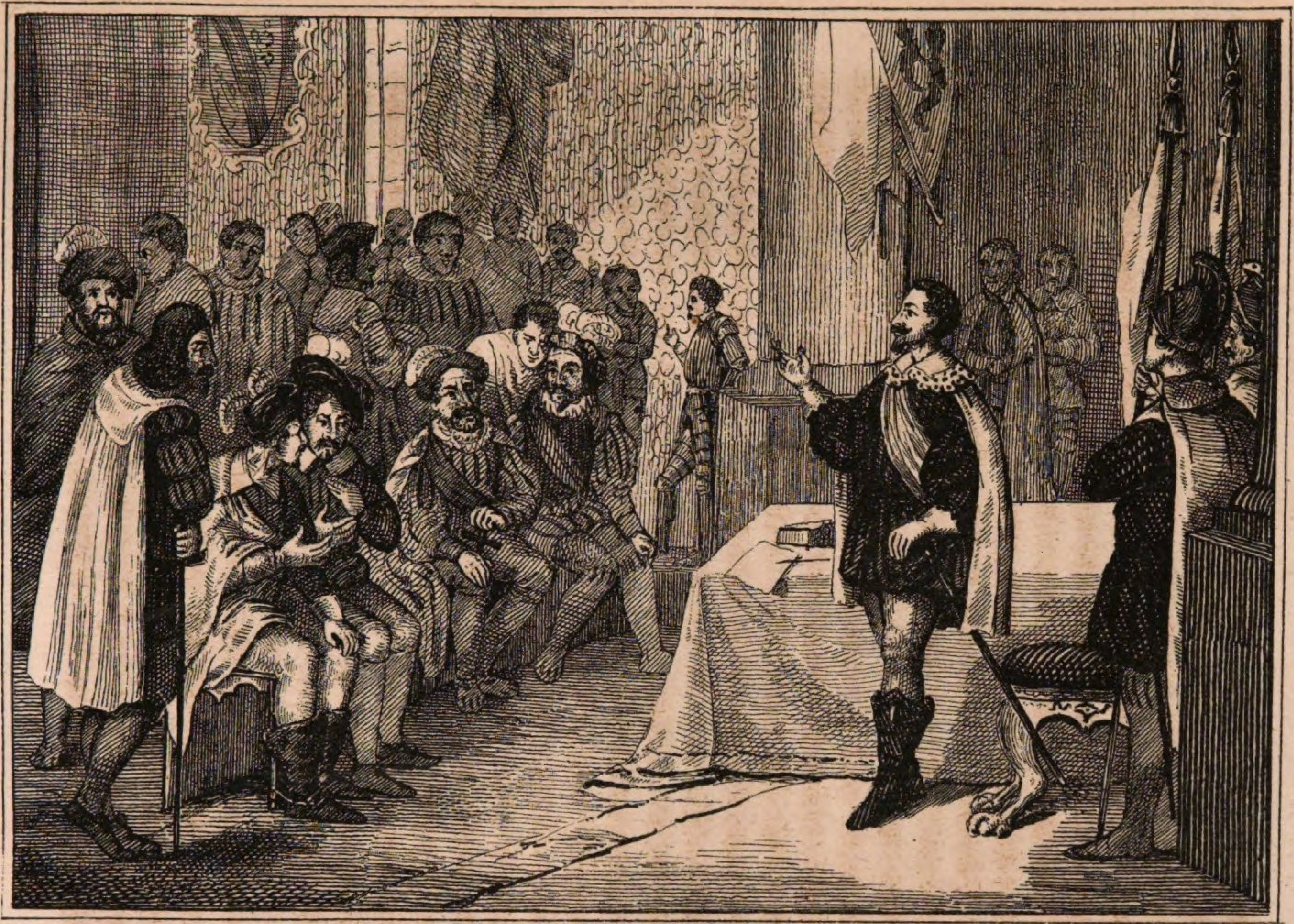
dem Kurfürsten wieder überantworten. Schlimm war, daß Bernhard von Weimar Wallensteinisches Gesindel, um sein Heer zu verstärken, in dasselbe aufnahm. Darauf schlug er sein Hauptquartier in Altenburg auf, wo er mit Oxenstierna zusammentraf, der eben von Dresden zurückkehrte. Oxenstierna hatte sich mühsam zwischen den verschiedenen Ansprüchen, die an ihn gemacht wurden, hindurch zu winden. Die bedeutendsten Generale, die Gustav Adolf aus Schweden mitgebracht, die deutschen Fürsten, welche zum Theil die Titel schwedischer Feldhauptleute angelegt, alle hätten gern den obersten Befehl geführt, jeder wollte nach Möglichkeit unabhängig sein, die Deutschen nicht unter Schweden, die Schweden nicht unter Deutschen stehen.

Mit Mühe nur konnte Oxenstierna, dem königliches Ansehn fehlte, einige Einheit und einige Ordnung erhalten. Er theilte das Heer, das sich um Altenburg befand. George von Lüneburg ward an die Weser und nach Westphalen gesendet, Bernhard von Weimar nach Baiern, wohin Gustav Horn sich unterdessen, von den schwäbischen Ständen berufen, aus dem Elsaß ebenfalls begeben, so daß das Heer in Baiern unter dem doppelten Befehl Gustav Horns und Bernhards von Weimar stand. Der Pfalzgraf von Birkenfeld ward nach dem Nieder-Rhein gesendet, um Baudissin zu ersetzen, Graf Matthias von Thurn aber, einst Haupt der böhmischen Revolution und jetzo schwedischer General nach Schlesien, wo Oxenstierna den Krieg mit größerer Energie zu führen gedachte, entboten. Indessen mußte erst der Winter vorüber gelassen werden, ehe wieder an große und entscheidende Maßregeln gedacht werden konnte.

Das Zweite, das Zusammenbringen eines Bundes mit den protestantischen Fürsten und Ständen, war dem Kanzler Oxenstierna, wenn auch nicht in der Art und in dem Umfange, in dem er es wünschte, gelungen. Die vier oberdeutschen

Kreise, die beiden rheinischen, den fränkischen und schwäbischen hatte er bewogen, durch ihre Abgeordneten zu einer Tagessatzung nach Heilbronn zu kommen, wo die Versammlung auch 18. März 1633 eröffnet ward. Da es für den Augenblick wegen der Halbheit und Zweideutigkeit vieler Fürsten und Stände zu schwierig erschien, einen allgemeinen protestantischen Bund zusammenzubringen, eilte Oxenstierna, doch wenigstens ein Bündniß mit mehrern und zunächst mit denen, welche sich der Sache noch am geneigtesten zeigten, abzuschließen. Man konnte noch hoffen, daß die übrigen Fürsten und Stände sich doch später anschließen würden.

Bei dieser Versammlung fand sich auch Feuquières, der Botschafter Frankreichs, ein. Die ihm von Richelieu befohlene Reise nach Sachsen und Brandenburg hatte er, als nicht dringend nöthig, aufgeschoben, da Sachsen und Brandenburg, wie Richelieu eben durch diese Botschaft erst hatte erwirken wollen, sich schon von selbst der schwedischen Oberleitung nicht unterworfen. Feuquières glaubte mit Recht, daß er auf der Heilbronner Versammlung der französischen Politik bessere Dienste als in Sachsen leisten könne. Er wollte hier dafür sorgen, daß dem Schweden nicht zu viel Macht und Gewalt von den Fürsten und Ständen eingeräumt werde. Es soll ein protestantischer Bund entstehen, damit ist Frankreich wohl einverstanden, denn er ist auch für Frankreich nothwendig, damit Ferdinand II. bekämpft werde. Schweden aber soll keine starke und bestimmte Macht über denselben empfangen, damit es nicht etwa auf die Entwürfe Gustav Adolfs zurückkommen könne. Ungemein fürchtet Frankreich diese Entwürfe; ihre Verwirklichung konnte ja Deutschland stark und mächtig machen. In diesem Sinne gedachte Feuquières, die Gemüther zu Heilbronn zu bearbeiten



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Oxenstierna bringt zu Heilbronn ein neues Bündniss der Protestanten
mit Schweden zu Stande.

Oxenstierna eröffnete die Versammlung mit dem Antrage, daß die Fürsten und Stände ein Bündniß mit Schweden für den Krieg schließen möchten, der so lange fortzusetzen sei, bis alle Evangelische restituirt und die Reichsgrundgesetze gesichert, daß sie ferner die Mittel zum Kriege bewilligen und zu dessen Leitung ein Directorium bestellen, auch Kaiser und Liga laut und öffentlich für Feinde erklären sollten. In dem weitern Verfolge der Unterhandlungen brachte er auch zur Sprache, daß Schweden für seine Anstrengungen und Opfer eine Entschädigung empfangen müßte.

Da nun zu gleicher Zeit auch über eine Erneuerung des Bündnisses zwischen Frankreich und Schweden verhandelt ward, so glaubte Feuquières einen Meisterstreich zu machen, wenn er die Sachen so drehe und wende, daß Schweden und die vier Kreise zugleich ein Bündniß mit Frankreich schlössen. Wenn er das erreiche, hoffte er für Frankreich den Weg gebahnt zu haben, die Leitung der deutschen Angelegenheiten später geradehin mit Schweden theilen zu können, wodurch dann freilich den Entwürfen Gustav Adolfs, wenn Schweden sie fortsetzen wollte, am kräftigsten und am kürzesten entgegengearbeitet werden konnte. Indessen weigerte sich Oxenstierna bestimmt und bei den deutschen Fürsten und Ständen fand der Gedanke des Franzosen auch keinen besondern Anklang. Feuquières erkannte bald, daß es damit nicht gehen werde und erneuerte zuerst am 19. April 1633 das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden.

Hierauf faßte die Heilbronner Versammlung, auf welcher nach damaliger deutscher Weise sehr viel unnütz hin- und hergeredet worden, unter starker Mitwirkung des Franzosen am 23. April 1633 auch ihren Beschluß. Die vier Reichskreise schlossen ein Bündniß mit Schweden, um für einen Mann

zu stehen, bis die deutsche Freiheit und die Reichsverfassung wieder befestigt, alle Evangelische, die vertrieben worden, restituirt und ein sicherer Religionszustand erlangt sei. Dem Kanzler des Reiches Schweden ward dabei zwar die Führung des Krieges anvertraut, es sollte ihm aber dabei ein Rath der Stände, consilium formatum genannt, aus zehn Männern bestehend, zur Seite gestellt sein, so jedoch, daß die entscheidende Stimme stets bei dem Kanzler, dem Vorsitzer dieses Kriegsrathes, verbleibe. Des Kriegs-Rathes Sitz sollte in Frankfurt am Main aufgeschlagen werden. Feuquières war es, der, Oxenstierna zum Trotz, diese Einrichtung bei den Fürsten und Ständen durchgesetzt. Sie war darauf berechnet, dem Schweden die Hände zu binden. Er wird nun nicht ganz frei und selbstständig handeln, etwa noch an den Planen Gustav Adolfs arbeiten können. Frankreich wird die kleinen Fürsten und Stände hier durch Geld, dort durch Versprechungen, dort durch Drohungen wider dieselben bestimmen. Gustav Adolfs Entwürfe, wenn er länger gelebt und sie ihrer Ausführung näher gekommen, hätten noch Hunderte von kleinen Rücksichten zu besiegen gehabt. Wie hätte die mächtige Umgestaltung des alten, morschen Reiches anders vor sich gehen können, als wenn die Rücksichten des einen, die Meinungen des andern, die Befürchtungen eines dritten angegriffen und verletzt wurden! Alle diese Dinge rufen nun die Franzosen zu ihren Bundesgenossen auf, um das abzuwehren, was sie so sehr fürchten. Und sie sind glücklich mit ihren Bestrebungen, weil kein Gustav Adolf ihnen mehr entgegensteht und weil die Verhältnisse sich durch seinen Tod bedeutend verändert.

Auch den deutschen Fürsten und Ständen ist es klar geworden, daß an das protestantische Kaiserthum für das königliche Haus von Schweden kaum noch gedacht werden kann.

Darum haben sie zu Heilbronn den Antrag Oxenstierna's, Kaiser Ferdinand II. und die Liga laut und offen für Feinde zu erklären, abgewiesen. Eine solche Erklärung hätte als die Einleitung für die künftige Absetzung Ferdinands II. betrachtet werden können. Sie wäre das Zeichen eines großen und vollständigen Bruches in dem alten Reiche gewesen. Nur das ward bestimmt, daß der als ein Feind betrachtet werden solle, der von diesem Bunde abtreten oder Neutralität mit dem Feinde schließen würde. Feuquières hoffte nun, noch ein zweites Bündniß zusammenzubringen, an dessen Spitze er Sachsen zu bringen gedachte. Noch am Ende des Monats April reiste er deshalb auch nach Sachsen ab.

Die großen Entwürfe Gustav Adolfs, die für Deutschland in ihrer Vollendung so heilbringend würden geworden sein, treten somit je länger, je mehr in den Hintergrund. Andere Menschen mit minder großen, ja zum Theil sogar mit selbstsüchtigen und niedrigen Entwürfen sind an seine Stelle getreten. Es denkt Niemand mehr daran, das alte, morsche Reich zusammenzubrechen, um aus seinen Trümmern einen neuen Bau, eine jugendlich kräftigere Gestalt zu schaffen. Wohl aber denken viele daran, die Umstände zu benutzen und sie für sich, nicht für Deutschland, zu benutzen. So hat Schweden sich im Heilbronner Bündniß noch ausbedungen, daß es für seine Opfer und Anstrengungen eine „gebührende Satisfaction" dereinst empfange. Frankreich will sich mit einer so ungewissen Aussicht, wie sie Schweden hier empfing, nicht einmal begnügen, sondern „die gebührende Satisfaction" für seine Opfer und Anstrengungen lieber auf eine feine Weise gleich im Voraus eincassiren. Deshalb ward Oxenstierna zu Heilbronn von Frankreich angegangen, doch die schwedischen Truppen aus dem Elsaß wegzuziehen, da sie anderwärts für den Krieg besser

verwendet werden könnten und dafür französische Truppen in dieses Land einzulassen. Auf diese feine Weise gedachten sie die ihnen gebührende Satisfaction gleich in Besitz zu bekommen. Da sich Oxenstierna bestimmt und stark weigerte, die schwedischen Truppen dort wegzuziehen, beschlossen die Franzosen ihm wieder einen Streich zu spielen. Auch Oxenstierna hatte seinen Plan und schon waren mehrere Mitglieder des Heilbronner Bundes für denselben gewonnen. Er wollte das eroberte Kurfürstenthum Mainz sich übertragen und schenken lassen und schon war die Sache bestens eingeleitet. Da erhub sich Feuquières dagegen mit Frankreichs gewichtiger Einsprache. „Das dürfe nicht geschehen, denn der Abschluß eines künftigen Friedens würde zu sehr dadurch erschwert werden, wenn man einen so mächtigen katholischen Herrn, wie der Erzbischof-Kurfürst von Mainz sei, vertreibe." Und so zerschlug sich auch dieser Plan, mit dem der stolze Oxenstierna sich in die Zahl der Fürsten eindrängen wollte, wie Wallenstein sich unter sie eingedrängt.

Und ähnliche Entwürfe waren allenthalben wach geworden. Die, welche jetzo im Glücke standen, hatten sich alle schon ausersehen, wodurch sie Macht und Reichthum sich mehren könnten. Der eine sah auf dieses, der andere auf jenes katholische Stift, das er sich schon als sein künftiges Eigenthum ausersehen. Auch Gustav Adolf hatte daran gedacht, die katholischen Prälaten als weltliche Fürsten nicht bestehen zu lassen. Aber er hatte im Sinne und im Geiste der Besserung der Reichsverhältnisse und der nationalen Einheit daran gedacht, nicht in dem Geiste einer gewöhnlichen Habsucht, die nunmehro von allen Seiten hervortrat.

Unter so trüben Verhältnissen mußte nun der Kampf fortgesetzt werden. An die Stelle der Großartigkeit der Entwürfe

Gustav Adolfs traten Eigennutz und Selbstsucht. Und doch mußte der Krieg protestantischerseits fortgesetzt werden, denn nichts war sicherer als daß Ferdinand II. noch einmal auf seine alten Entwürfe zurückkommen werde, so wie man die Waffen aus den Händen lege. Bedurfte es doch von Seiten Ferdinands II., wenn es ihm darum zu thun gewesen, dem Jammer Deutschlands ein Ende zu machen, weiter nichts als der lauten und offenen Erklärung, daß das Restitutions-Edict entweder ganz zurückgenommen oder doch zu Gunsten der Protestanten bedeutend ermäßiget sei. Es ist wahr, die protestantischen Fürsten und Stände waren mit Versprechungen und feierlichen Angelöbnissen in den letztverwichenen Jahren so oft auf das Häßlichste getäuscht und hintergangen worden, daß es wahrhaftig ein Wunder nicht gewesen, wenn sie eine solche Verkündigung des Kaisers, wie sie eben erwähnt worden, abermals für eine Täuschung gehalten, durch welche ihnen nur die Waffen aus den Händen gewunden werden sollten. Aber der Wunsch nach Ruhe, die Sehnsucht, aus diesem jammervollen Kampfe herauszukommen, war bei vielen Fürsten und Ständen so groß, daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß ein solches Anerbieten des Kaisers zu rechter Zeit, gleich nach dem Tode Gustav Adolfs ausgesprochen, die meisten von ihnen bewogen haben würde, von dem weitern Kampfe abzustehen. Es kam aber nicht, dieses Anerbieten, und so war wohl deutlich genug, welche Gedanken noch immer in des Kaisers Seele waren. Sehnsüchtig muß vor allen andern Johann Georg I. von Sachsen auf eine solche Erklärung gewartet haben. Man siehet das aus seinem ganzen Benehmen. Darum ist ihm die Stiftung des Heilbronner Bündnisses unangenehm und lieber hätte er gesehen wenn ein Gesammtbündniß aller protestantischen

Fürsten und Stände zusammengekommen, worüber er sich auch gegen Oxenstierna aussprach. Ein solches Gesammtbündniß, hofft Johann Georg I., müßte den Kaiser schrecken und durch das Schrecken bewegen, mit friedlichen und versöhnenden Anträgen endlich hervorzutreten. Auch den Franzosen Feuquières, der sich nach dem Abschlusse des Heilbronner Bündnisses noch in Dresden einfindet, weißt der Kurfürst mit allen Anträgen, die er wegen einer engern Vereinigung Sachsens mit Frankreich macht, ab. Er hofft, es sei nicht nöthig, Deutschland immer mehr den Fremden Preis zu geben, ihnen immer mehr Thor und Thür des Reiches aufzuschließen, Ferdinand II. werde sich ja bald zum Nachgeben bequemen.

Der Kurfürst hofft, was er wünscht, und lebt in den liebgewordenen Täuschungen fort. Beinahe wunderbar sind diese Täuschungen; noch am Anfange des Jahres 1633 finden sie Statt, während die Wallensteinischen Haufen von Böhmen her doch Feuer, Mord und Brand auf nutzlosen Raubzügen nach Sachsen tragen. Gerade jetzo hatte der Geist der spanischen Unduldsamkeit sich fester in die Brust Ferdinands II. gesetzt. Für Oestreich unter der Enß erging 4. Febr. 1633 ein neues Gebot, daß binnen 14 Tagen jedermann vom Adel, der es bis jetzo noch nicht gethan, dem römischen Katholicismus zuschwören oder das Land räumen sollte. Nur gegen den Adel fand noch solche Milde Statt. Die Gemeinen wurden mit ungeheuren, oft blutigen Gewaltthaten gezwungen. Der Anfang des Kampfes war indessen ohne Glück für die kaiserlich-ligistischen Waffen. Baiern ward von den Waffen der Schweden abermals heimgesucht. Bernhard von Weimar hatte sich am 8. April 1633 mit Gustav Horn vereinigt und sie stürmten nun wieder nach

Baiern hinein. Kurfürst Maximilian I. hatte einen tapfern Mann, Johannes von Werth, an die Spitze der Seinigen gestellt. Auch ein kaiserlicher Heerhaufe unter Altringer befand sich noch in Baiern und spanische Hülfe unter dem Herzog von Feria ward aus Italien erwartet. Johannes von Werth bestand indessen vor Weimar und Horn nicht. Sie brechen in das Herz von Baiern ein und selbst München war von ihnen bedroht. Dabei ward Landsberg am 20. April 1633 mit stürmender Hand genommen und so grausam behandelt, daß katholische Schriftsteller hier das Seitenstück zum Blutbade von Magdeburg finden konnten. Da verbreitete sich eine unruhige Bewegung unter den Offizieren des Heeres und Weimar und Horn wurden dadurch veranlaßt, das weitere Eindringen in Baiern aufzugeben und sich nach Neuburg an der Donau zurück zu ziehen. Aber eben hier kam am 30. April jene Bewegung zum Ausbruch, welche zunächst durch unordentliche und verzögerte Soldzahlung veranlaßt worden. Die Offiziere erklärten den beiden Feldherrn, daß sie nicht weiter dienen würden, wenn ihnen nicht zuerst der Sold richtig gezahlt, dann aber auch ein Theil der gemachten Eroberungen überwiesen werde. Die Wuth und Gluth des Besitzes hat die Menschen, welche die Waffen führen und die in der verwilderten Zeit kein anderes Recht kennen gelernt haben als die Gewalt, ergriffen. Wallenstein hat das erste Beispiel gegeben, daß man mit und durch die Waffen bis zur fürstlichen Macht emporkommen kann. Die protestantischen Heere haben nun auch erobert wie früher die kaiserlich-ligistischen. Warum, meinen die verwilderten Gemüther, sollen nicht auch sie zu Besitz und Macht auf Kosten vertriebener Gegner gelangen. Gustav Horn muß nach Heilbronn eilen, wo Oxenstierna und der Bundesrath ist. Das

Heer muß befriediget werden; was soll im Angesichte des Feindes werden, wenn es den Dienst beharrlich weigert? Also ward eine starke Summe Geldes gesendet, damit der Sold gezahlt werden könne, den Offizieren aber eroberte Güter und Gebiete als „schwedische Lehen“ überwiesen. Doch ist dieser Ausdruck späterhin mit einem andern „Lehen des Reiches“ vertauscht worden. Gewiß war es ein sehr gefährliches Beispiel, den Offizieren und Feldhauptleuten in dieser Weise nachzugeben. Derselbe Geist der Unruhe hatte sich auch bereits der andern Heere bemeistert. Was soll aus Deutschland werden, wenn die Soldatesca allenthalben auftritt und die Städte, die Länder und Gebiete in dieser Art an sich reißt?

Und gerade diesen Zeitpunct, in welchem Oxenstierna und der Bundesrath sich in der größten Noth befand, benutzte Bernhard von Weimar, der Feldherr des kaum begütigten Heeres selbst, um gegen Oxenstierna aufzutreten. Auf den Grund eines früheren Versprechens, das ihm Gustav Adolf gegeben haben sollte, begehrte er die beiden Bisthümer von Bamberg und Würzburg als ein Herzogthum und die oberste Feldherrnwürde bei allen Bundesheeren. In der ersten Anforderung mußte der Kanzler nachgeben und Bernhard von Weimar nahm am 10. Juni 1633 das Herzogthum Franken als ein schwedisches Lehn aus Oxenstierna's Hand. Mit Mühe kann Oxenstierna die andere Anforderung, die Bernhard gestellt hat, zurückweisen. Sie würde in den schwedischen Generalen und in den anderen deutschen Fürsten die größte Eifersucht und Erbitterung erzeugt haben.

Als schwedisches Lehn hat Oxenstierna das Herzogthum Franken an Bernhard von Weimar dahingegeben. Also dachte der Kanzler wohl noch immer an das protestantische Kaiserthum

BERNHARD VON WEIMAR.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C.o in Dresden.

für das Königshaus von Schweden. Dem mag wohl so sein; nur allmälig schwanden die Gedanken daran hin. Bernhard von Weimar richtete sich nun gleich in seinem neuen Herzogthume Franken ein. Aber kurz und vorübergehend nur ist seine Dauer gewesen, der Sturm des Krieges hat es eben so schnell wieder verweht, als es entstanden, und damit sind auch die neuen Herrnthümer verschwunden, welche die Offiziere seines Heeres sich in kleinerem Kreise aufzurichten gedacht. Bernhard von Weimar konnte dem Vorwurfe, daß er selbst es gewesen, der seine Offiziere empörerisch gemacht, nicht entgehen.

Diese Vorgänge hatten die kriegerischen Operationen lange gelähmt und erst im Sommer konnten sie wieder beginnen und nicht unter günstigen Aussichten. Denn aus Italien kam Feria, der Spanier, mit fast 14,000 Streitern gezogen. Bernhard von Weimar, Gustav Horn und Christian von Birkenfeld hatten Mühe sich gegen die Macht des Feindes zu halten, die nach der Spanier Ankunft auf fast 30,000 Streiter gestiegen war. Noch gefährlicher hätte der Stand der Dinge werden können, wenn nicht Frankreich diesesmal eine helfende Hand geboten und den Herzog von Lotharingen niedergedrückt, der schon bereit gestanden, sich mit den Spaniern zu vereinigen. Das auch half, daß in dem katholischen Heer Spanier und Deutsche kein Herz zu einander hatten, der eine dieses und der andere jenes wollte. In Baiern und in Schwaben tobte der Krieg mit den entsetzlichsten Verheerungen, aber eine größere Entscheidung brachte er nicht. Von beiden Seiten ward eine Entscheidungs-Schlacht sogar sorgfältig vermieden. So kam auf dieser Seite der Herbst des Jahres 1633 heran, ohne daß etwas Bedeutendes geschehen. Endlich gelang es Bernhard von Weimar 14. Novbr. 1633 die wichtige Stadt Regens-

burg an der Donau, die Maximilian I. von Baiern im verwichenen Jahre listig eingenommen, zu erobern und sie zu einem Waffenplatze zu machen. Von hier aus konnten die östreichischen Erblande bedroht und die Verbindung zwischen Böhmen und Baiern erschwert werden.

Unterdessen waren auf anderen Puncten des Kriegsschauplatzes sehr seltsame Ereignisse vorgegangen. Der Mann, welcher bei Lützen besiegt worden, zog noch einmal die Augen der Welt auf sich. Es war zum letztenmale. Verwegene Entwürfe in der Brust, jagend und strebend nach dem höchsten Glanze war Wallenstein, und das hatte er schon früher erwiesen. Seine Brust war mit dem, was er erreicht hatte, keinesweges ausgefüllt. Nach dem Glanze einer Königskrone wollte er, wie es scheinet, mit verwegenem Sinne greifen. Wenn er erhalten, wornach er zu greifen gedachte, wenn er bei dem verwegenen Unterfangen nicht den Untergang gefunden, das Ende dieses großen Kampfes hätte noch viel anders fallen müssen, als es gefallen ist.

Octavio Piccolomini.

Gallas.

Altringer.

Isolani.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Comp. in Dresden.

Kaiserliche Heerführer.

Zweites Kapitel.

Nach der Schlacht von Lützen hatte sich Wallenstein wieder nach Böhmen zurückgezogen und sofort seine Anstalten getroffen, daß er von dem Feinde nicht unvorbereitet überfallen werden könnte. Die Nähe des Winters und die augenblickliche Verwirrung, welche durch den Tod Gustav Adolfs erzeugt sein mußten, machten indessen diese Vorsichtsmaßregeln fast unnöthig. Ueber mehrere Feldhauptleute ließ er wegen Feigheit, die sie in der Lützner Schlacht gezeigt haben sollten, ein schweres Strafgericht ergehen und eben so über diejenigen, welche bei der Anwesenheit der Sachsen in Böhmen sich an diese angeschlossen. Dabei benimmt sich Friedland, als habe er allein zu schalten und zu walten, als gäbe es einen Kaiser Ferdinand II., der noch über ihn stehe, nicht mehr. Darauf strengt sich Wallenstein an, sein ruinirtes Heer wieder herzustellen. Noch einmal ertönet seine Werbtrommel, noch einmal eröffnen sich seine Säckel und noch einmal ist Alles, was er in dieser Beziehung unternimmt, von gutem Erfolge begleitet, denn es währt nicht lange, so ist sein Heer wieder auf eine bedeutende Stärke gebracht. Es scheint gegen 40,000 Streiter am Anfange des Jahres 1633 betragen zu haben. Dringende Bitten und Boten kommen ihm von Maximilian I. von

Baiern zu, an die Donau zu kommen und sein Land vom Feinde zu erlösen.

Will Wallenstein eine schnelle und glückliche Entscheidung des Krieges für den Kaiser herbeiführen, so muß er in der That nach der Donau ziehen. Dort steht des Feindes Hauptmacht, dort ist der Schimpf der Schlacht von Lützen, mit doppelten Streitkräften gegen den schwachen Feind verloren, durch einen Sieg auszulöschen. Aber man kennt Wallenstein schon; es ist seine Sache nicht, eine Entscheidung zu suchen, sie vorzubereiten, es ist seine Sache nur, den Krieg in die Länge zu ziehen und einer Entscheidung auszuweichen. So auch diesesmal. Daß die Hauptmacht des Feindes an der Donau steht, daß dort eine Entscheidungsschlacht sich bietet, das ist Grund genug für ihn, eben nicht an die Donau, sondern gerade nach der entgegengesetzten Richtung zu ziehen, nachdem er es endlich über sich gewonnen, sich überhaupt in Bewegung zu setzen.

Wenn man Wallenstein in den letzten Wochen seines fast seltsamen Lebens, wenn man Alles, was er in diesen thut und treibt, verstehen will, so muß man sich wohl daran erinnern, was er früher selbst gesagt, was er sogar dem Kaiser gesagt hat, auf dessen Kosten das, was er erstrebt, allein von ihm gewonnen werden kann. Eine große, fürstliche Stellung erstrebt er und Ferdinand II. soll sie auf seine eigenen Kosten ihm geben. Buchstäblich und klar stehet das in dem Tractate, den der Kaiser ihm hat unterschreiben und angeloben müssen. Ein östreichisches Erbland als Belohnung für die Dienste, die Wallenstein geleistet hat und die er noch leisten wird, das ist es, was der Kaiser in der allerhöchsten Noth, aber gewiß mit der Absicht, es nie zu geben, dem Fürsten von Friedland versprochen hat.

Unverkennbar ist Wallenstein mit einer gewissen ehrlichen

Offenherzigkeit, die zu seinem übrigen Character und Benehmen sonst wenig stimmt, dem Kaiser gegenübergetreten. Hat er es doch geradezu vorausgesagt, was er dereinst würde haben wollen. Hätte nun Wallenstein sich früher die Möglichkeit gedacht, daß Ferdinand II. ihm, wenn er große und glänzende Dienste geleistet, freiwillig ein östreichisches Erbland abtreten würde, was man hier unentschieden lassen kann, so mußte er die Schlacht bei Lützen als einen sehr schweren Schlag für sich selbst ansehen. Alle Versprechungen des Kaisers, und namentlich diese ungeheure Versprechung, den Fall angenommen, daß Ferdinand II. je gemeint gewesen, sie wirklich zu erfüllen, konnte doch nur in dem Falle eintreten, wenn Friedland seinerseits Dienste von der größten Wichtigkeit und Bedeutung geleistet, wenn er das Reich wieder unter die Füße des Kaisers gebracht, wenn er große Siege erfochten und glänzende Eroberungen gemacht. Aber solche Dienste waren von ihm nicht geleistet und Siege nicht erfochten worden, wohl aber hatte Wallenstein bei Lützen eine totale und beinahe schimpfliche Niederlage erlitten. Wenn eine große Gefahr, die Gefahr Reich und Kaiserthum zu verlieren für Ferdinand II., zwar noch nicht ganz verschwunden, aber doch ungemein vermindert war, so ist dieser günstige Umstand nicht Wallensteins Glück und Talenten, sondern nur dem Falle Gustav Adolfs in der Schlacht beizuschreiben. Es ist unmöglich, daß Wallenstein sich dieser Verhältnisse nicht bewußt worden, unmöglich, daß er geglaubt, auch nun noch werde der Kaiser „das östreichische Erbland" ihm freiwillig überlassen. Die Hoffnung aber, in Zukunft für Ferdinand II. noch so Ungeheures erreichen zu können, daß er zu einem großen Acte freiwilliger Dankbarkeit sich bestimmen werde, war zu phantastisch, als daß Wallenstein sie hätte hegen können.

Also blieben ihm nur zwei Wege übrig, entweder der hohen, fürstlichen Stellung, die er als Herzog von Mecklenburg bereits schon einmal gehabt, völlig zu entsagen und den Anspruch auf ein östreichisches Erbland aufzugeben, oder sich in den Stand zu setzen, den Kaiser zur Erfüllung des abgetrotzten und abgenöthigten Tractats vom 15. April 1632 zwingen zu können.

Daß nun Wallenstein das Erste gethan, daß er seinen kühnen und hochfahrenden Entwürfen zu irgend einer Zeit entsagt, dafür giebt es nicht den mindesten Beweis. Wohl aber beweißt Vieles, was er entweder vor oder nach der Schlacht bei Lützen thut, daß er gewisse Entwürfe und Gedanken, welche andere sind als die Entwürfe und Gedanken Ferdinands II., in seiner Brust festhält. Nicht so, wie es das Interesse des Kaisers und der katholischen Sache verlangt, sondern so, wie es ihm zu seinen Planen zu passen scheint, führt er den ganzen Krieg, immer, wo er kann, eine Entscheidung vermeidend, immer strebend, den Krieg in die Länge zu ziehen.

Nach Allem, was vorliegt, zu urtheilen, war Wallenstein zu dem Zweiten, zu dem was überhaupt von ihm noch ergriffen werden konnte, wenn er seine Entwürfe nicht aufgeben wollte, entschlossen oder doch geneigt. Wahrscheinlich, in einem hohen Grade wahrscheinlich ist, daß Wallenstein gesonnen gewesen, den Kaiser zur Herausgabe dessen, was er freilich nur unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß er ungeheure Dienste leisten, ungeheure Vortheile für das Kaiser-Haus erlangen würde, versprochen, in irgend einer Art zu nöthigen. Mit mathematischer Genauigkeit läßt sich das freilich nicht nachweisen. Wallenstein hätte ein Thor sein müssen, wenn er seine Entwürfe nicht allenthalben da, wo ihr Verlautbaren ihm gefährlich werden konnte, verborgen, wenn er sie nicht nach

Möglichkeit versteckt, besonders dem Kaiser gegenüber, versteckt hätte. Ihr Gelingen hing ja davon ab, daß sie Ferdinand II. nicht eher gewahrte als bis es zu spät war, bis ihm die Entdeckung nichts mehr helfen und frommen konnte. Es wird daher im Voraus sehr begreiflich, wenn Wallenstein in einer seltsamen, halbversteckten Weise hervortreten sollte, denn er wird überhaupt in einer andern gar nicht hervortreten können.

Ueber das „Wie" scheint Wallenstein lange unentschlüssig gewesen zu sein, und auch das begreift sich wohl. Es war ja für ihn das Auftreten gegen Ferdinand II. mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Ein einziger Mißgriff, eine einzige Unbedachtsamkeit, eine einzige Voreiligkeit konnte ihn von der Höhe herabstürzen, auf welcher er sich befand. Das Heer, das er um sich gesammelt, betrachtete sich als des Kaisers Heer, und wie sehr auch Wallenstein dieses Heer an sich, an seine Person, zu ketten gesucht, gefährlich, höchst gefährlich blieb es doch für ihn immer, nur allein auf dieses Heer gestützt, sich gegen den Kaiser erheben zu wollen. Wenn nun dieses Heer die Treue gegen den Kaiser höher achtete als die Treue gegen Friedland, welches sollte dann sein Schicksal sein, wenn er sich einmal ausgesprochen! Wallenstein befindet sich in der Unmöglichkeit, die Stimmung und die Gesinnung des Heeres, das er in des Kaisers Namen um sich gesammelt, genau kennen zu lernen, genau zu erforschen. Denn um zu erfahren, was das Heer thun würde, wenn er sich gegen den Kaiser erhübe, hätte er es demselben deutlich sagen müssen, daß er sich erheben wollte, und eben das mußte verborgen gehalten werden bis alle Maßregeln getroffen, so gut getroffen, daß an das Gelingen mit Sicherheit geglaubt werden konnte. Wie konnte er auf den Markt hintreten und seine Entwürfe verkünden, ehe die Ausführung gesichert war!

Wenigen nur hat Wallenstein seine Entwürfe mitgetheilt und die Wenigen, mit denen er es gethan, haben seine Gedanken und Entwürfe uns weder mittheilen wollen noch haben sie es gekonnt. Er selbst hat die Sache betrieben, wie er sie betreiben mußte. Er hat nichts Schriftliches von sich gegeben und selbst so wenig als möglich gesprochen. Er hat nur durch andere reden und schreiben lassen, wo das nur möglich war, damit im Falle der Entdeckung ihm noch ein Ausweg blieb und Alles von ihm hinweggeläugnet werden könnte. So geboten die Umstände ihm zu handeln und er wäre ein Thor gewesen, wenn er anders gehandelt. Wir aber sind durch diese ihm nothwendige Art des Handels in die Unmöglichkeit gesetzt, von seinen Entwürfen mit mathematischer Sicherheit zu reden. Sie ist aber auch unter diesen Umständen weder zu erwarten noch zu begehren. Alles, was unter den Umständen, wie sie sind, für die Annahme, daß Wallenstein den Entschluß gefaßt, sich zu erheben, um den Kaiser zur Erfüllung des ihm gemachten Versprechens zu nöthigen, erwartet und begehrt werden kann, ist in der That und Wahrheit vorhanden.

Lange mag Wallenstein in Böhmen gesonnen haben, in welcher Art er gegen den Kaiser auftreten solle, wie und wodurch er bei diesem Auftreten sich am besten sichere. Er fühlet, daß er bald auftreten muß, damit Ferdinand II. ihm nicht etwa zuvorkomme und er abermals, wie auf dem Regensburger Tage 1630, gestürzt werde. Denn Wallenstein weiß und muß es wissen, daß er jetzo am kaiserlichen Hofe mit ganz andern Augen betrachtet wird, als beim Beginne seines zweiten Auftretens. Damals sind große Siege und große Erfolge von ihm erwartet worden, aber nun siehet man in Wien, daß solche nicht gewonnen und auch in Zukunft schwerlich werden gewonnen werden. Man muß daher in Wien meinen, daß

Wallenstein für den Kaiser nicht mehr nothwendig sei. Die große Gefahr vom Kaiserthrone verdrängt zu werden, in welcher Ferdinand II. durch das Leben Gustav Adolfs geschwebt, ist durch dessen Tod auch fast verschwunden, und so muß auch dieser Grund hinzukommen, daß auf Wallenstein jetzo viel weniger Gewicht gelegt wird als sonst, ja, daß man ihn für gefährlich achtet. Ist doch sicher der Mann für den Kaiser gefährlich, der sich für Dienste, die gar nicht näher bezeichnet worden, deren Umfang und Größe ganz unbestimmt geblieben, den ungeheuren Preis eines östreichischen Erblandes, das ebenfalls nicht bezeichnet worden, hat versprechen lassen! Kann er doch jeden Augenblick auftreten und eines der Lande des Kaiser-Hauses begehren, kann er doch das beste und größte herauslesen, Böhmen etwa! Schaltet und waltet er doch hier schon als ob des Landes Herr er und nicht der Kaiser sei, stehet er doch an der Spitze eines Heeres, von dem man nicht weiß, ob es mehr Ferdinand II. oder mehr dem Herzog ergeben!

Alle diese Verhältnisse kennt Wallenstein und muß sie kennen. Er weiß, daß er jetzo in Wien für weniger nothwendig als sonst, aber noch als gefährlich angesehen wird. Er fühlet, daß seine seltsame und zweideutige Art den Krieg zu führen dort auffallend gefunden worden, er weiß, daß Maximilian I. von Baiern, den er deshalb tödtlich haßt, schon eifrig in Wien an seinem Sturze arbeitet. Er siehet auch schon, daß man dort ihm entgegenarbeiten, sich gegen ihn sicher zu stellen und den geschlossenen Tractat zu verachten beginnt, denn es ist dem Spanier Feria, der aus Italien ein Heer nach Deutschland führen soll, ein unabhängiger Befehl gegeben worden, da doch, dem Tractate gemäß, auch spanische Truppen, wenn sie nach Deutschland kommen, unter seinem Obercommando stehen sollen. Noch scheut sich Ferdinand II. klar und

offen gegen den Mann, der an der Spitze eines furchtbaren Heeres steht, das er noch obenein auf eigene Kosten zusammengebracht, aufzutreten, aber Wallenstein fühlt, daß der Kaiser nur darum noch nicht auftritt, weil er noch nicht kann, Wallenstein fürchtet, daß er sich die Macht, dereinst auftreten zu können, im Stillen bereiten werde.

Offenbar findet Wallenstein, nachdem er lange gesonnen, daß es zu gefährlich sei, allein auf das Heer, das ihn umgiebt, gestützt, sich gegen den Kaiser zu erheben. Die auch dem Kaiser geschworene Treue könnte sich in dem Augenblicke der Entscheidung mächtig und gewaltig in dem Herzen der Führer und Soldaten regen und es wäre dann nichts sicherer als sein, Wallensteins, schmachvoller Untergang. Auch stimmt ein so plötzliches Erheben, ein Erheben mit einem kühnen und verwegenen Schlage überhaupt nicht zu Friedlands Character und Natur, die mehr zählender und rechnender Art ist. Also kommt er auf einen andern Gedanken, auf den Gedanken, sich mit Sachsen, Brandenburg, Frankreich, vielleicht auch mit Schweden, zu verständigen, in Verbindung mit ihnen den Kaiser zum Frieden zu zwingen und durch ihre Hülfe zugleich sich von Ferdinand II. das zu erzwingen, was in dem Tractate für ihn ausbedungen worden. Durch den Frieden will er nun emporkommen, wie er früher emporkommen wollte durch den Krieg, womit es aber keinen günstigen Fortgang hat gewinnen wollen.

So ist offenbar die allgemeine Grundlage seiner Gedanken. Er will emporkommen durch ein Einverständniß mit den Feinden des Kaisers, durch das ein allgemeiner Friede gemacht und ihm eine hohe, fürstliche Stellung gesichert werden soll. Ueber das Einzelne ist er noch im Unklaren, über die Art und Weise der Ausführung ist er noch zweifelhaft und ungewiß. Auch

ist sie ja ebenfalls mit den größten Schwierigkeiten verbunden; von mehr als einer Seite erheben sie sich, wenn Wallenstein Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten berechnet. Werden die Mächte, mit denen er sich vertragen will, zu einem solchen Beginnen die Hände bieten, werden alt-fürstliche Geschlechter selbst einem Manne, wie er ist, einem Emporkömmling des Krieges, der Waffen, des Raubes und der Gewalt, die Hände reichen, um so auftreten zu können gegen ein anderes altfürstliches Geschlecht, gegen das Kaiser-Haus? Er, Wallenstein selbst, mag zwar ein Unternehmen, das den Kaiser nöthiget, ihm ein früher gegebenes Versprechen zu erfüllen, immerhin nicht als klaren und offenen Verrath ansehen. Werden aber auch die Könige und die Fürsten, mit denen er sich verständigen will, es nicht als gemeinen Verrath betrachten, zumal da es als ein solcher sich wohl auch ansehen läßt? Und wird endlich sein eigenes Heer sich nicht gegen den frechen Trotz und die Gewalt erheben, mit der er die Erfüllung eines widernatürlichen und fast gewaltsam abgenöthigten Versprechens, auch gewaltsam wird herbeiführen wollen? Wallenstein befindet sich in der That in einem wüsten Labyrinthe, in dem es unermeßlich schwer ist, überhaupt einen Weg, geschweige denn den Weg, von welchem er sich sagen könne, daß er sicher zum Ziele, daß er nicht schon in den nächsten Augenblicken zum Untergange führen werde, zu finden.

Wallenstein hebt indessen, wie er noch in Böhmen ist, mit der Einleitung des schweren Werkes an. Er thut es, wie er es thun muß, mit einem großen Maße von Vorsicht.

Er wendet sich zuerst an Frankreich, an die Macht, von welcher er weiß, daß sie am meisten Alles nur nach dem Vortheil berechnet und sich um die Moralität der Mittel, welche zum Ziele führen, am wenigsten kümmert. Von Frankreich

zuerst ist zu erfahren, was es zu einem Vorschlage Wallensteins gegen den Kaiser aufzutreten, wohl sagen würde. Also nähert er sich den Franzosen, jedoch nur mit den größten Vorsichtsmaßregeln. Ehe er der Gesinnung Frankreichs nicht wenigstens in etwas sicher ist, darf er nur so handeln, daß er jeden Augenblick wieder zurücktreten kann. Ja er muß seine Sache so einrichten, daß wenn es entdeckt, wenn es dem Kaiser ruchbar würde, er auftreten und behaupten könne, von Allem, was andere für ihn gesprochen zu haben behaupteten, wisse er nichts und er habe nie daran gedacht, ihnen solche Aufträge zu geben.

In Sachsen lebt ein Graf Kinsky, den die Revolution aus Böhmen vertrieben; den hat Wallenstein zu seinem geheimen Unterhändler ausersehen. Der Botschafter von Frankreich Feuquières trifft in Deutschland ein und sofort meldet sich bei ihm ein dritter, ein Edelmann, welchen Kinsky gesendet. Feuquières berührt es in seinem Briefe, der uns den Bericht von diesen Vorgängen giebt, weiter nicht, was dieser Edelmann zu ihm gesprochen. Man erfährt nur, daß Unterhandlungen, die Wallenstein betrafen, zwischen Feuquières und Kinsky Statt gefunden. Feuquières hat wohl über die ihm gesagten Dinge sogleich an seinen Hof berichtet und derselbe hat im Anfange wenig auf die Anträge gegeben, die Wallenstein erst durch die dritte Hand und vielleicht so vorsichtig und so zweideutig machen ließ, daß man nicht recht wußte, was man eigentlich damit anfangen sollte. Indessen sagt Feuquières, daß auch er Vorschläge gethan und diese an Wallenstein durch Mittelspersonen habe gehen lassen. Es verläuft ein Monat und im März, während Feuquières sich zu Heilbronn befindet, meldet sich ein zweiter von Kinsky abgesendeter Edelmann. Wallenstein will etwas Näheres und Bestimmteres wissen. Feuquières ist aber

noch ohne Anweisungen von Richelieu und so kann er weiter nichts thun, als Kinsky bitten lassen, dafür zu sorgen, daß Wallenstein in seiner „guten Resolution" verharre, bald würde ihm Weiteres zukommen. Der Franzose giebt auch eine an Wallenstein gerichtete Schrift mit. Sie enthält eine Aufforderung an den Herzog, sich deutlicher und bestimmter über das, was er beabsichtige, zu erklären, auch hält sie ihm die Nothwendigkeit, mit dem Kaiser zu brechen, vor. Daraus scheint abermals zu erhellen, daß die Anträge, welche Wallenstein bis jetzt nur durch die zweite und dritte Hand hat machen lassen, aus großer Vorsicht so schwankend, unbestimmt und zweideutig gewesen sind, daß die Franzosen nicht recht wußten, was die Sache sein und bedeuten sollte.

Feuquières geht nun nach dem Abschlusse des Heilbronner Bündnisses an den Dresdner Hof und trifft nun mit dem Grafen Kinsky persönlich zusammen. Mehr in seinem eigenen als in Wallensteins Namen redet dieser nun wie von einer Möglichkeit davon, daß der Herzog sich gegen Ferdinand II. erklären und sich, wenn man ihn in dem Unternehmen unterstützen wolle, zum König von Böhmen erklären würde. Unterdessen scheint Feuquières sich mit dieser unbestimmten Aeußerung keineswegs begnügt zu haben. Es muß ihm irgend ein Beweis zugekommen sein, daß das Gesagte nicht blos eine Ansicht des Grafen Kinsky, sondern die Meinung Wallensteins selbst sei. Er hält nun die Sache für wichtig genug, noch einmal an seinen Hof zu berichten und Ludwig XIII. findet die Sache nun auch seinerseits wichtig genug, deshalb später einen Brief an seinen Botschafter in Deutschland zu schreiben. Dieses Briefes wird bald Erwähnung geschehen. Man siehet aus demselben deutlich, daß Wallenstein geäußert, er wolle sich zum König von Böhmen machen. Böhmen also ist das öst=

reichische Erbland, das er sich selbst ausgesucht hat. In Böhmen liegen Wallensteins zahlreiche Güter, in Böhmen hat er gewissermaßen schon festen Fuß, Böhmen ist das beste von den östreichischen Landen. Wenn Wallenstein überhaupt eine Wahl treffen will; so kann er wohl kein anderes Land als Böhmen nehmen. Unter dem Ausdrucke „Böhmen" ist aber wohl nicht allein das eigentliche Böhmen, sondern auch die böhmischen Nebenlande, die jetzo noch dem Kaiser gehören, also Mähren und Schlesien, mit zu verstehen.

Unter dem Hin= und Her=Verhandeln mit Frankreich, wobei es lange genug währte, ehe Wallenstein auch nur mit dem, was er eigentlich beabsichtigte, gegen Feuquières herausrückte, ist die Zeit verlaufen und der Herzog kann unmöglich länger müßig in Böhmen bleiben. Ein halbes Jahr ist seit der Schlacht bei Lützen vergangen und Wallenstein hat nicht das Mindeste unternommen. Die Nothwendigkeit das Heer wieder zu organisiren, ist ihm freilich eine Entschuldigung für seine lange Waffenruhe gewesen, aber nun ist dieses Heer wieder organisirt, und Wallenstein muß sich endlich, wenn der Kaiser nicht schweren Verdacht gegen ihn fassen soll, in Bewegung setzen. Daher bricht er im Mai 1633 endlich nach Schlesien auf. Der Kurfürst von Sachsen hatte nach der Lützner Schlacht seine Scharen wieder nach Böhmen gesendet. Sie standen unter den Befehlen Arnims und des Herzogs Franz Albert von Lauenburg. Auch schwedische Truppen unter dem Grafen Matthias von Thurn befanden sich hier. Die Verbündeten hatten den größten Theil von Schlesien in Besitz, aber sie begnügten sich, es eben in Besitz zu hab.n. Der größte Theil der Heeresmacht in Schlesien bestand aus Sachsen und es war gar nicht die Absicht des Kurfürsten, den Krieg gegen den Kaiser auf das Aeußerste zu treiben. Ferdinand II. soll

nur bedroht, nicht gestürzt werden, die Drohungen ihn nöthigen, den protestantischen Fürsten und Ständen einen guten und sichernden Frieden zu bieten.

Zwischen Schweden und Sachsen war Mißtrauen und Spannung eben damals besonders gewaltig. Zu großer Unzufriedenheit des Kurfürsten von Sachsen war das Heilbronner Bündniß abgeschlossen worden, denn er hatte gewünscht, daß ein Gesammtbund der protestantischen Fürsten entstehen möchte, damit hierdurch Ferdinand II. bewogen werde, solche Friedensvorschläge, die sich hören ließen, zu machen. Der Kurfürst hätte es wohl dahin bringen können, daß ein solcher Gesammtbund entstanden, wenn er nur gleich nach dem Tode Gustav Adolfs rasch und entschlossen in diesem Sinne gehandelt. Daran aber hatte es eben gefehlt und so war des Kurfürsten Wunsch nur ein Wunsch geblieben. Jetzo ist er doch erbittert auf Oxenstierna, daß er ihn von der Leitung der protestantischen Angelegenheiten verdrängt, obwohl von ihm selbst so gut als nichts geschehen ist, um an die Spitze derselben zu kommen.

Das Dasein dieser Zwietracht zwischen Schweden und Sachsen ist dem Kaiser Ferdinand II. nicht entgangen und er bauet darauf wieder einige Hoffnung, Sachsen von den Schweden und der allgemeinen Sache des Protestantismus trennen zu können. Nun ist vor kurzem Dänemark aufgetreten und hat allen kriegführenden Parteien seine Friedens-Vermittlung angeboten. Der Kaiser hat sie angenommen, nicht weil er den Protestanten einen billigen und gerechten Frieden zu geben gesonnen, denn wenn er das zu thun gemeint, hätte er nicht nöthig gehabt, erst die dänische Vermittlung abzuwarten, nur weil er hoffte, bei diesen Unterhandlungen einen oder den andern, besonders Sachsen, täuschen zu können, um die Protestanten zu spalten und zu schwächen. Als Wallenstein in

Schlesien einrückte, ward eben wegen dieses Friedens, den die Dänen vermitteln wollten, vielfach unterhandelt, und der Herzog gewann damit den Vortheil, sich mit den Feinden besprechen zu können, ohne daß es dem Kaiser Bedenken erregen konnte. Es schien ja, als wenn Wallenstein nur die von Dänemark gebotene und vom Kaiser genommene Friedens-Vermittelung unterstützen wolle. Wallenstein konnte dem Kaiser sagen, auch er habe bei diesen Unterhandlungen keine andere Absicht, als die Feinde zu spalten und zu schwächen. Freilich nur, daß Wallenstein überhaupt mit dem Feinde verhandelte, und nicht was er verhandelte, sollte der Kaiser erfahren.

Kaum in Schlesien angekommen, erneuerte Wallenstein seine Verbindung mit Arnim, mit welchem er so oft noch in schriftlichem Verkehr gestanden, bewog ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft und schloß auf derselben am 7. Juni 1633 einen vierzehntägigen Waffenstillstand ab. Schon bei dieser Zusammenkunft soll Wallenstein heftige Aeußerungen gegen den Kaiser gethan und gesagt haben, daß er sich mit den Evangelischen verbünden wolle, wenn sich Ferdinand II. nicht zum Frieden bequeme. Ganz unerwartet mögen diese Aeußerungen den Verbündeten nicht gekommen sein, denn sie hatten wohl durch Feuquières schon erfahren, daß mit Wallenstein etwas im Werke sei gegen den Kaiser. Gleich nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes rückt Wallenstein deutlicher und bestimmter hervor. Durch den Herrn de la Tour wendet er sich nun auch an die Schweden, an den Grafen von Thurn und an Oxenstierna. Als Vorschläge, die Wallenstein gethan, wird in unverdächtigen Quellen Folgendes angeführt. Es sollte ein allgemeiner Friede geschlossen, und wenn der Kaiser diesen Frieden nicht so, wie er, Wallenstein, es mit den Verbündeten ausgemacht, annähme, derselbe mit den Waffen gezwungen

werden, wozu die Heere unter seinen Befehl zu stellen wären, damit er bis vor Wien ziehen und Ferdinand II. so nöthigen könne. Die Krone Schweden solle nach Möglichkeit Geld-Entschädigung empfangen, alle Privilegien und alles Eigenthum zurückgegeben, die Jesuiten aus dem Reiche getrieben und nach Herstellung aller Dinge ein Krieg gegen die Ungläubigen, gegen die Türken, geführt werden. Für sich verlangt Wallenstein dabei als Entschädigung für Mecklenburg und für die Ausgaben, die er für den Kaiser gehabt, ausdrücklich nur die Markgrafschaft Mähren, fügt jedoch hinzu, daß er, wenn er die böhmische Krone empfinge, allen vertriebenen Herren ihre Güter wiedergeben und die Religion frei lassen würde. Deutlich siehet man, worauf es Wallenstein besonders ankommt, worauf es ihm auch besonders ankommen muß. Seinem eigenen Heere nicht ganz trauend, wenn er gegen den Kaiser auftreten wolle, begehrt er, daß die Heere der Verbündeten ihn unterstützten. Was der Kaiser ihm sicher niemals geben wird, das will er nun durch die Verbündeten, durch die Evangelischen erreichen, und es giebt allerdings für ihn kein anderes Mittel als es durch sie zu erreichen.

Aber wie gefährlich war es für die Verbündeten sich einem Manne, wie Wallenstein, anzuvertrauen, einem Manne, der im Begriff stand, dem Kaiser einen Streich zu spielen, den man mindestens einen tückischen nennen mußte. Konnte das Ganze nicht auch wohl eine Falle sein oder konnte Wallenstein nicht, wenn er sich etwa plötzlich mit dem Kaiser aussöhnte und die Verbündeten ihm Truppen schon übergeben, wieder gegen diese mit derselben Tücke verfahren, die er erst dem Kaiser zugedacht? Indessen geht die Botschaft der Wallensteinschen Anträge an Oxenstierna und an Johann Georg I. An Feuquières, der sich noch in Dresden befindet, wendet sich wieder der Graf Kinsky.

Noch immer ist eine bestimmte Anweisung von Ludwig XIII. und Richelieu an Feuquières, wie er sich in der Wallensteinschen Sache zu benehmen habe, nicht eingelaufen. Der Botschafter, der sich die gute Gelegenheit, dem Kaiser-Hause einen Schlag zu versetzen, doch nicht will entgehen lassen, giebt auf seine eigene Faust dem Grafen Kinsky die besten Zusicherungen: „Wallenstein solle sich nur gegen den Kaiser erheben, nach Böhmen ziehen und auf Wien marschiren, die französische Unterstützung werde nicht fehlen, auch solle Wallenstein den Oberbefehl über das gesammte Heer, das gegen den Kaiser operiren werde, empfangen." Frankreich wagt bei diesem Versprechen nichts; es hat kein Heer in Deutschland und französische Truppen werden nicht bei denen sein, die Wallenstein anzuvertrauen sind. Also erhielt der Herzog von Feuquières schöne Worte, die ihm zu gar nichts helfen. Der Franzose forderte ihn auf, mit seinen eigenen Kräften den Kampf gegen den Kaiser zu beginnen, was Wallenstein eben weder konnte noch wollte. Die Franzosen wagten nichts dabei, wenn es mißlang, Wallenstein aber wagte Alles, Kopf und Ehre.

Die französische Antwort war, wie es scheint, dem Herzog am frühesten zugekommen. Der Franzose, der nichts gab als schöne Worte, war auch mit diesen am geschwindesten fertig. Oxenstierna aber hatte ganz andere Dinge in Erwägung zu ziehen. Sollte man einen Theil des schwedischen Heeres dem tückischen Wallenstein zu einem Unternehmen anvertrauen, der es in das Verderben führen konnte. Und wenn nun auch Wallenstein wirklich und ernstlich mit dem Kaiser brechen wollte, blieb das ganze Unternehmen nicht noch immer ein zweifelhaftes und ungewisses. Oxenstierna wollte sich schon aus diesen Gründen nicht mit Wallenstein einlassen. Was ihn aber ganz besonders von demselben entfernen mußte, war die

Art und Weise, in welcher sich Wallenstein über die Entschädigung ausgesprochen, die Schweden erhalten sollte, wenn nun Alles würde vollendet, der Kaiser zum Frieden gezwungen, von seiner Höhe gestürzt und Friedland als Herr des böhmischen Reiches gewissermaßen an dessen Stelle gesetzt sein. Nichts weiter als eine Geldentschädigung sollte Schweden erhalten. Es sollte Schweden Gefahr übernehmen und sein Blut aufwenden, um Wallenstein zu erhöhen und endlich dafür eine elende Geldentschädigung nehmen. Sehr natürlich war, daß diese Vorschläge keinen Gefallen vor Oxenstierna finden konnten. Deshalb wieß er den Grafen von Thurn an, sich vor der Hand mit Wallenstein nicht einzulassen, wohl aber den Gang der Sache weiter zu beobachten. Demgemäß hat nun Wallenstein sicher von Thurn eine Antwort empfangen, die ihm vor der Hand alle Aussicht abschneidet, einen Theil des schwedischen Heeres für sein Unternehmen zu gewinnen.

Warum aber Wallenstein gerade den Schweden so schlechte Bedingungen gestellt, daß sie dieselben wohl zurückweisen müssen, ist nicht schwer zu sehen. Zuerst war Wallenstein ihr Freund nicht und mochte bittern Ingrimm gegen sie im Herzen tragen, denn er war unglücklich gegen ihre Waffen gewesen und durch sie war der früher gewonnene Kriegsruhm beinahe wieder in Nichts aufgelößt worden. Zweitens aber mag Wallenstein, und nicht ohne Grund gemeint haben, daß er sich Frankreich, Schweden und auch Brandenburg entfremden würde, wenn er Schweden begünstige, und daß er diese verletze, wenn er den Schweden etwa ein deutsches Gebiet zuschlage, daher will er sie mit einer Geld-Entschädigung abfinden. Also ist herbeigeführt, daß Wallenstein nun auch auf die schwedische Unterstützung nicht rechnen kann.

Besser nimmt Sachsen die Wallensteinschen Anträge auf.

Johann Georg I. hat eine persönliche Zusammenkunft mit Arnim, auf welcher sie besprochen und berathschlagt worden, was man darauf zu erwiedern habe. Die Nachricht über die Antwort, welche an Friedland von Sachsen gegeben worden, muß freilich mit einigem Mißtrauen betrachtet werden, aller Wahrscheinlichkeit aber entbehrt sie nicht. Sachsen begehrt für sich und für Brandenburg Schlesien und für sich allein einen Theil von Böhmen, wenn die Nachricht als eine richtige und wahre angenommen wird. Ohne darüber zu streiten, ob nun gerade das und so viel von Sachsen wirklich begehrt worden oder nicht, ist es doch höchst wahrscheinlich, daß von Sachsen überhaupt etwas begehrt worden ist, wenn es sich mit Wallenstein gegen den Kaiser verbünden solle. Wallenstein mag nun die sächsische Anforderung mit dem größten Unwillen gehört haben. Was dem Kaiser entrissen werden soll, das hat er für sich behalten wollen, nun meldet sich Sachsen und begehrt davon einen Theil. Indessen werden weitere Unterhandlungen zwischen Arnim und Wallenstein gepflogen, in denen es sich um die Vereinigung der beiden Heere handelt. Es kommt aber nichts zu Stande. Die Forderung Wallensteins, wird berichtet, ihm Breslau, Schweidnitz und Großglogau zu übergeben, wird abgeschlagen. Man siehet daraus doch, daß es sich um Schlesien handelte. Auf dem größten Theile aller dieser Verhandlungen ruhet ein Schleier, der wohl niemals ganz wird gelößt und gehoben werden können. Nach dem Untergange Wallensteins hatten alle, welche sich mit ihm eingelassen, ein Interesse daran, zu verbergen, daß sie mit ihm unterhandelt, sogar ganz abzuläugnen, daß sie mit ihm in Verbindung gestanden, denn es war ja sicher nicht gerade sehr ehrenhaft, sich mit Wallenstein, der wie ein Empörer sich gegen Ferdinand II. erheben wollte, eingelassen zu haben. Der Tractat, den Friedland mit dem

Kaiser geschlossen und das Versprechen, welches dieser an jenen gegeben, konnte, wenigstens in den Augen eines wahren und vollen Biedermanns, kaum als eine halbe Entschuldigung der Weise angesehen werden, die Friedland gegen den Kaiser einzuschlagen gedachte. Am meisten muß es Wunder nehmen, daß Johann Georg I. von Sachsen, der so entschieden gegen die böhmische Revolution von 1619 aufgetreten, sich Wallenstein noch am meisten zu nähern, noch am meisten auf seine Entwürfe einzugehen scheint. Fast möchte man geneigt sein anzunehmen, Sachsen habe der Zweideutigkeit Wallensteins gegen den Kaiser nur eine andere gegen ihn selbst gerichtete entgegengesetzt, und die ganze Verhandlung weniger geführt, um durch Wallenstein selbst zu einem Zwecke zu kommen, als vielmehr, um Ferdinand II. in eine momentane Gefahr zu bringen, welche ihn zwinge, endlich der protestantischen Partei einen billigen Frieden zu gewähren. Doch läßt sich hierüber nichts weiter als eine unsichere Vermuthung aufstellen.

Bei den letzten Unterhandlungen mit Sachsen soll Wallenstein plötzlich begehrt haben, daß Sachsen und Brandenburg sich mit ihm vereinigten, um die Fremden aus Deutschland hinauszutreiben. Seine Vertheidiger haben diese Nachricht benutzt, um zu behaupten, Wallenstein habe diese ganzen, seltsamen Unterhandlungen nur darum angeknüpft, um Spaltung unter den Gegnern des Kaisers zu erregen, und namentlich um Sachsen von Schweden zu trennen. Eine seltsamere und von aller innern Wahrscheinlichkeit mehr entblößte Ansicht kann es kaum geben. Spaltung und Mißtrauen war vorher und nachher zwischen Schweden und Sachsen schon im hohen Grade und man begreift nicht, wie sie dadurch hätten gesteigert werden können, daß Wallenstein ihnen beiden vorschlug, sich mit ihm gegen den Kaiser zu vereinigen und denselben zum Frieden zu

zwingen. Hätte Wallenstein nun auch ja diese Absicht gehabt, die er vernünftigerweise gar nicht haben konnte, da so der Zweck gar nicht zu erreichen war, so hätte er den Kaiser von allen diesen Verhandlungen unterrichten müssen. Ferdinand II. hätte sie dann gekannt und nicht das Mißtrauen gegen Wallenstein daraus schöpfen können, das er daraus schöpft als er später von diesen Verhandlungen, und nicht durch Wallenstein, in Kenntniß gesetzt wird.

Was das Verlangen Wallensteins betrifft sich mit ihm gegen die Fremden zu verbinden, so stehet erstens die Nachricht darüber selbst keinesweges fest, ferner ist zweifelhaft, wer, wenn Wallenstein es wirklich antrug, unter dem Ausdrucke „die Fremden" gemeint sei, da darunter sowohl die Schweden als auch die spanischen Truppen, die dem Kaiser zu Hülfe gekommen, als auch beide zusammen verstanden werden können. Und es ist viel wahrscheinlicher, daß Wallenstein mit diesem Ausdruck die Spanier meinte, als daß er damit die Schweden gemeint haben sollte, da er vernünftigerweise gar nicht erwarten konnte, daß Sachsen auf sein bloßes Wort, auf seine bloße Anforderung, sich mit ihm gegen die Schweden verbünden würde. Denn wenn auch Sachsen auf der einen Seite gegen Schweden voll Mißtrauen war, weil sie in dem Reiche nach Macht und Gewalt zu streben schienen, so weiß es doch auf der andern Seite recht genau, daß diese Schweden auch ein Schutz gegen Ferdinand II. und gegen Wallenstein sind; man hat diesen Schutz schon mehr als einmal erfahren und ist durch ihn vom Abgrunde des Verderbens hinweggerissen worden. Das aber konnte Wallenstein auch nicht glauben, dafern er nur bei Sinnen war, daß Sachsen auf sein bloßes Wort, daß er nachher selbst gegen den Kaiser auftreten werde, auf die Gefahr hin von ihm nachmals getäuscht zu werden und in der Täuschung

nichts weniger als den Untergang zu empfangen, die Schweden mit vertreiben helfe, um dann vielleicht rettungs- und schutzlos Wallenstein und der ganzen Macht des Katholicismus gegenüberzustehen.

Wallenstein sah sich nun aber in den Erwartungen, welche er auf Frankreich, auf Schweden, auf Sachsen gesetzt, getäuscht. Die erstere Macht gab ihm schöne Worte und gute Versprechungen, die ihm zu nichts helfen. Allerdings lief um diese Zeit, doch erst, nachdem Wallenstein die Feindseligkeiten schon wieder eröffnet hatte, ein Brief König Ludwigs XIII. an Feuquières ein, von dessen Inhalte Wallenstein auch sofort in Kenntniß mag gesetzt worden sein, und in welchem dem Botschafter aufgetragen wird, dem Herzog von Friedland die Unterstützung französischer Waffen zum Gewinn des Königreichs Böhmen zu versprechen. Aber Wallenstein braucht ein Heer, wenn er so fort gegen den Kaiser auftreten will und das allerschönste Versprechen kann ihm nicht das Mindeste frommen; ein Heer aber können ihm die Franzosen in so weiter Ferne nicht geben, die Schweden wollen es ihm auch nicht geben und von den Sachsen, wenn er diese ja für hinlänglich halten sollte, empfängt er ein solches endlich auch nicht. Die Unterhandlungen mit Sachsen sind endlich auch abgebrochen, da über Bedingungen und Art der Verbindung beider Heere eine Vereinigung nicht gewonnen worden. Denn alle fanden es bedenklich sich mit ihm, dem seltsamen und zweideutigen Manne, einzulassen, alle wollten warten bis er mit dem Kaiser schon gebrochen und erst dann, unter den größten Vorsichtsmaßregeln und nicht umsonst, sondern um gute Preise, ihn unterstützen. Nur Frankreich, welches dabei auch am wenigsten wagte, zeigte große Bereitwilligkeit, aber eben diese Bereitwilligkeit half Wallenstein vor der Hand zu gar nichts. Erst später bekam

Feuquières Befehl, dem Wallenstein eine Geldhülfe von hunderttausend Thaler zufließen zu lassen.

Das Mißtrauen, mit welchem besonders Schweden die Anträge Wallensteins gehört hatte, das Mißtrauen, welches Oxenstierna in sie setzte, ward zu einem guten Theile von dem Herzoge selbst verschuldet. Wallenstein war, wie bei der Größe und Gefährlichkeit seines Unternehmens natürlich, von bangen Zweifeln und Ungewißheiten gequält, bald ob er beginnen sollte, bald wie er es sollte. Dieser Seelenzustand drückte sich auch in der Art ab, wie er die Unterhandlungen mit den Verbündeten führte. Es geschah in einer unsichern, zweifelhaften, zweideutigen Weise, die schuf den Verdacht, daß Wallenstein gegen die, mit denen er unterhandelte, um den Kaiser zu berücken, mit derselben Treulosigkeit, um auch sie zu berücken, verfahren werde. Oxenstierna und selbst Arnim äußerte diese Bedenklichkeit, als Wallenstein die Verhandlungen zum erstenmale abgebrochen hatte. Doch meinte Arnim damit wohl weniger, daß Friedland die Verbündeten zu Gunsten des Kaisers als vielmehr daß er sie zu eigenem Gunsten habe berücken wollen.

Als nun die Unterhandlungen abgebrochen, konnte Wallenstein freilich nicht anders verfahren als die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen, denn der Kaiser mußte ja Verdacht gegen ihn fassen, wenn er ganz thatenlos blieb, wenn er den Waffenstillstand fort verlängerte, ohne daß ein Vortheil für die kaiserlich-katholische Sache davon abzusehen war. Daher hat Wallenstein, nachdem mit dem 14. Juni 1633 der vierzehntägige Waffenstillstand abgelaufen, einen Versuch gemacht, Schweidnitz durch Ueberrumpelung einzunehmen. Als derselbe nicht gelungen, bezog er in einiger Entfernung von der Stadt ein festes Lager, um in seiner früheren Weise den Krieg in die

Länge zu ziehen und dabei für sich und seine Entwürfe irgend eine günstige Gelegenheit zu erhaschen. Schweden und Sachsen schlagen nun Wallenstein gegenüber ebenfalls ein befestigtes Lager. Wallenstein hat nun dem Scheine nach den Krieg wieder begonnen; er kann behaupten, denn was läßt sich nicht in solcher Lage alles behaupten, daß es für den Kaiser sehr förderlich sei, wenn er jetzo Schlachten vermeide und den Krieg in die Länge ziehe, weil davon der Feind mehr Nachtheile habe als er. Durch diesen Schein meint und hofft er, sich dem Kaiser gegenüber so lange zu sichern, als er diesen Kaiser noch zu fürchten habe, als er einen guten, ihn sichernden und seine Wünsche erfüllenden Tractat mit den Verbündeten nicht gewonnen.

Offenbar hat Wallenstein die Hoffnung, einen solchen noch zu Stande zu bringen, nur einen Augenblick aufgegeben und sehr bald sie wieder aufgefaßt. Mit Frankreich haben seine Unterhandlungen sogar nicht einmal einen einzigen Augenblick still gestanden, sondern sind in einem Zuge fortgegangen. Die Depeschen des französischen Hofes an Feuquières, ein eigenhändiges Schreiben, welches Ludwig XIII. unterm 16. Juli 1633 an Wallenstein richtet und welches demselben ebenfalls durch Feuquières zukommen soll, beweisen das auf das Unzweideutigste. Ein neuerer Vertheidiger hat, um Wallensteins angebliche Unschuld trotz dieser Depeschen darzulegen, zu der seltsamen Behauptung seine Zuflucht genommen, daß sie Antworten auf Anfragen enthielten, die von Wallenstein gar nicht gemacht worden wären. Das Gezwungene einer solchen Erklärung und Annahme siehet jedermann von selbst ein. Sie ist aber auch so unstatthaft als nur überhaupt etwas sein kann. Aus welchem Grunde sollte der französische Hof sich wohl das Ansehn gegeben haben, daß Anfragen Wallensteins vorlägen,

wenn sie nicht wirklich vorlagen, wozu hätte das nützen, wozu hätte das führen sollen? Würde der König von Frankreich wohl selbst an Wallenstein geschrieben haben, wenn man in Paris nicht die volle Ueberzeugung gehabt, daß die Dinge, welche Unterhändler mündlich von Wallenstein berichteten, von ihm selbst ausgegangen? Die Verhandlungen mit Wallenstein dauerten schon mehrere Monate und der kluge Richelieu wäre getäuscht worden. Und wer hätte ihn dann täuschen sollen. Das Einzige, was man hier annehmen könnte, wäre, daß Richelieu durch den Grafen Kinsky getäuscht worden. Aber jeder, der eine Täuschung eines Andern unternimmt, hat damit irgend einen Zweck, dieser sei im Uebrigen, welcher er wolle. Graf Kinsky konnte nun wohl hoffen, daß ein Umschlag der Dinge in Böhmen und Wallenstein als König von Böhmen ihn wieder in den Besitz seiner confiscirten Güter bringen werde. Er mußte deshalb auch wünschen, daß Wallenstein, und zwar unter seiner Mitwirkung, zum böhmischen König emporsteige, aber wenn er den Franzosen gegenüber angab, daß Wallenstein König zu werden wünsche, daß er hierzu Frankreichs Hülfe begehrte, und Wallenstein doch von alle dem nichts wußte, so konnte diese Täuschung ihm, dem Grafen, nicht das Mindeste frommen. Man müßte annehmen, Kinsky sei wahnwitzig gewesen und die Franzosen, der feine Richelieu so verblendet, daß sie bei langem Hin- und Herverhandeln diesen Wahnwitz nicht bemerkt. Da nun aber dieses anzunehmen geradehin unmöglich ist, so können die französischen Depeschen und Briefe nicht anders als ganz zuverlässige Quellen der geschichtlichen Wahrheit angesehen werden. Auch stimmen sie mit dem ganzen, andern Zustand der Dinge auf das vollkommenste überein.

Von besonderer Wichtigkeit ist eine Depesche des französi-

schen Hofes an Feuquières vom 16. Juli 1633, von welchem Tage auch der Brief des Königs an Wallenstein datirt ist. Sie enthält, wie zum Ueberfluß noch ausdrücklich angeführt wird, Antwort auf die verschiedenen Anträge und Anfragen, die von Kinsky in Wallensteins Namen gemacht worden sind. Deutlich siehet man aus dem Inhalte der Depesche, der Herzog hat noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Er hat nur, nachdem die Unterhandlungen mit Schweden, Sachsen und Brandenburg von ihm haben müssen abgebrochen werden, sich wieder mit Anfragen an Frankreich gewendet, was diese Macht thun würde, wenn er der Welt den Frieden gäbe, von dem Kaiser abfalle und sich zum König von Böhmen mache. Das französische Kabinet gebietet dem Botschafter Feuquières in derselben bedingten Weise, in welcher Wallenstein durch Kinsky hat anfragen lassen, auf jeden einzelnen Punct zu antworten. Wenn Wallenstein sich gegen den Kaiser erklären wird, so will Frankreich dafür sorgen, daß die Bundesgenossen Frankreichs ihre Truppen mit dem Heere des Herzogs vereinigen. Das geht offenbar auf Sachsen, Brandenburg und Schweden, welche sich eben jetzo geweigert haben ihre Heere mit dem Wallensteinschen zu vereinigen. Frankreich wird ferner dafür sorgen, daß die spanischen Truppen dem Herzog nicht auf den Hals kommen können und deshalb ein Heer im Elsaß einrücken lassen, um die Spanier abzuhalten. Also nicht allein deshalb hat sich Wallenstein an Frankreich gewendet, daß es Schweden, Sachsen und Brandenburg noch bewege, auch an die Spanier, die ihn hindern könnten, hat er gedacht und begehrt, daß Frankreich sie von ihm fern halte. Ferner hat er angefragt, ob er nicht Geld für sein Unternehmen empfangen könne. Der französische Hof antwortet darauf, daß, wenn der Herzog sich durch einen förmlichen Tractat anheischig machen wolle, mit wenigstens

35,000 Mann gegen den Kaiser aufzutreten, er eine jährliche Subsidie von einer Million Livres empfangen solle, die fortgezahlt werden sollte bis der Feind zu einem Frieden gezwungen worden.

Ferner hat Wallenstein angefragt, ob Frankreich ihn nicht auch gegen die übrigen deutschen Fürsten, mit denen er nicht, wie mit Sachsen und Brandenburg selbst unterhandelt, schirmen und schützen könne. Darauf antwortet Frankreich, daß es sich Mühe geben werde, alle deutsche Fürsten, die protestantischen sowohl als auch die katholischen, zur Annahme des Tractates, der zwischen Frankreich und Friedland geschlossen werden soll, zu bringen, damit auch von ihnen die Wallensteinschen Interessen gewahrt würden. Wallenstein hat nun auch noch Rath gefragt, wie das ganze Unternehmen am besten und sichersten zu beginnen sei. Frankreich antwortet darauf, der Herzog müsse irgend einen Schritt thun, der seinen Bruch mit dem Hause Habsburg klar und unzweideutig ausdrücke, Böhmen besetzen und sofort in Oestreich einrücken.

Weiter hat Wallenstein, jedoch, wie es scheint, auf eine dunkle und zweideutige Art auch Böhmens wieder Erwähnung gethan. Feuquières wird deshalb angewiesen, zu warten bis er in diesem Stücke klar sehe. Die Franzosen erwarten indessen, daß Wallenstein hier nicht lange mehr hinter dem Berge halten, sondern klar und bestimmt aussprechen wird, daß er das böhmische Reich für sich begehrt. Denn der Botschafter wird angewiesen, so wie er klar sehe, dem Wallenstein zu erkennen zu geben, daß der König von Frankreich es für nützlich halte, wenn der Herzog König von Böhmen werde. Das Haus Habsburg besitze dieses Land so auf eine nicht gesetzliche Weise und Frankreich werde alle seine Kräfte aufbieten, um den Herzog in dem Besitz von Böhmen zu erhalten. Wallen=

stein hat in seinen Anfragen auch von Baiern gesprochen. Rache gegen den Baiern, der ihn zu Regensburg gestürzt, ist seine Hauptleidenschaft. Ueberzeugt, daß Maximilian I. von Baiern, Haß und Rache mit Haß und Rache vergeltend, wenn er selbst gegen den Kaiser aufgetreten, auf das Aeußerste zuwider sein und an Ferdinand II. halten werde, hat er angefragt, ob er dann, ohne Frankreich zu beleidigen, dem Baiern, wie er wünscht, seinen Zorn könne empfinden lassen. Richelieu gebietet dem Feuquières darauf zu antworten, daß Frankreich Alles Mögliche thun werde, um seinen Freund und Bundesgenossen, den Herzog von Baiern, zu bestimmen, die Sache des Kaisers zu verlassen. Sollte das aber vergeblich bleiben, so werde Frankreich sich nicht widersetzen, wenn Wallenstein gegen Baiern auftrete und die französische Hülfe ihm aus diesem Grunde nicht entzogen werden.

Endlich wird auch Schwedens in dieser Depesche auf eine seltsame Weise Erwähnung gethan. Feuquières wird angewiesen, sich ganz nach dem Willen Wallensteins zu richten. Wenn dieser wolle, daß Schweden in den Tractat zwischen Frankreich und Friedland aufgenommen werde, so solle der Botschafter damit übereinstimmen. Wolle Friedland die Aufnahme Schwedens nicht und verlange er, daß die ganze Sache den Schweden ein Geheimniß bleibe, sc solle das ebenfalls zugesagt werden, jedoch sei dann im Stillen Oxenstierna nichts desto weniger von dem Abschlusse des Tractats in Kenntniß zu setzen. Die Franzosen beantworten die Wallensteinschen Anfragen Punct für Punct. Es ist der fünfte in der Wallensteinschen Eingabe gewesen, welcher die Schweden betroffen. Aus der Antwort der Franzosen läßt sich nun, weil sie sich sehr im Unbestimmten hält, der Inhalt der Wallensteinschen Anfrage nicht genau ermitteln. Indessen wird doch klar, daß Wallen-

stein davon gesprochen haben muß, daß man Schweden in das Bündniß vielleicht nicht mit aufzunehmen brauche, ohne sich jedoch auch darüber völlig klar auszusprechen. Bei den letzten Verhandlungen hat Wallenstein bei Schweden die wenigste Geneigtheit gefunden. Oxenstierna hat sich allein zu nichts erboten, während Frankreich und Sachsen ihm auf halbem Wege entgegengekommen sind. Darüber mag der Herzog nicht allein bittern Grimm auf die Schweden in seinem Herzen gefühlt, sondern auch zu der Annahme geführt worden sein, daß Oxenstierna deshalb sich mit ihm in Unterhandlungen gar nicht eingelassen, weil sie seinen Absichten auf Böhmen abgeneigt. Und den Grund dieser Abneigung suchte er vielleicht wieder darin, daß der Schwede noch immer an das protestantische Kaiserthum denke, daß in dem protestantischen Kaiserthume die Krone von Böhmen für einen ganz Anderen, etwa für das Haus Friedrichs V., welches unter Oxenstierna die Pfalz wieder zurückerhalten, bestimmt sei.

In diesem Glauben scheinet sich Wallenstein etwa folgende Rechnung für sein künftiges Benehmen gestellt zu haben. Er will einen förmlichen Bund mit Frankreich und allen deutschen Fürsten schließen, in dem ihm der Besitz Böhmens zugesagt und gewährleistet werden soll. Dieser Bund soll den Schweden ein Geheimniß bleiben in so fern, daß sie wegen Böhmens nichts erfahren sollen. Sie sollen nur erfahren, daß Wallenstein gegen den Kaiser auftreten und diesen zu einem Frieden zwingen will. Dazu sollen sie so wie Sachsen und Frankreich ihm einen Theil ihrer Truppen stellen. Wenn der Kaiser besiegt und niedergeworfen, er aber, Wallenstein, an der Spitze eines großen und sieghaften Heeres steht, wenn er Böhmen bereits eingenommen hat, dann mögen sie, die Schweden, es erfahren, daß Wallenstein König sein wird und daß vor einem

solchen König kein schwedisch-protestantisches Kaiserthum aufkommen kann und wird. Dieser Rechnung ganz gemäß ist das folgende Benehmen Wallensteins und jeder einzelne Theil desselben findet dann eine genügende Erklärung, wenn man eine solche Rechnung in ihm annimmt und voraussetzt.

Offenbar haben die Zusicherungen des französischen Kabinets Wallenstein wieder Muth gemacht. Ist ihm doch sogar ein Brief des Königs selbst zugestellt worden, der mit den besten Versicherungen angefüllt ist. Wallenstein erwartet, daß die Franzosen auch bei Sachsen für ihn würden gearbeitet haben. Darum knüpft er die abgebrochenen Unterhandlungen mit Arnim sehr bald wieder an. Da das Friedens-Vermittelungsgeschäft, welches Dänemark begonnen, noch immer fortdauerte, so konnte Wallenstein hoffen, daß es der Kaiser nicht gerade sehr auffallend finden werde, wenn er statt seine Ueberlegenheit zu benutzen, um die Feinde rasch aus Schlesien zu treiben, abermals einen Waffenstillstand schließe, als wolle er mit demselben weiter nichts als den Plan, Sachsen von Schweden zu trennen, ausführen. Wallenstein schließt diesesmal einen vierwöchentlichen Waffenstillstand mit Arnim, der nicht allein für Schlesien, sondern für alle kaiserliche Lande überhaupt gelten soll. Zunächst ist er nur zwischen dem Kaiser einer-, Sachsen und Brandenburg andererseits geschlossen. Schwedens scheint in dem Waffenstillstande zuerst nicht gedacht worden zu sein. Arnim aber begehrt, daß Schweden ebenfalls in denselben aufgenommen werden müsse, womit Wallenstein im Anfange übel zufrieden, endlich aber doch nachgiebt. Sollte der Waffenstillstand von Wallenstein zu weiter nichts als dazu benutzt werden, Sachsen und Brandenburg von Schweden zu trennen, so durfte Wallenstein in diesem Puncte natürlich gar nicht nachgeben. Aber daß er weiter nichts wolle, das

gab Wallenstein nur dem Kaiser gegenüber vor; in der That und Wahrheit handelte es sich um ganz andere Dinge. Arnim reiste nun aus Schlesien ab und hatte mit Oxenstierna zu Gelnhausen am 11. Septbr. eine Zusammenkunft, auf der er ihm die Walleinsteinschen Anträge noch einmal auseinandersetzt. Es ist dem Herzog besonders darum zu thun, nun schnell gegen den Kaiser beginnen zu können und er glaubt nicht das mit seinem eigenen Heere allein mit Sicherheit thun zu können. Darum begehrt er, daß die besten schwedischen Regimenter mit dem Korps seines Generals Holk, den er nächst Gallas als den bezeichnet, auf welchen er sich am meisten verlassen könne, untergeben würden, damit er in Verbindnng mit Bernhard von Weimar die Baiern beschäftige. Dahingegen wolle er, Wallenstein, die Regimenter seines Heeres, auf welche er sich nicht verlassen könne, dem Arnim geben und dann gegen den Kaiser auftreten und in Böhmen und Oestreich einbrechen. Die Meinung Wallensteins war dabei wohl jeden Falls, daß ihm Arnim, für die Regimenter, welche er von ihm erhalten wird, andere, sächsische überlassen soll.

Sein ganzer Plan ist also offenbar folgender, der sicher nicht übel berechnet ist, um sich vollständig sicher zu stellen.

Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich bestimmen, welche Entwürfe Wallenstein gehabt, welche Gedanken in seiner Brust gewesen sind. Es ist ein ungeheurer Entwurf, den seine Seele aufgefaßt, ein Entwurf, welcher auf hunderte von Hindernissen stoßen muß, wie der Herzog sehr wohl weiß. Daher will er nichts übereilen, daher will er sich nach Möglichkeit und nach allen Seiten hin im Voraus sicher stellen, auf daß, wenn das kühne Unternehmen einmal begonnen, es in der Ausführung nicht mehr scheitern könne. Seine Rechnung ist keineswegs in das Blaue hineingestellt, sie ist im Gegentheil eine scharf-

sichtige und genaue. Sie wäre auch wohl gelungen, wenn nicht Schweden darwider gewesen, und Schweden mußte darwider sein, weil Wallenstein dem schwedischen Reiche nur sehr geringe Vortheile bewilligen, das Beste von dem ganzen Unternehmen für sich behalten wollte. Das hatten auch die Franzosen bemerkt, daß Wallenstein zu sehr auf seinen eigenen Vortheil bedacht sei. Feuquières selbst schreibt einmal an seinen Hof, „Wallenstein arbeitet bei den Friedens-Verhandlungen zu sehr nach seinem Interesse." Schweden ward der Stein, an welchem die Entwürfe Wallensteins scheitern mußten, wie gut berechnet sie auch im Uebrigen waren.

Wissend, genau wissend, daß er auf sein ganzes Heer nicht würde zählen können, wenn er sich gegen den Kaiser erhübe, wollte er dessen bedenklichen und gefährlichen Theil dem Sachsen Arnim überlassen. Einige Wochen mag dieser in Schlesien stehen, ohne genau zu erfahren, was das eigentlich ist, das jetzo betrieben wird. Dem andern und ihm mehr ergebenern Theile wird der Herzog im Anfange nur sagen, daß es sich allein darum handele den Kaiser zum Frieden zu nöthigen, welchen alle, Frankreich, Schweden und Sachsen, wollten, nur Ferdinand II. nicht. Darum nur habe er sich mit Frankreich, Schweden und Sachsen gebündet. Nach unzweifelhaften Nachrichten hat der schlau rechnende Wallenstein schon früher, und wider das ausdrückliche Gebot des Kaisers, viele Protestanten und besonders viele landflüchtige protestantische Bauern aus Oestreich in mehrere Regimenter aufgenommen. Er kann daher wohl mit einiger Sicherheit auf diese Regimenter rechnen, wenn man ihnen sagt, daß es sich um einen allgemeinen Frieden handele, wobei auch für den Protestantismus etwas abfallen sollte. Ueberdem werden diese Regimenter noch mit sächsischen und schwedischen Truppen vermischt werden, welche

die Unzufriedenen in Zaum und Zügel halten können. So möchte es in dem Laufe weniger Wochen möglich sein, den Kaiser in eine Lage zu bringen, in der er Alles bewilligen muß, was Wallenstein begehrt, selbst, auf den Grund des früher abgenöthigten Versprechens, die Herausgabe des böhmischen Reiches. Dann, wenn es zu spät ist, dann erst mag die Masse des Heeres erfahren, was Wallenstein von allem Anfange an gewollt und getrieben hat.

Den Sachsen scheinet es diesesmal größerer Ernst mit der ganzen Sache gewesen zu sein. Arnim hat zu Gelnhausen eine persönliche Zusammenkunft mit Oxenstierna, um wegen der Wallensteinschen Anträge zu verhandeln. Johann Georg I. muß von Allem unterrichtet gewesen sein, ja es muß Alles, was Arnim unternimmt, auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehen sein. Der Kurfürst von Sachsen hielt also die Anträge Wallensteins ebenso wenig wie Frankreich für betrügerische Schlingen, die er im Einverständniß mit dem Kaiser den Verbündeten legen wolle. Auch mochte Johann Georg I. doch jetzo mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß anders als mit Gewalt ein billiger Friede von dem Kaiser nicht gewonnen werden könne und hiermit auch den verwegenen Entwürfen Wallensteins geneigter geworden sein. Indessen haben die Sachsen, Johann Georg I. und Arnim, dabei noch immer zwei große Bedenklichkeiten, welche auch Arnim selbst gegen Oxenstierna ausspricht. Sie wissen erstlich nicht, wie weit dem zu trauen wäre, der eben treulos gegen seinen Herrn und Kaiser handeln wolle. Sie wissen zweitens nicht, ob Wallenstein seines Heeres und der Offiziere desselben so mächtig sei, wie er es zu glauben scheine. Oxenstierna kann über diese beiden Puncte keine Sicherheit von Arnim gewinnen, weil der darüber selbst keine hat. Nun kommt hinzu, daß Schweden,

wie Wallenstein früher geäußert, von der ganzen Sache nichts haben soll als eine Geld-Entschädigung. Warum sollte sich nun Schweden wohl in ein immer sehr gefährliches Unternehmen einlassen? Es kam hinzu, daß Oxenstierna nicht wußte, wie weit Wallenstein sich bereits mit Frankreich eingelassen. Offenbar wußte er jetzo davon noch nichts Näheres. Es war ihm unbekannt, daß zwischen Wallenstein und Frankreich wegen eines förmlichen Tractates unterhandelt ward. Feuquières wird von seinem Hofe erst in einer Depesche, die vom 9. Septbr. datirt ist, angewiesen, den Schweden das Nähere über die Verhandlungen, die mit Wallenstein Statt gefunden, mitzutheilen, wenn er es für zuträglich erachte. Während der Zusammenkunft mit Arnim war Oxenstierna sicher davon noch nicht unterrichtet, ja er scheint überhaupt niemals davon unterrichtet worden zu sein, weil Feuquières es nicht für zuträglich fand. Daß aber unterhandelt würde zwischen Wallenstein und Frankreich, das scheint Oxenstierna gewußt zu haben. Man theilt ihm diese Unterhandlungen nicht mit, und so muß er annehmen, daß sie gegen Schwedens Interesse sind. Wallenstein ist auch hier mit einer gewissen Ehrlichkeit und Offenherzigkeit aufgetreten und hat es den Schweden vorausgesagt, daß sie nur eine Geld-Entschädigung empfangen sollten, eben so wie er es dem Kaiser früher vorausgesagt, daß er einst ein östreichisches Erbland von ihm verlangen würde.

Oxenstierna vermuthet und muß vermuthen, Wallenstein wolle nicht allein den Kaiser berücken, sondern auch die Schweden, nachdem er sie gegen den Kaiser benutzt hat. Die Schweden sollen hernach Deutschland verlassen müssen und nichts von dem Ganzen ärndten. Darum unterhandelt, das nimmt Oxenstierna an und muß es annehmen, Wallenstein noch insbesondere mit Frankreich und darum erfährt Schweden das

Nähere von diesen Unterhandlungen nicht. Nun befindet sich Schweden so schon in gespannten Verhältnissen mit Frankreich und mit Sachsen. Beide wollen Schweden nur für sich benutzen, schwedische Mittel und Kräfte für sich brauchen, so lange sie dieselben brauchen, dann aber Schweden bei Seite schieben. In diesen Bund will sich nun auch Wallenstein noch einstellen, auch er will Schweden benutzen und wenn es benutzt worden, soll es sich bei Seite schieben lassen.

Oxenstierna glaubt daher zum zweitenmale Wallensteins Anträge zurückweisen zu müssen. Er muß sie als Schwede zurückweisen. Ihre Ausführung trug für Schweden keinen Erfolg mit sich. Nun konnte aber Oxenstierna dem Sachsen Arnim unmöglich den wahren Grund dieser Abweisung enthüllen. Er konnte diesem nicht sagen, daß er sie deshalb abweise, weil er sähe, daß von Frankreich, von Sachsen und von Wallenstein Schweden nur benutzt werden solle, um dann leer auszugehen. Darum erklärte er, daß die Anträge Wallensteins kein Vertrauen verdienten, darum gab er sich das Ansehn, als meine er, daß Wallenstein die Verbündeten nur betrügen wolle. Wallenstein müsse wenigstens erst von dem Kaiser abfallen, ehe man ihm Unterstützung gewähren könne, das war Oxenstiernas letztes Wort in dieser Sache, obwohl er wissen mußte und es wußte, daß es dem Herzog eine Unmöglichkeit war, ohne die Unterstützung der Verbündeten vom Kaiser abzufallen. Mit dieser Antwort mußte Arnim von Oxenstierna scheiden. Der sächsische Feldherr hat nun mit Wallenstein eine abermalige Zusammenkunft. Der Herzog erfährt, daß Schweden dabei bleibt, keine Hülfe zu leisten, bevor er nicht das Werk gegen den Kaiser bereits begonnen. Das war nichts Anderes als eine Abweisung, die nur noch in einige Redensarten eingekleidet. Zum zweitenmale sieht Wallenstein seine

Entwürfe durch die Schweden getrennt und er kann sich doch nicht überwinden diesen Schweden etwas zuzugestehen. Die Ausführung seines Plans scheint nun zu einer vollen Unmöglichkeit geworden zu sein. Wie kann er sich, selbst wenn Sachsen und Brandenburg ihn unterstützen wollten, was sie aber nicht wollen, gegen den Kaiser erheben und gegen Wien ziehen, wenn die Schweden als seine Feinde im Rücken stehen. Käme er da nicht zwischen zwei Feuer, könnten die Schweden nicht von Schlesien und von Regensburg her in Böhmen eindringen und sich in den Besitz dieses Reiches setzen, das für Wallenstein bleiben soll, während von diesem der Kaiser in Wien bedrängt wird? Der Herzog faßt gegen Schweden den äußersten Grimm.

Plötzlich thut er dem General Arnim einen neuen Vorschlag, einen von dem bis jetzt noch gar nicht die Rede gewesen. Sachsen solle sich mit ihm, nicht mit dem Kaiser, dessen bei allen diesen Dingen mit keinem Worte gedacht wird, vereinigen und die Fremden, unter denen er diesesmal die Schweden versteht, aus Deutschland „schmeißen", da eher ein sicherer Friede nicht zu Stande kommen könne. Jedesfalls meinte es Wallenstein mit diesem Antrage so. Es soll ein Geheimtractat zwischen Frankreich, Sachsen und Wallenstein geschlossen werden, der Geheimtractat, um den der Herzog schon lange mit Richelieu unterhandelt und von welchem er schon früher die Schweden hatte ausschließen wollen. Nun sollen zuerst die Schweden vom Reichsboden vertrieben werden, ist das geschehen, so mag dann das Unternehmen gegen den Kaiser beginnen, der, bis ihn die Reihe trifft, in Täuschung erhalten werden soll. In der That nachdem Schweden sich geweigert hat, Theil an der ganzen Sache zu nehmen, bevor sich Wallenstein nicht allein und ohne fremde Hülfe — eine Bedingung,

deren Erfüllung für den Herzog Unmöglichkeit ist — ist für Wallenstein kein anderer Ausweg. Er muß versuchen, ob die Schweden — immer gefährliche Nebenbuhler, gefährliche Bundesgenossen für den Bewerber um die böhmische Krone — sich nicht erst vom Reichsboden entfernen ließen.

Wallensteins Vertheidiger haben nun behauptet, bei allen diesen vielen, Monate lang dauernden Verhandlungen mit Frankreich, Schweden und Sachsen sei es ihm gleich von Anfang herein auf nichts Anderes angekommen, als zum Vortheil des Kaisers den Kurfürsten von Sachsen zu veranlassen, Frieden mit dem Kaiser zu machen, und so die Verbündeten von einander zu trennen. Allerdings wenn man zugleich noch, und ganz willkührlich, setzt, daß Wallenstein wahnsinnig oder albern gewesen, könnte man annehmen, daß er auf diesem, offenbar nicht zu dem angeblichen Ziele führenden Wege gemeint, Sachsen und Schweden von einander zum Vortheil des Kaisers trennen zu können. Nur ein Wahnsinniger hätte glauben können, daß solche Unterhandlungen, wie er sie mit Frankreich pflog, zu einer Trennung zwischen Schweden und Sachsen führen könne, nur ein Wahnsinniger hätte ferner annehmen können, daß Sachsen, ohne die sichersten und feierlichsten Versicherungen vom Kaiser selbst, daß die Protestanten einen billigen Frieden empfangen würden, sich dazu hergeben würde, die Schweden aus dem Reiche zu treiben. Aber nie ist in allen Verhandlungen zwischen Wallenstein und Sachsen vom Kaiser anders die Rede, als daß er zum Frieden gezwungen werden soll, nie ist die Rede von Bürgschaften, die Wallenstein im Namen des Kaisers den Sachsen verspreche und nie fordert Wallenstein die Sachsen auf, sich mit dem Kaiser zu verbinden, sondern er fordert sie stets nur auf, sich mit ihm gegen den Kaiser zu verbinden.

Ja, sagen, daß Wallenstein in allen diesen Dingen weiter nichts gesucht, als zum Vortheil des Kaisers Sachsen von Schweden zu trennen, heißt ihn entweder zu einem wahnsinnigen oder zu einem albernen Menschen machen. Denn nicht allein, daß die angewendeten Mittel den angeblichen Zweck unmöglich erreichen konnten, hätte sich Wallenstein auch noch den größten Gefahren ausgesetzt. Der kaiserliche Hof war aufmerksam auf Wallenstein geworden. Denn obwohl man jetzo noch nicht erfuhr, was der Herzog eigentlich mit den Feinden verhandle, fing man doch an zu ahnen, daß er etwas, das gegen das Interesse des Kaisers sei, verhandele. Die seltsamen Waffenstillstände, die er immer schloß und von denen er freilich, dem kaiserlichen Hofe gegenüber, behaupten mußte, daß er sie zum Vortheil Ferdinands II. benutze, mußten, da ein solcher Vortheil nirgends hervortreten wollte, immer größere Befürchtungen vor dem Manne erregen, der so stets gefürchtet worden. Gerade jetzo sendet daher der Kaiser den Grafen von Schlick zu Wallenstein. Er soll beobachten und spioniren. Hätte nur der Herzog nichts Anderes bei allen seinen Unterhandlungen im Sinne gehabt, als die Feinde des Kaisers zu schwächen und zu theilen, so mußte er, dafern er nicht völlig wahnsinnig war, den Kaiser von allen Dingen, die er den Verbündeten bieten ließ, um so mehr in Kenntniß setzen, als dieser, wenn er von diesen Dingen anderwärts her Kunde bekam, seinen Feldherrn nothwendigerweise für einen Verräther halten und sofort auf seinen Untergang arbeiten mußte. Durch eine Verschweigung also, die für den angeblichen Zweck ganz nutzlos war, hätte Wallenstein nicht weniger als seinen Kopf riskirt. Und den setzt nutzloserweise gewiß nur ein Wahnsinniger auf das Spiel. So vereinigen sich alle Aussagen, alle Umstände und alle Thatsachen, um uns von Wallensteins

Schuld zu überzeugen. Er will zum Verräther an dem Kaiser werden und kaum zu einer halben Entschuldigung mag es ihm dabei dienen, daß Ferdinand II. ihm früher „ein östreichisches Erbland" versprochen.

Graf Schlick muß Einiges erfahren haben und einen sehr trüben Bericht in Wien abgestattet haben. Denn wir vernehmen, daß Ferdinand II. seitdem auf eine Veränderung denkt und meinet, es drohe ihm von Wallenstein eine ernste Gefahr. Den genauern Inhalt der Verhandlungen Wallensteins mit den Verbündeten hat der Kaiser damals sicher noch nicht erfahren. Man mag nur erkundet haben, daß Verhandlungen Statt fänden, und man muß sie schon aus dem Grunde für höchst bedenklich erachten, weil ihr Inhalt von Wallenstein dem Kaiser nicht mitgetheilt wird. Die Sachsen nehmen nun aber Wallensteins neuen Antrag, sich mit ihm gegen die Schweden zu verbinden, nicht an. Das ganze Unternehmen, das der Herzog vorgeschlagen, ist schon an sich selbst und wie er es früher in Anregung gebracht, sehr gefährlich. Es würde noch viel gefährlicher werden, wenn man erst die Schweden und dann den Kaiser bekämpfen wollte. Sachsen ist nicht gesonnen, sich von den Schweden zu trennen, bis nicht die Wiederherstellung des Rechtszustandes und des Religionsfriedens in Deutschland ausgesprochen und gewährleistet. Es glaubt nicht, daß Wallensteins Erheben gegen den Kaiser hierfür genügende Bürgschaft gebe, denn der erhobene Wallenstein könnte dann leicht eben so gefährlich werden, als es jetzo der Kaiser ist. Die Schweden werden immer nöthig sein, ihm Zaum und Zügel anzulegen, bis ein neuer Rechtszustand wieder begründet. Arnim bleibt daher dabei, daß die Schweden nicht allein nicht vertrieben, sondern auch mit in das Bündniß aufgenommen werden müßten, da Oxenstierna die Sache keines-

weges ganz abgewiesen, sondern nur begehrt, daß Wallenstein sich vorher gegen den Kaiser erhübe und die Hülfe der Verbündeten erst nachher in Anspruch nehme. Auch Sachsen und Arnim wünschen dieses wohl, wenn sie es auch nicht, wie Oxenstierna, zur allerersten und unabweisbaren Bedingung machen. Es ist ja für sie alle sicherer, wenn Wallenstein damit anfängt, vom Kaiser abzufallen, freilich für den Herzog ist es das Unsicherste.

Wie nun die Sachen auf diesen Punct gekommen, war für Wallenstein noch eine Auskunft, noch eine Möglichkeit übrig. Er mußte Oxenstierna zu bewegen suchen. Und schwerlich hätte er denselben anders als dadurch bewegen können, daß er auch den Schweden große Vortheile geboten und hinlängliche Sicherheit wegen seiner Versprechungen gegeben. Diese Auskunft hat nun Wallenstein nicht ergriffen und Niemand kennt die Gründe, Niemand weiß, warum er es nicht gethan. Widerstrebte es ihm innerlich den Fremden deutsche Provinzen zu überlassen? Oder glaubte er, daß für Schweden und für ihn kein Platz in Deutschland sei, daß er neben diesen sich auf die Dauer doch nicht werde behaupten können? Da er nun mit Schweden sich nicht verständigen will und da Sachsen, ohne die Schweden, nichts unternehmen mag, so bleibt Wallenstein freilich nichts Anderes übrig, als den Waffenstillstand aufzukündigen. Längere Waffenruhe müßte ja den Verdacht Ferdinands II. steigern und dieser gesteigerte Verdacht könnte ihm den Kopf kosten. Also kündet Wallenstein an, daß die Feindseligkeiten am 1. Octbr. 1633 wieder beginnen sollten.

Nun wird auch Arnim etwas mißtrauisch auf Wallenstein. Man könne, schreibt er an den Kurfürsten von Brandenburg, aus dessen Finessen nicht klug werden, er zeige keine

Beständigkeit, man könne nichts Sicheres mit ihm tractiren. Arnim sagt dabei nicht, daß er argwöhne, Wallenstein arbeite für den Kaiser, stehe mit diesem in geheimen Zusammenhang. Er argwöhnt nur, daß Wallenstein stets nur für sich zu arbeiten und nicht allein den Kaiser, sondern auch die Verbündeten berücken zu wollen scheine. Niemand überhaupt von alle denen, mit welchen Wallenstein gegen den Kaiser unterhandelt, kommt auch nur auf den Gedanken, daß der Herzog am Ende doch für die kaiserliche Sache könne auftreten wollen. So fern liegt die Vermuthung. Daß Wallenstein den Waffenstillstand aufkündigte, kann natürlich nicht das Geringste beitragen, um eine Schuldlosigkeit des Herzogs dem Kaiser gegenüber zu beweisen. Es blieb ihm weiter gar nichts übrig als den Krieg wieder zu beginnen, wenn Ferdinand II. seine Verrätherei nicht sollte mit Händen greifen können. Nachdem so der Krieg wieder begann, fürchteten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, daß Wallenstein über sie herfallen und sich an ihnen rächen möge. Schlesien war durch den langen Aufenthalt der beiden Heere so ausgesaugt, daß man hier überhaupt nicht länger ausdauern konnte. Beide Heere, die Wallensteiner und die Verbündeten, hatten während der Waffenruhe durch Krankheiten schwerere Verluste erlitten, als sie in großer, offener Feldschlacht hätten erfahren können. Gallas war schon in das Voigtland eingebrochen und Arnim empfing von Johann Georg I. Befehl, nach Sachsen zu kommen und die Heimath zu schirmen. Die schwedischen Generale Thurn und Düwall weigerten sich an dem Zuge nach Sachsen Theil zu nehmen und blieben mit nur etwa 5000 Streitern in Schlesien bei Steinau an der Oder zurück.

Wallenstein machte mit seinem Heere eine Bewegung,

als wolle er wirklich, wie Arnim fürchtete, in das Kurfürstenthum Sachsen einbrechen. Arnim zog deshalb mit großer Eile aus Schlesien ab, um den Wallensteinern zuvorzukommen. Der Herzog aber wendete sich auf der Hälfte des Weges nach Sachsen plötzlich um und überfiel die Schweden, die thöricht zurückgeblieben, mit sechsfach überlegenen Streitkräften. Das kleine Heer mußte sich kriegsgefangen geben, den Offizieren aber bis zum Capitain herab ward von Wallenstein freier Abzug versprochen. Indessen wollte er Thurn und Düwall nöthigen, ihm erst noch die Festungen zu übergeben, die in Schlesien von schwedischen Truppen besetzt. Düwall entzog sich diesem unehrenhaften und treulosen Beginnen Wallensteins durch die Flucht. Thurn aber sah sich genöthiget, den Wallensteinern noch mehrere Festungen zu überlassen, und dann erst erlangte er seine Freiheit. In Wien fand man es sehr auffallend und bedenklich, daß Wallenstein den Thurn, den böhmischen Rebellen und Erzfeind des Kaisers, zum Gefangenen gemacht und ihn wieder ledig gelassen. Zu diesem Verfahren war der Herzog gezwungen, obwohl er recht gut wußte, daß es in Wien sehr auffallen werde. Durch den Grafen Thurn waren ja seine Verhandlungen mit Oxenstierna gegangen. Um keinen Preis durfte er daher diesen Mann in die Gewalt des Kaisers fallen lassen, denn wie leicht konnte der, um sich Gnade zu erkaufen, Alles, was ihm von Wallensteins Umtrieben bekannt geworden, offenbaren.

In Folge des leichten bei Steinau gewonnenen Sieges bemeisterte sich Wallenstein des ganzen schlesischen Landes. Kaiser Ferdinand II. konnte ihm das aber nicht eben hoch anrechnen, denn es war nur durch die ungeheure Thorheit Thurns und Düwalls, in Schlesien nach dem Abzuge der Sachsen zurückzubleiben, erreicht und herbeigeführt worden.

Wallenstein brach darauf in das Kurbrandenburgische Gebiet und in die Lausitz ein. Es wird von nun an sehr schwer, seine Entwürfe und Gedanken aus den Handlungen, welche an das Licht treten, zu entwickeln, denn die einen sind fortan eben so schwankend und unbestimmt wie die andern.

Der Gang und das Ende seiner bisherigen Verhandlungen mit den Verbündeten muß den Herzog tief ergriffen, tief erschüttert haben. Sie haben von ihm zu nichts bewogen werden können. Schweden hat sich geweigert für ihn aufzutreten, dafern er nicht eine Bedingung erfüllt, deren Erfüllung er als eine Unmöglichkeit ansieht. Er soll erst von dem Kaiser abfallen, erst sich erklären und dann, wenn er nicht mehr zurückkann, wenn er sich alle Bedingungen wird müssen gefallen lassen, die Oxenstierna ihm vorschreiben wird, dann erst wollen sie Hülfe leisten. Die Sachsen wollen, wenn die Schweden sich nicht erklären, wenn die Schweden nicht Antheil an dem ganzen Unterfangen nehmen, sich ebenfalls zu nichts verstehen. Frankreich endlich hat sich, wie die französischen Depeschen, die nach der Aufkündigung des zweiten Waffenstillstandes abgefaßt, deutlich bewiesen, ganz von Wallenstein zurückgezogen. Es ist in jenen Depeschen wohl noch öfterer von Wallenstein die Rede, aber man sieht, Verbindungen hat der französische Hof mit ihm nicht mehr. Frankreich fühlt sich verletzt, daß Wallenstein auf die genügenden Antworten, die er auf seine Anfragen erhalten, nicht mit einer Entscheidung wegen des abzuschließenden Tractates hervorgerückt. Wallenstein aber hat gemeint, der Tractat, die Gunst Frankreichs helfe ihm wenig. Schweden und Sachsen oder doch wenigstens Sachsen müßten sich mit ihm vereinigen, wenn er überhaupt sollte auftreten können. Klug war es nicht, Frankreich so zu verletzen.

Mehrere Monate lang hat der Herzog mit den Verbünde-

ten unterhandelt und ein völliges Geheimniß sind diese Unterhandlungen dem Kaiser nicht geblieben. Wallenstein weiß und fühlt, daß es nicht anders sein könne, daß Ferdinand II. bitteres, schweres Mißtrauen gegen ihn gefaßt haben muß, kennt er auch das Einzelne jener Unterhandlungen nicht, wie er sie denn in der That auch nicht kannte. Das nun aber ist es, was des Herzogs Lage zu einer wahrhaft entsetzlichen macht, daß er es weiß, der Kaiser müsse ihn nun mit dem bittersten Mißtrauen betrachten, müsse von nun an darauf sinnen, ihn machtlos zu machen, ihn zu stürzen. In keiner Weise wird das verloren gegangene Vertrauen wieder zu gewinnen sein, unabweisbar drohet der Sturz, er möge kommen über kurz oder über lang. Und welche Mittel sollen nun noch angewendet werden können, um diesen Sturz abzuhalten!

Die Stimmung der Seele Wallensteins mag entsetzlich gewesen sein. Er griff wohl heute nach diesem und morgen nach jenem Gedanken, um sich zu retten und keiner erschien ihm nach kurzer Betrachtung als der rechte. Bald ist es, als wolle er seine Verbindung mit den Mächten, welche dem Kaiser feindlich sind, wieder anknüpfen und noch einmal versuchen, ob sein Riesen-Entwurf sich doch noch erreichen ließe, bald ist es, als wolle er zur Treue gegen den Kaiser zurückkehren und versuchen, ob das Vertrauen sich doch wieder gewinnen lasse. Es wendet sich der Herzog im Monat Octbr. noch einmal an die Sachsen, und zunächst an Franz Albert, den Herzog von Sachsen-Lauenburg, den er zu einer persönlichen Zusammenkunft einladet. Lauenburg geht nun auch im Namen des Kurfürsten zu Wallenstein. Dessen neuer Antrag lautet dahin, daß Sachsen und Brandenburg sich zur Aufrichtung des Profan- und Religions-Friedens mit ihm und seinem Heere vereinigen sollen. Damit hat er sicher nicht gemeint, daß

Sachsen und Brandenburg sich mit Ferdinand II. vereinigen, mit diesem Frieden schließen sollten. Denn er konnte nicht annehmen, daß beide so thöricht wären, einen Frieden mit dem Kaiser ohne alle Bedingungen zu schließen. Er hätte das nur dann annehmen können, wenn er selbst thöricht bis zum äußersten Grade gewesen, was er eben sicher nicht war. Von Bedingungen eines Friedens mit dem Kaiser ist aber in dem Wallensteinschen Antrage nicht die Rede, folglich kann auch nicht ein Friede mit dem Kaiser gemeint sein. Wallenstein will mit diesem neuen Antrage nur noch einen Versuch machen, ob er nicht Sachsen und Brandenburg für sich gewinnen könne. Aber sie weisen es ab und aus den französischen Depeschen siehet man, daß es besonders der Kurfürst von Brandenburg ist, der seine Truppen durchaus nicht zu den Wallensteinschen will stoßen lassen.

Abermals lösen alle Erwartungen, welche Wallenstein noch für einen Augenblick mochte aufgefaßt haben, sich in Nichts auf. Und es geschah das unter sehr trüben Verhältnissen. In Wien stieg der Verdacht je länger, je mehr. Wallenstein empfing von seinen Freunden Briefe aus Wien, die ihm sagten, daß der Verdacht steige, daß die übelsten Gerüchte über ihn umgingen. Auch treten schon deutliche Spuren des kaiserlichen Mißtrauens hervor. Ferdinand II. fing an, den Generalen des Wallensteinschen Heeres Befehle zugehen zu lassen, ohne den Herzog davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Wallenstein geräth nun offenbar in Angst und muß in Angst gerathen. Die Unterhandlungen mit Sachsen haben sich zerschlagen und ihn zu nichts geführt. Daß überhaupt Unterhandlungen Statt gefunden, läßt sich dem Kaiser nicht verhehlen, und es bleibt natürlich, da sie gescheitert, weiter nichts übrig, als zu versuchen, ob sich Ferdinand II. nicht auf den Glauben

bringen lasse, daß diese Unterhandlungen im kaiserlichen Interesse, oder doch zu keinem anderen Zweck als wegen eines allgemeinen Friedens geführt worden.

Das ist von nun an klar und unzweideutig auf einige Zeit Wallensteins Gedanke. Er will es versuchen, ob der Kaiser sich täuschen lasse. Und etwas Anderes als dieser Versuch ist ihm nun auch kaum übrig geblieben. Ferdinand II. kennt das Einzelne jener Unterhandlungen nicht; er weiß nur, daß von Wallenstein unterhandelt worden und muß vermuthen, daß es gegen das Kaiserliche Interesse gewesen sei. Da aber Wallenstein an der Spitze eines ihm ergebenen, von ihm geworbenen Heeres steht, so kann Ferdinand II. nur mit der größten Vorsicht gegen ihn auftreten. Im Stillen muß sein Fall vorbereitet werden; schnelle Schritte könnten Wallenstein zu einem verzweifelsvollen Schritte treiben und das Kaiser-Haus den größten Gefahren aussetzen.

Die letzten Verhandlungen Wallensteins mit Sachsen und Brandenburg sind gescheitert, Bernhard von Weimar hat unterdessen Regensburg genommen und bedrohet von hier aus Passau und die östreichischen Erblande, wo sein Erscheinen, darauf die Evangelischen zu warten scheinen, die größte Gefahr für Ferdinand II. bringen könnte. Den dringenden Bitten Maximilians I. von Baiern, dem Verlangen des Kaisers, an der Donau aufzutreten, mußte Wallenstein um so mehr nachgeben, als ein abermaliges Zögern den Verdacht gegen ihn auf den höchsten Grad steigern mußte. Wallenstein zog mit seiner Hauptmacht aus der Lausitz ab und wendete sich durch Böhmen nach der Ober-Pfalz.

In Pilsen trifft er mit dem Grafen Trautmannsdorf zusammen und läßt durch denselben nach Wien melden, daß er den Commandostab niederzulegen wünsche, daß für den Kaiser,

für Alle nur noch eine Auskunft sei, Frieden zu schließen. Er habe deshalb schon den Sachsen und besonders den Herzog Franz Julius von Lauenburg Eröffnungen gemacht. Ganz deutlich und klar siehet man hieraus, daß der Kaiser den Herzog zu Friedens-Unterhandlungen mit Sachsen nicht ermächtiget, denn sonst könnte Wallenstein nicht erst jetzt den Kaiser durch Trautmannsdorf davon in Kenntniß setzen, daß er Friedens-Unterhandlungen mit Sachsen versucht. Eben so deutlich und so klar siehet man, welche Bestimmung diese Mittheilungen haben. Sie sollen des Kaisers Verdacht schwächen und etwa folgende Gedanken bei ihm erzeugen: Wallenstein ist ohne Ehrgeiz, er will ja den Commandostab niederlegen, er will weiter nichts als den Frieden; darüber also hat er mit den Sachsen verhandelt, das haben alle jene stillen Verhandlungen bedeutet, und Wallenstein hat also nur die Eigenmächtigkeit begangen, mit dem Feinde, ohne Zuziehung seines Herrn, über einen allgemeinen Frieden sich zu besprechen. Ferdinand II. ist aber in solchen Künsten mindestens ebenso erfahren wie Wallenstein. Er weiß, daß er den Herzog nicht ohne eigene Gefahr sogleich stürzen kann und diese Gefahr will er vermeiden, wie er sie vermeiden muß. Daher antwortet Ferdinand II. durch Trautmannsdorf auf das allerhöflichste, drückt seine Zufriedenheit mit Wallenstein aus und will auch wegen eines Friedens nicht zuwider sein, dafern es nur ordentlich bei ihm wird angebracht werden. Bis jetzt aber habe er von Friedens-Verhandlungen nichts vernommen. Ferdinand II. giebt sich den Anschein, als glaube er, was Wallenstein ihm sage, als sei er wirklich getäuscht. Er hat dazu seine guten Gründe. Im Uebrigen ist des Kaisers Brief an Trautmannsdorf der überzeugendste Beweis, daß der Herzog nie zu Friedens-Unterhandlungen beauftragt gewesen, daß in des Kaisers Namen und Auftrag nie ein

Friede von ihm unterhandelt worden, denn er sagt ja selbst, daß er von diesen Verhandlungen bis jetzt nichts gewußt.

Wallenstein ist nun durch die Täuschung, mit welcher der Kaiser ihm, dem Täuschenden, entgegentritt, in etwas beruhiget. Mit dieser Beruhigung zieht er gegen die Donau hinunter. Sein Erscheinen dort nöthiget Bernhard von Weimar den projectirten Angriff auf die östreichischen Erblande aufzugeben. Am Anfange des Monats December 1633 geht er bei Straubing über die Donau, indem er eine Schlacht mit Wallenstein wünscht. Dieser aber ist nicht geneigt, eine solche zu liefern. Den ganzen Zustand der Dinge in den Donauländern findet er sehr schlecht. Das spanische Korps unter Feria ist durch Noth und Krankheit so zusammengeschmolzen, daß es nicht mehr der Rede werth ist, die Länder sind durch den langen Krieg ausgeraubt und verwüstet. Wallenstein hat auch nicht mit seinem ganzen Heer in die Donauländer kommen können. Böhmen, Schlesien und die Lausitz hatten starke Heeres-Abtheilungen zurückgehalten. Dennoch waren sie seit des Herzogs Abzuge wieder von Arnim bedroht. Wallenstein konnte daher durch seinen Kriegsrath entscheiden lassen, daß unter solchen Umständen an einen Winterfeldzug, an eine Wieder-Eroberung Regensburgs nicht gedacht werden könne. Und dieser Beschluß war durch die Verhältnisse zu rechtfertigen, wenn sich Wallenstein auch freuen mochte, daß sie so waren, und er seinem Erzfeinde, Maximilian I. von Baiern, nicht zu helfen brauchte. Mit dem Ausgange des Jahres 1633 kehrte der Herzog nach Böhmen zurück und schlug sein Hauptquartier in Pilsen auf. Bernhard von Weimar aber zog wieder nach Regensburg, wo er sich einrichtete, als sei er gesonnen, auch diese Stadt zu seinem fürstlichen Eigenthum zu machen.

Die Tage Wallensteins aber waren gezählt. Es mag wohl

sein, daß Kaiser Ferdinand II. noch von Maximilian I., von Spanien und von den Jesuiten getrieben worden, sich gegen Wallenstein zu schützen, sicher aber hat nicht dieses Antreiben den Untergang des Herzogs herbeigeführt, sondern Ferdinand II. hat klar und bestimmt selbst erkannt, daß entweder er oder Wallenstein untergehen müsse, und darum hat er ihn vernichtet. Langsam und sicher ist er dabei aufgeschritten, wie er es mußte und hat nicht verschmäht, auch zu List und Verstellung seine Zuflucht zu nehmen. Eine kleine Unbedachtsamkeit konnte hier Vieles verderben. Bis nicht alle Mittel bereitet, bis der Erfolg nicht unzweifelhaft war, durfte man dem Herzog so wenig als möglich bemerken lassen, daß er durchschaut sei. Er möchte sich sonst etwa noch zu einem verzweifelten Streiche emporraffen. Wie Wallenstein nach Böhmen zurückkehrte, war er matt, krank und von schweren Körperleiden geplagt. Zu den noch größeren Leiden der Seele, der innern Beklemmung, Angst und Zerrissenheit mögen diese körperlichen Leiden schmerzlich getreten sein. Nicht einen sichern und ruhigen Gang, einen klaren und festen Gedanken findet man jetzo bei dem einst so verwegenen, kühnen und dabei doch fast immer wohlrechnenden Wallenstein. Schwankend und zitternd ist der Weg, den er zum Untergange geht. Bald ergreift ihn die Verblendung zu meinen, daß es noch möglich sei, den Kaiser über das, was er früher gewollt und das er nur deshalb nicht ausgeführt, weil es ihm an der Möglichkeit dazu gebrach, zu verblenden, bald ergreift ihn die andere Verblendung zu meinen, daß es noch möglich sei, dem Kaiser mit Waffengewalt entgegenzutreten. Mörder bringen ihm den Tod in der Mitte dieser wechselnden Verblendungen und nicht einmal der Trost und der Ruhm ritterlich, mit dem Schwerte in der Hand, gefallen zu sein, ist ihm geworden.

Die Rückkehr Wallensteins nach Böhmen scheinet dem Kaiser höchst bedenklich gewesen zu sein. Warum schlägt doch Wallenstein, frug sich der Kaiser, gerade wieder hier in Böhmen seine Winterquartiere auf, wie nach der Lützener Schlacht. Will er sich etwa in Böhmen allmälig festsetzen? Ferdinand II. beauftragt zuerst den Herrn von Questenberg, mit Wallenstein zu unterhandeln, daß er doch seine Winterquartiere einmal anderswo aufschlagen sollte. Die Instruction, welche dem Questenberg gegeben worden, beweißt deutlich, wie sehr der Kaiser fürchtet, daß Wallenstein sich Böhmens zu bemeistern gedenke. Diese Furcht verrathen die Worte der Instruction, „es verkleinere des Kaisers Autorität, daß er gleichsam einen Mitkönig in Böhmen habe und dort keine freie Disposition mehr besitze." Wallenstein beruft, wie ihm die Aufforderung, die Winterquartiere anderwärts aufzuschlagen, zugekommen, die Befehlshaber der Regimenter und läßt von ihnen ein Gutachten entwerfen. „Man könne weder an der Donau noch sonst wo die Winterquartiere aufschlagen und unmöglich sei nun, schon mitten im Winter, Böhmen wieder zu verlassen, zumal da die Regimenter, die seit drei Monaten keinen Sold empfangen, so schon sehr unzufrieden wären. Auch würde der Feind sofort in Böhmen einbrechen, wenn man es verließe, und da es in dem Lande so viele Unzufriedene gäbe, wäre das für den Kaiser selbst sehr gefährlich." Wie bitter es auch dem Kaiser immer mag gewesen sein, doch muß er nun einwilligen, daß das Wallensteinsche Heer den Winter über in Böhmen bleibt.

Gleich darauf, am 24. Decbr. 1633, begehrt Ferdinand II. wieder, daß der Herzog von seinem Heere mindestens 4000 Mann detaschire und sie nach Baiern sende. Auch das weißt Wallenstein mit der Bemerkung ab, daß schon mehr als zu viel Truppen sich in Baiern, wo ihnen die Subsistenz-Mittel

abgingen, befänden, er könne und werde also noch mehrere den Winter über nicht dahin senden. Ferdinand II. kam in eine sehr üble Lage hinein. Alles, was er vorsichtig und unter anderen Vorwänden von Wallenstein begehrte, um ihn unschädlich zu machen, ihn aus Böhmen zu entfernen oder seine Macht zu schwächen, ward von diesem rund abgeschlagen. War es stolz und herrisch, wenn auch immer wieder unter Vorwänden, abgeschlagen, so mußte das vom Kaiser verschmerzt und noch obenein eine freundliche Sprache zu Wallenstein gesprochen werden, damit er nichts zur Unzeit bemerke und nicht zu verzweifelten Entschlüssen käme, wozu er jetzo noch die Kraft besaß. Vertrauen, ja Freundschaft mußte dem, der zum Untergange schon bestimmt, geheuchelt werden.

Seit diesen Vorgängen mochte Ferdinand II. erkennen, daß es gegen Wallenstein nur noch eine Rettung gäbe. Und diese Rettung bestand darin, daß man die Generale und die Regimenter des wallensteinschen Heeres allmälig und im Stillen für die kaiserliche Sache zu gewinnen suche. Daran ist nun sicher schon mit dem Ende des Jahres 1633 gearbeitet worden, jedoch nicht eben mit großem Erfolge. Die einzige Grundlage, auf der Wallensteins Macht und Furchtbarkeit ruhet, werde zerstört; er selbst wird dann weiter nicht zu fürchten sein, und leicht mit einem Schlage hinweggenommen werden können. Aber auch dieses Werk kann nur mit langsamer Vorsicht betrieben werden, auch hier ist zu warten und zu wahren, daß Wallenstein nicht zu früh davon erfahre. Wallenstein aber hat bei seiner Rückkehr nach Böhmen offenbar noch in der Verblendung gelebt, daß es möglich sein werde, den Kaiser zu verblenden. Die Anforderungen, die an ihn ergangen, Böhmen zu räumen, der Versuch, der gemacht worden, ihm zuerst einen Theil seines Heeres zu entziehen, hat

ihm allmälig die Augen geöffnet, denn es kommen dazu immer bösere Botschaften aus Wien. Wie es dem Kaiser nicht mangelt an Kundschaftern in Wallensteins Umgebungen, so mangelt es dem Herzog nicht an dergleichen in den Umgebungen des Kaisers. Er erfährt, daß Spanien sich fast offen gegen ihn ausgesprochen und keine Hülfsgelder mehr zahlen will, so lange er im Commando sei. Ein Wort des Kaisers, kühn ausgesprochen, könnte ihn des Heerbefehls berauben; hinter diesem Verluste stände die Anklage, hinter der Anklage das Schaffot.

Angst, Wuth und Verzweifelung mögen nun Wallensteins stolze Seele erfüllt haben. Er greift nach den Strohhalmen der Hoffnung, die ihm etwa noch geblieben zu sein scheinen. Zuerst wendet sich ganz am Ende des Jahres 1633, Gallas, der damals noch zu den Freunden und Vertrauten Wallensteins gehört, an Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, um die Verbindung gegen den Kaiser mit Sachsen zu gewinnen. Dieser Schritt scheint ganz vergeblich geblieben zu sein. Bei Feuquières aber meldet sich gleich am Anfange des Jahres 1634 der Böhme Kinsky mit dem Berichte: „Wallenstein sei nunmehr bereit den Tractat mit der Krone Frankreich abzuschließen und nehme Alles an, was von dieser ihm deshalb früher mitgetheilt worden. Feuquières war nicht wenig erstaunt über diese plötzliche Eröffnung. Schon seit mehreren Wochen hatte Frankreich die Verbindung mit Wallenstein offenbar für ganz abgebrochen gehalten, denn es hatte derselbe auf die französische Eingabe, wie der Tractat zu schließen sei, gar keine Antwort von sich gegeben. Feuquières war daher ohne bestimmte Verhaltungsbefehle von seinem Hofe und konnte den Grafen Kinsky nur auffordern, den Herzog vor der Hand „bei seinen guten Intentionen" zu erhalten, bald werde er Näheres von ihm er-

fahren. Er muß nun erst wieder an seinen Hof berichten und es verlaufen mehr als vier Wochen, ehe eine Resolution bei dem Botschafter in Deutschland einläuft. Sie kam dann zu spät, um den Dingen noch eine andere Wendung zu geben, Wallenstein stand schon an dem Rande eines Abgrundes, der nur für eine Leiche noch Raum hatte. Dennoch ist die Resolution des französischen Hofes, an Feuquières gerichtet, nicht ohne Wichtigkeit. Wallenstein, sagt sie, soll sich gegen den Kaiser erheben, er soll dazu von Frankreich Subsidien empfangen und Frankreich verpflichtet sich, seine Bundesgenossen in Deutschland für Wallenstein zu gewinnen und dafür zu sorgen, daß keine der verbündeten Mächte ihn wieder verlasse und einen Separatfrieden mit dem Kaiser schließe. Wegen der böhmischen Krone soll indessen Feuquières keine schriftliche Versicherung im Namen seines Königs geben, wohl aber die mündliche und allgemeine, daß Frankreich Alles, was es könne, thun werde, um ihm diese Krone zu verschaffen. Aus der ganzen Schrift siehet man, daß die Franzosen kein rechtes Vertrauen mehr zu Wallenstein haben. Sie haben das Vertrauen zu ihm nicht deshalb verloren, weil sie meinten, er suche sie zu Gunsten des Kaisers zu berücken, sondern weil sie ihn für unentschlüssig, unsicher und zweideutig hielten.

In der That hatte Wallenstein früher den Franzosen gegenüber nicht kleine Fehler begangen. Wenn er den Tractat mit Frankreich, wie er ihm das erstemal geboten ward, wirklich abgeschlossen, so würde er bei Sachsen und bei Schweden leichtern Eingang gehabt und leichteren Glauben gefunden haben. Es ist schwer zu fassen, warum Wallenstein das verabsäumt. Zuweilen scheint es doch, als habe es ihm an dem rechten Muthe, an der rechten Entschlossenheit und jener Keckheit gefehlt, welche die allzubesonnene Berechnung in

einem Augenblicke überspringend zur That zu schreiten versteht. Endlich hat sich nun Wallenstein entschlossen, das Bündniß mit Frankreich abzuschließen, wodurch er bei Sachsen, vielleicht auch bei Schweden Vertrauen gewinnen kann, er hat sich dazu entschlossen, wie er sieht, daß er des Kaisers Vertrauen einmal unwiderbringlich verloren hat, daß das Schwert über seinem Haupte hängt, daß es für ihn keinen anderen Ausweg giebt, als Ferdinand II. mit den Waffen entgegenzutreten. Noch giebt er sich der Hoffnung hin, daß er dem Kaiser zuvorkommen könne, daß der Kaiser werde zusehen müssen, wie er sich die Mittel zum Kampfe bereite, da er ihn in der Mitte seines Heeres anzutasten nicht wagen werde.

Ob dieses Heer mehr ihm oder mehr dem Kaiser gehört, das ist es, was er jetzo mit möglichster Genauigkeit wissen muß, denn das ist, was Heil oder Unheil für ihn enthält. Lange hat sich Wallenstein vor der Entscheidung dieser Frage gefürchtet, hat sie aufgeschoben, hat sie zu umgehen gesucht und darum sächsische und schwedische Regimenter zu seinem Unternehmen verlangt. Jetzo siehet er, daß nicht in dem Maße, wie er es früher gedacht, auf die Fremden wird zu zählen sein. Sein eigenes Heer wird doch das Beste thun müssen. Daher die Frage, die Wallenstein plötzlich an die Commandanten seiner Regimenter richtet, die, bringt man die Verhältnisse und Wallensteins Gedanken nicht mit in Anschlag, so seltsam scheinende Frage. Es war, wie es scheinet, abermals die Anforderung vom Kaiser an Wallenstein gestellt worden, 6000 Reiter von seinem Heere zu trennen und sie an die Spanier abzugeben. Er ergriff diese Gelegenheit, um die Regiments-Commandanten am 11. Janr. 1634 in Pilsen um sich zu versammeln und ihnen mitzutheilen, daß er das General-Commando niederzulegen entschlossen sei. Heftig äußert er sich dabei über den

kaiserlichen Hof, der kein Geld sende, sich um das Heer nicht kümmere und immer unmögliche Dinge begehre. Heftiger äußert er sich noch über die Spanier, die dieses Heer allmälig aufzulösen gedächten, damit sie in Deutschland die Meister spielen könnten. Was Wallenstein erwartete, geschah. Die Befehlshaber der Regimenter schrien laut, daß er im Commando bleiben möchte. Nach langen Bitten läßt sich Wallenstein endlich zu der Erklärung bewegen, daß er vorläufig noch im Commando bleiben wolle.

Illo aber, Wallensteins Vertrauter, forderte die Befehlshaber auf, weil der Herzog eine Verpflichtung gegen sie übernommen, sollten auch sie eine gegen ihn übernehmen. Darauf wird eine Schrift entworfen, in welcher die Regiments-Chefs sich verpflichten, nun auch bei dem Herzog auszuhalten und sich in keinerlei Weise von ihm trennen zu lassen, so lange er in des Kaisers Dienst bleiben werde. Offenbar will Wallenstein bei den Schritten, die hier von ihm selbst geschehen, zuerst erproben, wie hoch er bei den Regiments-Chefs stehe. Er findet, daß er sehr hoch bei ihnen steht, denn sie nöthigen ihn fast zu dem Versprechen, vorläufig das Heer nicht zu verlassen, im Commando zu bleiben. Nun soll aber offenbar weiter erprobt werden, ob unter allen Verhältnissen, ob auch gegen den Kaiser, auf die Regimenter gezählt werden könne. Deshalb bringt Illo das Verbündniß für Wallenstein den Befehlshabern in Vorschlag. Nicht mit einemmale kann und will man hervortreten. Daher enthält die aufgesetzte Schrift erst wohlweislich den Beisatz „so lange er in des Kaisers Dienst sein wird.“ Aber am Abend ward ein großes Banquet gehalten und jetzt erst soll die aufgesetzte Schrift unterschrieben werden. Die angeführten Worte sind nun in dem Exemplar, das zur Unterschrift herumgegeben wird, hinweggelassen worden. In

halber Trunkenheit unterzeichnen Viele, Andere aber bemerken, daß des Kaisers Dienst nicht mehr erwähnt wird. Nun erhebt sich heftiger Streit, ob die Erwähnung des Kaisers nothwendig sei oder nicht. Illo und Terzky behaupten am lautesten Letzteres und endlich wird die Schrift von 42 Befehlshabern unterschrieben. Wallenstein hört von dem Streite, der bei dem Unterschreiben vorgegangen und es hat ihn offenbar bedenklich gemacht. Also des Kaisers ist noch gedacht worden, nach dem Kaiser haben noch Viele gefragt, ja es sind offenbar noch andere, für Wallenstein sehr ungünstige Aeußerungen gefallen. Die entscheidende Probe über die Gesinnung des Heeres ist keineswegs so ausgefallen, wie Wallenstein gehofft.

Daher versammelt er die Befehlshaber zum zweitenmale um sich. Unter heftigen Klagen über den kaiserlichen Hof und über Spanien will er doch, wie man deutlich siehet, den ungünstigen Aeußerungen, die bei Illo's Banquet über ihn gethan worden, entgegenarbeiten. Etliche Befehlshaber, sagt er, hätten sich allerlei Gedanken und Reden gemacht, dieselben möchten aber dem Werke besser nachsinnen, er wolle sich lieber todt, denn beim Leben also sehen. Zum Schlusse versichert er, daß er das Commando nur noch einige Zeit behalten werde, weitere Anstalten für Krieg oder Frieden zu machen, welchen letzteren sie in Wien niemals ernstlich gewollt. Die Befehlshaber bitten den Herzog darauf, dasjenige, was den vorigen Tag von Etlichen vorgegangen in der Trunkenheit, nicht so hoch zu beherzigen. Jetzo in der Nüchternheit wären sie alle Willens die Schrift zu billigen und zu unterschreiben. Dieser an sich selbst dürftige Bericht läßt doch noch immer mit ziemlicher Klarheit die Vorgänge erkennen. Es ist bei dem Banquet Vielen aufgefallen, daß des Kaisers Name fehlt, es ist wohl auch von Treulosigkeit und Verrätherei gesprochen worden,

Wallenstein ist darüber erschrocken und findet für nöthig, die Erklärung zu geben, deren eben Erwähnung gethan worden. Das Exemplar der Schrift, in welcher des Kaisers Name fehlt, wird vernichtet. Es werden nun drei neue aufgestellt, die wieder mit der Urschrift gleichlautend sind. Diese sind nun, nachdem Wallenstein noch jedem, der vermuthe, daß hier etwas gegen den Kaiser im Werke sei, die Erlaubniß zurückzutreten gegeben, auch von Allen unterschrieben worden. An die Korps in Baiern und in Schlesien sind ebenfalls Exemplare zur Unterschrift gesendet worden.

Dieser ganze Vorgang mag für Wallenstein erschütternd, ja fast vernichtend gewesen sein. Die Probe, die er mit dem Heere angestellt, ist, er kann es sich nicht verhelen, unglücklich abgelaufen. Um einen starken Schritt näher tritt ihm des Unterganges drohendes Gespenst. Der Kaiser findet ja auch Treue in diesem Heere, welches Wallenstein wie das seinige angesehen hat. Nun da sie so unglücklich abgelaufen, ist die ganze Probe, dem Kaiser gegenüber, eine neue Noth, eine neue Verlegenheit. Wallenstein weiß nicht, soll er dem Kaiser über diesen Vorgang schreiben und die Sache zu verdrehen und umzudeuten suchen oder soll er schweigen. Es ist Eins beinahe eben so schlimm als das Andere. Wallenstein ergreift den Ausweg, ein gänzliches Schweigen über diese Vorgänge, dem Kaiser gegenüber, zu beobachten. Er selbst fühlte, daß sich diesem Versuche, die Chefs der Regimenter von Ferdinand II. abwendig zu machen, keine günstige, keine andere Deutung unterschieben ließ. Und nun blieb freilich nichts Anderes übrig als zu schweigen und zu hoffen, daß der Kaiser sich auch dieses, wie so viel Anderes, werde gefallen lassen. Angst und Verzweifelung aber mögen um diese Zeit in Wallensteins Seele mehr und mehr gewaltet haben.

Kaiser Ferdinand II. wird nun durch die Generale Piccolomini und Altringer sofort von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt. Der kaiserliche Hof fühlt sich jetzo dem Herzog von Friedland gegenüber viel sicherer als früher. Längst schon sind Verbindungen mit den Generalen des Wallensteinschen Heeres angeknüpft worden und man hat sich ihrer Treue versichert, wenn Wallenstein auf Abfall denken sollte. Außer Piccolomini und Altringer sind Gallas, Maradas, Diodati, Caretto, Suys und andere gewonnen worden. Wenn sich Wallenstein nun erheben will, werden die meisten Regiments-Chefs ihm nicht folgen, sein Aufstand wird daher schwach und haltlos sein und wenn noch ein Theil des Heeres dem Treulosen Treue erweisen sollte, so wird man ihn doch durch den größern, in der Treue des Kaisers bleibenden zu vernichten im Stande sein. Darum ist Ferdinand II. noch in den letzten Zeiten so nachgiebig, ja so freundlich gegen Wallenstein gewesen, damit derselbe nicht zu einem schnellen und verzweifelten Schritte getrieben, damit Zeit gewonnen werde, die Chefs der Regimenter von ihm abwendig zu machen. Nun aber hält Ferdinand II. die Zeit für beinahe erfüllt. Die Berichte, welche durch Piccolomini und Altringer kommen, scheinen zu sagen, daß Wallenstein nicht lange mehr zu zögern gedenkt. Darum ist viel Zeit nicht weiter zu verlieren. Der Kaiser unterzeichnete also am 24. Febr. 1634 ein Patent, durch welches Wallenstein des Heerbefehles entsetzt, allen Feldhauptleuten aber, die sich bei den Versammlungen vom 11. und 12. Janr. vergangen haben möchten, Illo und Terzky ausgenommen, volle Verzeihung zugesichert ward. Dieses Patent ward dem General Gallas, der sich damals in Linz aufhielt und welchem auch der vorläufige Heerbefehl anvertraut ist, mit dem Gebote, sich Wallenstein's, Illo's und Terzky's todt oder lebendig zu be-

meistern, zur Ausführung überantwortet. Indessen glaubt man am kaiserlichen Hofe, daß immer noch mit der größten Vorsicht verfahren werden müsse. Daher soll das Patent noch ein Geheimniß bleiben. Gallas mag es allmälig, und wie er es für gut findet, den Regiments=Chefs bekannt machen und im Stillen den rechten Augenblick vorbereiten, wo Wallenstein überfallen und vernichtet werden kann. Zu so wenig kaiserlicher Weise glaubt Kaiser Ferdinand **II.**, **um sich** vor dem stolzen Friedland zu retten, seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Noch drei Wochen lang schreibt der Kaiser sehr freundliche Briefe an Wallenstein, bald ihn um dieses zu ersuchen, bald ihn um jenes seinen Rath und seine Meinung abzufordern. Ja gerade in diesen Tagen giebt Ferdinand II. dem Herzog von Friedland förmlichen Auftrag, einen Frieden mit Sachsen und Brandenburg zu verhandeln, sich stellend, als ob er gar keine Ahnung davon habe, daß mit diesen beiden Kurfürsten einst nicht für den Frieden, sondern für Wallenstein und gegen das Interesse des kaiserlichen Hauses unterhandelt worden sei. Der letzte Brief des Kaisers an Wallenstein, der noch in einem höchst freundlichen und vertrauenvollen Tone lautet, ist vom 13. Febr. 1634 datirt. Diese ganze Sprache war nur darauf berechnet, Wallenstein von einem verzweifelten Schritte abzuhalten. Er sollte in die Täuschung gebracht werden zu glauben, daß der Kaiser wenig oder nichts bemerkt, wenig oder nichts wisse und ein verzweifelungsvolles Erheben gegen schmachvollen Untergang somit unnöthig sei. In der Mitte dieser Täuschung sollte dann Wallenstein, damit das kaiserliche Haus von jeglicher Gefahr befreit werde, den Tod durch Mörderhände finden.

Mehrere Tage lang lebte nun auch Wallenstein in der

Täuschung, in welcher der Kaiser ihn erhalten wollte. Es ist bereits früher bemerkt worden, daß der Herzog in dem letzten Theile seines Lebens ungemein unsicher, schwankend und unbestimmt erscheint und es daher mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, über seine Plane, Entwürfe und Gedanken ein sicheres Urtheil zu fällen. Für seine allerletzte Lebenszeit aber vermag vollends Niemand mit Sicherheit zu bestimmen, was in seiner Seele mag gelebt, welche seine Gedanken mögen gewesen sein. Doch kann angenommen werden, daß die Scenen vom 11. und 12. Janr., aus denen er erkennen mußte, daß er bei einem Erheben gegen den Kaiser keinesweges auf die meisten Regiments-Befehlshaber zählen könne, einen schweren und tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht haben und er entschlossen gewesen, die Entwürfe gegen den Kaiser entweder ganz aufzugeben oder sie doch einer weit spätern Zeit zu überlassen. Dieser Entschluß Wallensteins, von dem wenigstens mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß er wirklich vorhanden war, frommt indessen nun nicht mehr, bringt nun keine Rettung mehr. Obwohl ihm das kaiserliche Patent im Anfange ein Geheimniß blieb, muß er doch bald gewahren, daß etwas Unheilbringendes gegen ihn im Werke ist. Gallas hat sich von Linz nach Pilsen begeben und dort an mehrere Regiments-Chefs im Stillen das Gebot erlassen, fernerhin Befehle nur von ihm anzunehmen. Das Dasein eines kaiserlichen Patentes gegen Wallenstein beginnt nun unter dem Heere ruchbar zu werden, auch der Herzog muß davon erfahren. Er versammelt nun zu Pilsen die Feldhauptleute seines Heeres und läßt von denselben eine Schrift aufsetzen, in der gesagt wird, daß es ihnen bei dem Verbündniß, welches sie für Wallenstein unterzeichnet, nicht in den Gedanken gekommen sei, das Geringste wider den Kaiser und die Religion zu veran-

stalten. Er selbst aber, der Herzog, fügt eine Protestation hinzu, „daß ihm niemals in den Sinn gekommen, das Geringste wider den Kaiser und die Religion zu gestatten, noch weniger selbst zu practisiren; nur auf Bitten der Feldhauptleute sei er beim Heere geblieben und in das Verbündniß derselben für ihn habe er nur zu seiner Sicherstellung eingewilliget." Die aufgesetzten Schriften werden sogleich nach Wien abgefertiget. Die Boten sind aber unterweges von Piccolomini angehalten worden und es ist nichts an den Kaiser gelangt. Also nunmehro erst öffnet Wallenstein den Mund über die seltsamen Vorgänge vom 11. und 12. Janr. und sucht sie durch die eben so seltsame Behauptung, daß sie zu seiner Sicherstellung nothwendig gewesen, zu entschuldigen.

Die Schriften, welche Wallenstein nach Wien senden will, sind der letzte Versuch eines Verzweifelten seinen Untergang aufzuhalten, um noch Mittel und Wege zur Rettung bereiten zu können. Wallenstein weiß nun, daß ein kaiserliches Patent gegen ihn ergangen, daß er im Stillen schon des Heerbefehles entsetzt ist. Er kennt die Welt und Kaiser Ferdinand II. zu genau, um es nicht zu fühlen und es nicht zu wissen, daß, nachdem die Sachen nun einmal auf diesen Punct gekommen sind, der Untergang durch die schönen, entschuldigenden Worte, die er noch sprechen will, nicht lange aufgehalten werden kann. Aber vielleicht kann der drohende Schlag noch einige Zeit aufgehalten werden und vielleicht ist es noch möglich, in dieser Zeit die Mittel zum Erheben gegen den Kaiser zu bereiten.

Nun, getrieben von Wuth und Verzweifelung, kehrt er noch einmal zu seinen alten, verwegenen Entwürfen zurück. Also gebietet er zuerst dem Heere, daß nur von ihm, von Illo und von Terzky noch Befehle angenommen werden sollten, womit er noch einmal erproben will, ob das Heer ihm oder

dem Kaiser gehöre. Dann beauftragt er den Grafen Kinsky, den Tractat mit Frankreich abzuschließen und nun auch Schweden in die Sache hereinzuziehen. Die Resolution des französischen Hofes auf die am Ende des Jahres 1633 gegebene Erklärung Wallensteins, daß er den Tractat mit Frankreich nun abschließen wolle, war damals eingelaufen. Wallenstein aber mag, da die Verbindungen mit Schwierigkeiten verknüpft, davon Kunde jetzo noch nicht gehabt haben. Am 1. März, als Wallenstein schon gefallen, meldete sich ein Edelmann, den Kinsky gesendet, bei Feuquières in Frankfurt am Main mit der Botschaft, „daß Wallenstein nun auf der Stelle den Tractat mit Frankreich abschließen, sich, sowie es geschehen, zum König von Böhmen ausrufen, dann den Kaiser bis in die Hölle verfolgen wolle." Einen anderen Edelmann hatte Kinsky zu gleicher Zeit an Oxenstierna gesendet. Wahrscheinlich hat Wallenstein dem Grafen Kinsky den Auftrag, mit Frankreich und Schweden abzuschließen, erst zwischen dem 13. und dem 20. Febr., vielleicht sogar auch erst an dem letzten Tage gegeben, daher die Botschaft erst am 1. März an Stelle und Ort sein konnte, wie bereits Alles vorüber war. Es war nun zu spät, der Kaiser hatte den Herzog in List und Verschlagenheit übermeistert, Wallenstein allzulangsam, allzuvorsichtig, allzuunsicher gehandelt.

Wallenstein selbst fühlte, daß es in seiner gegenwärtigen Noth nicht genug sei an dem Bunde mit Frankreich und Schweden, daß es einer schnellen und augenblicklichen Hülfe bedürfe. Daher sendete er schon am 21. Febr. von Pilsen aus den Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg an Bernhard von Weimar nach Regensburg. „Wallenstein sei fest entschlossen mit dem Kaiser zu brechen, die Schweden möchten sich nun mit ihm vereinigen." Also lautete die Botschaft,

welche Lauenburg brachte. Bernhard von Weimar aber war voll Mißtrauen gegen Wallenstein, der so oft versprochen, daß er vom Kaiser abfallen werde und es bis jetzo nicht gethan; auch kam ihm das ganze Unternehmen abentheuerlich und allzugewagt vor. Am meisten aber ward Weimar wohl dadurch bestimmt, nichts in dieser Sache zu unternehmen, daß ihm bekannt, wie Wallenstein keinesweges auf sein Heer zählen könne, wenn er gegen den Kaiser sich erheben werde. Was wagte doch nun das schwedische Heer, wenn es nach Böhmen ging in der Hoffnung die Wallensteiner als Freunde zu finden und wenn diese Wallensteiner ihnen dann doch als Feinde entgegentreten! Gewiß, es war sehr klug und vorsichtig von Weimar, daß er sich zu nichts bestimmen ließ.

Unterdessen vernahm Wallenstein bereits am 22. Febr., daß ein kaiserliches Patent, in dem er geächtet, öffentlich in Prag angeschlagen worden. Dieses zweite kaiserliche Patent, in dem des ersten keine Erwähnung geschieht, ist vom 18. Febr. datirt und es wird in demselben dem Herzog Schuld gegeben, daß er das ganze kaiserliche Haus habe vernichten wollen. Die Regimenter, die in Prag, die Regimenter, welche in den Umgebungen von Pilsen standen, fielen, so wie das kaiserliche Patent bekannt ward, sofort von Wallenstein ab. Der Herzog hatte die Zeit, wo dieses Heer weit mehr ihm als dem Kaiser gehörte, versäumt, und Ferdinand II. Zeit gelassen einen von den Befehlshabern nach dem andern durch glänzende Versprechungen und Aussichten zu gewinnen. Drei Monate früher hätte er aufstehen müssen, wenn seine verwegene Sache gelingen sollte.

Wallenstein war nun von seiner glänzenden Höhe herabgestürzt. An der Spitze seines Heeres war er etwas gewesen, seit dieses Heer ihn verlassen, bedeutete er wenig in der Welt mehr. Seines Bleibens in Pilsen war nicht mehr, als das

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co in Dresden.

Wallensteins Vertraute werden in Eger bei einem Gastmahle ermordet.
(25. Febr. 1634.)

kaiserliche Patent daselbst bekannt geworden. Jeder Augenblick drohete den Tod und schon zogen die Scharen, welche dem Kaiser treu geblieben, heran. Matt und krank bis auf den Tod verließ Wallenstein Pilsen am 23. Febr. Nur Illo, Terzky und zehn Compagnien waren ihm treu geblieben. Einen Eilboten über den andern sendete der Verzweifelte an Bernhard von Weimar und an Arnim. Er war seit das Heer ihn verlassen für die Verbündeten nichts mehr werth. Einst hatten sie gemeint, mit Wallenstein mächtige Streithaufen zu gewinnen. Davon war keine Rede mehr. Wallenstein hatte nur noch sich selbst und einen Haufen verzweifelter Abenteurer zu bieten. An diesen war nichts gelegen. Der Herzog wendete sich nach Eger. Dem Commandanten der Stadt, dem Obersten Gordon, hatte er jüngst ein Regiment verschafft. Daher zählte er auf die Dankbarkeit des Mannes und hoffte, in Eger eine sichere Zuflucht zu finden, bis er sich mit den Schweden werde verbinden können. In den letzten Momenten seines Lebens gab sich der Herzog noch einer argen Täuschung hin. Er meinte, er hoffte, daß er allein den Verbündeten noch etwas werth sei. Nachmittags am 24. Febr. 1634 traf der Herzog in Eger ein, um es nicht wieder zu verlassen, um den Tod zu empfangen. Gordon wollte den Preis verdienen, der auf Wallensteins und seiner Genossen Haupt gesetzt war. Abends am 25. Febr. wurden Illo, Terzky, Kinsky, der sich auch hier eingefunden, und der Rittmeister Neumann, welcher Friedlands Geheimschreiber war, zum Faschingsschmauße auf die alte Burg geladen und durch Dragoner ermordet. Um Mitternacht ward auch Wallenstein von seinem Schmerzenslager aufgestürmt und von dem Hauptmann Deverour ermordet. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den unvermeidlichen Todesstoß.

So fiel Wallenstein, und es ist nicht schwer, zu einer festen und sichern Ansicht über ihn zu gelangen. Emporgetragen weit mehr durch Glück und günstige Verhältnisse als durch wahre Größe und wahres Talent, emporgetragen von der Stellung eines gewöhnlichen Edelmannes bis zur fürstlichen Würde und Macht, meint und erwartet er von sich, durch die verworrenen und verwickelten Zustände der Zeit hindurch noch höher emporkommen zu können zur königlichen Würde und Macht, wenn er an seinem Herrn, dem Kaiser, zum halben Verräther werde. Das will er werden, er will Ferdinand II. von seiner Höhe herabwerfen und sich auf dieselbe stellen. Wenn er immer nur mehr bei dem Gedanken bleibt, wenn es nie zur rechten That und zur rechten Ausführung kommt, so ist das sicher nicht Wallensteins Verdienst, nicht Wallensteins Treue gegen den Kaiser, sondern es liegt der Grund davon hauptsächlich darin, daß die Verbündeten auf Wallensteins ihnen seltsam erscheinende Anträge nie recht eingehen wollten. Auch wartet, rechnet und zählet er nur stets, ob sich nicht ein Augenblick finden werde, in dem mit noch größerer Sicherheit, unter noch günstigern Aussichten an die Ausführung geschritten werden könne. Und bei diesem langen Zählen, Rechnen und Erwägen hat der Gegner endlich den Schlag, der ihn treffen sollte, voraussehen lernen und nun auch seinerseits, List beantwortend mit List, Mittel und Wege zu seiner Rettung zu bereiten vermocht. Das ist Wallenstein und sein Geschick.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Comp. in Dresden.

Wallensteins Tod.
(25. Febr. 1634.)

Drittes Kapitel.

Wallensteins ungeheure, überkühne, selbst die Kräfte seines eigenen Geistes übersteigende Entwürfe waren vollständig gescheitert. Dennoch ist sein Leben sicher nicht ohne geschichtliche Bedeutung gewesen. Sie ruhet in den Gedanken, welche durch Wallensteins Thun und Treiben in der Seele Kaiser Ferdinands II. mit Nothwendigkeit müssen entstanden sein. Man vergegenwärtige sich mit Klarheit den Zusammenhang und den Gang der in den letztverwichenen Jahren geschehenen Dinge und es wird leicht sein zu sehen, welche Gedanken in der Brust Ferdinands II. müssen entstanden sein. Der Kaiser hatte den ungeheuren Plan gehabt, das alte Reich mitsammt dem Protestantismus über den Haufen zu werfen. Einen entschlossenen, verwegenen, über alle Bedenklichkeiten sich hinwegsetzenden Mann bedurfte es zur Ausführung dieses Riesen-Plans, und Ferdinand II. hatte geglaubt, in Wallenstein einen solchen gefunden zu haben. Große Dinge mußten dem, der Großes hinausführen sollte, gegeben oder doch versprochen werden und sie waren an Wallenstein theils gegeben und theils versprochen worden. Aber ein so ungeheures Versprechen, daß es nicht anders als mit dem festen Vorsatz, es nie zu erfüllen, gegeben werden konnte, hatte Wallenstein dem Kaiser abge-

drängt. Und es hatte doch gegeben werden müssen, nur damit die Aussicht auf die Ausführung jenes Riesen-Planes bleibe. Wallenstein hatte sich nun die Erfüllung des Versprechens erzwingen wollen und das kaiserliche Haus war dabei bis nahe an den Untergang gekommen. Wenn Wallenstein noch um etwas schneller, wenn er noch um etwas verwegener gewesen, was würde aus Ferdinand II. geworden sein?

Also der Plan das alte Reich und den Protestantismus zu stürzen, hatte das Kaiser-Haus bis ziemlich nahe an den Untergang gebracht. War er noch einmal aufzufassen, dieser Plan, sollte man noch einmal wagen, noch einen Feldherrn aufzustellen mit derselben großen Gewalt, wie Wallenstein sie gehabt, wie sie zum Theil auch dem gegeben werden mußte, der etwas Großes, etwas Ungeheures bald erreichen sollte! Sollte man sich noch einmal der Gefahr aussetzen, daß ein solcher Feldherr in der Mitte seines Laufes sich gegen den Kaiser selbst wende, sollte man erwarten, ob auch ein zweiter eben so unglücklich, eben so wenig entschlossen sein werde, wie Wallenstein! Der Gang der Sachen selbst ergab es, daß solche Gedanken, solche Befürchtungen in die Seele Ferdinands II. kommen mußten. Und waren sie darin, wie sie wohl darin sein mußten, so gab es nur noch eine Auskunft. Diese Auskunft war, den ganzen Plan zur Vernichtung des Reiches, zur Vernichtung des Protestantismus fallen zu lassen. Es fällt dem Kaiser noch schwerer das Letztere aufzugeben als das Erstere. Mit noch größerem Feuer als an die Vernichtung des Reiches hat er früher an die Vernichtung des Protestantismus gedacht. Aber die Gedanken an den Frieden kommen von nun an offenbar in des Kaisers Seele auf. Es fällt ihm schwer, sich vertraut zu machen mit dem Gedanken an einen Frieden, der den Protestantismus in dem Reiche bestehen läßt,

aber seine Seele wird doch diesem Gedanken allmälig geöffnet. Hat Ferdinand II. früher vom Frieden gesprochen, so ist es nur ein täuschender Schein gewesen. Bald hat er dann dieses, bald hat er jenes mit dem Reden vom Frieden erreichen wollen, aber nie den Frieden selbst, nie einen solchen Frieden, welcher den Protestantismus in dem Reiche bestehen ließe. Erst nach Wallensteins Untergange wird es ihm aus den angegebenen Gründen damit ein Ernst.

Freilich ist es nicht Wallenstein ganz allein, der solche Gedanken in der Brust des Kaisers zur Reife bringt. Es werden die alten Entwürfe auch deshalb endlich aufgegeben, weil sich von allen Seiten des Widerstandes zu viel zeigt, weil ihre Ausführung nach vielen Proben, nach vielen Versuchen sich endlich doch als eine Unmöglichkeit zeigt. Will der Kaiser das alte Reich vernichten und die habsburgische Gewalt weit und glänzend darüber ausdehnen, wer bietet sich ihm dazu als Bundesgenosse dar? Der Stammvetter von Spanien, Philipp IV., bietet sich dar und sonst Niemand. Aber Spaniens Macht fängt an zu lahmen und zu hinken und ist überdem noch zum Theil durch den niederländischen Krieg beschäftiget. Feinde aber des kaiserlichen Entwurfes sind sonst Alle, die es überhaupt giebt, nicht allein die protestantischen Mächte und die Protestanten, sondern auch die katholischen und die Katholiken. Die Liga in Deutschland, Frankreich, Venedig, der Pabst, sie werden Alles daran setzen, daß der kaiserliche Entwurf scheitert. In dem Laufe langer Jahre haben sie das klar und offenbar genug gezeigt. Dieser Theil des Entwurfes ist völlig aufzugeben. Er hat die Gesammt-Macht des Katholicismus in dem Kampfe gegen den Protestantismus wesentlich geschwächt. Aber auch der Krieg gegen den Protestantismus bietet keine namhafte Aussicht mehr, seitdem die Schweden auf-

getreten, seitdem die protestantischen Fürsten und Stände unter den Waffen stehen, seitdem wenigstens ein Theil von ihnen klar und bestimmt erkannt hat, was einmal von Ferdinand II. erstrebt und beabsichtiget worden. Wie sollte dieser Protestantismus anders zu vernichten sein als dadurch, daß die protestantischen Fürsten und Stände vorher vernichtet werden? Und das ist es eben, was von Frankreich nimmer wird geduldet werden, denn es wird stets fürchten, daß der Kaiser, wenn auch auf krummen Umwegen, jenen Untergang benutze, seine Macht in dem Reiche zu steigern, die Lande und Gebiete der Vernichteten an Habsburg zu bringen.

Also ist es sicher Wallenstein nicht allein gewesen, der eine Veränderung der Gedanken des Kaisers herbeigeführt, denn auch alle andere Umstände stellen sich so ungünstig für die kaiserlichen Entwürfe dar, daß sie doch endlich als unmöglich erscheinen, und als Unmöglichkeiten doch endlich auch aufgegeben werden müssen. Die große Gefahr aber, in welche Wallenstein den Kaiser gebracht, hat doch auch einen bedeutenden Antheil daran, denn er hat ja Ferdinand II. eine nahe, eine persönliche Gefahr gezeigt. Darin nun, daß er mit seinem seltsamen Thun und Treiben den Kaiser mit Nothwendigkeit auf andere Gedanken führen mußte, möchte Wallensteins geschichtliche Bedeutung beruhen.

Aber nicht mit einem Schlage, sondern nur allmälig erkräftigten sich die Friedens-Gedanken in des Kaisers Brust. Auch wünschte er noch immer die Bedingungen so günstig als möglich für den Katholicismus und so ungünstig als möglich für den Protestantismus zu stellen. Dazu war das gegenseitige Mißtrauen unter den Deutschen auf so hohen Grad gestiegen, daß nicht leicht aus den verworrenen Verhältnissen heraus zu Versöhnung und Friede zurückzukommen war.

Aus viel reineren Beweggründen als der Kaiser dachte der vielverläumdete Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., an diesen Frieden. Er stand auf einem recht vollständigen deutsch-nationalen Standpuncte, von dem aus ihm selbst die Schweden als Fremdlinge in dem Reiche erschienen. Die Deutschen, ist des Kurfürsten steter Gedanke, müssen sich unter einander selbst wieder treu und aufrichtig versöhnen, keine Partei darf, damit diese Aussöhnung eine Möglichkeit werde, ihre Anforderungen zu hoch spannen, jede muß etwas nachgeben wollen; nur so wird es möglich sein, das Reich vor dem Zerreißen zu bewahren, mit dem es von den Fremden bedroht wird. Aber die milde und versöhnende Gesinnung des Kurfürsten ist noch nicht die unter den Fürsten und Ständen, den katholischen sowohl als den protestantischen, vorherrschende. Von dieser Seite und von jener wird noch an vollständigen Sieg über die Gegenpartei gedacht, von dieser wie von jener Seite wünschen selbstsüchtige Gedanken noch die Fortsetzung des wilden, verheerenden Krieges.

Die Hauptsache aber, durch welche eine noch lange und schwere Kette von Kämpfen herbeigeführt ward, war, daß die Deutschen in ihrer Zwietracht sich der Gewalt, allein Herren auf dem eigenen Boden zu sein, begeben. Frankreich und Schweden hatten eine bedeutende Stellung in dem Reiche gewonnen. Der französische Einfluß war in den letzten Zeiten dadurch gestiegen, daß der Bund von Heilbronn doch noch bewogen worden, im Septbr. 1633 eine unmittelbare Allianz mit Frankreich abzuschließen. Beide, Frankreich und Schweden, wünschten eine Fortsetzung des Krieges nicht sowohl um der Interessen der Deutschen als um ihrer eigenen willen. Schweden, wo 1634 von den Ständen für die jugendliche Christine eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt wird,

entäußert sich je länger, je mehr der großen Gedanken Gustav Adolfs und faßt eigennützige und selbstsüchtige Entwürfe auf. Man will für Schweden in dem Reiche erobern, man will sich in Deutschland anbauen, nicht ohne Entgeld aus dem Kampfe scheiden; bis das gewonnen, werde er fortgetrieben und fortgesponnen. Noch viel selbstsüchtiger sind die Gedanken Frankreichs und Richelieu's, der Alles mit eisiger Kälte berechnet. Es werde der Kampf fortgetrieben, er diene dazu die Macht von Spanien-Habsburg zu schwächen, damit die Macht Frankreichs um so glänzender emporkomme, er diene dazu, das Reich der Deutschen zu schwächen und zu verwirren, er diene ferner dazu, Frankreich vielleicht an dem Rheinstrome anzubauen. So viele Hemmnisse und Hindernisse stellen sich dem Frieden entgegen.

Zunächst nach dem Falle Wallensteins brannte der Krieg fort. Bernhard von Weimar war in den Tagen, wo Friedland den Untergang sah, bis dicht an Böhmen herangerückt, hoffend und meinend, daß in der Verwirrung im trüben Wasser gefischt werden könne. Als er aber erfuhr, daß Wallenstein ermordet und daß die Regimenter seines Heeres sämmtlich in der Treue des Kaisers geblieben sind, wagt er den Angriff auf Böhmen nicht. Indessen herrschte in Böhmen doch eine mehrmonatliche Verwirrung und sie hätte wohl zu einem günstigen Angriff benutzt werden können, wenn zwischen Gustav Horn und Bernhard von Weimar, die beide im südlichen Deutschland befehligten, Eintracht und nicht bitterer Unfriede geherrscht. Ja Oxenstierna selbst war einem kräftigen Angriff auf des Kaisers Erbstaaten zuwider und hemmte denselben, denn er fürchtete, daß Weimars Ruhm durch großes Waffenglück und große Erfolge über den Ruhm der schwedischen Generale emporsteigen könne.

So wirkten kleinliche Rücksichten vielfach störend auf den Gang der Begebenheit ein, und Ferdinand II. gewann Zeit, seine Sachen vollständig wiederherzustellen. Den obersten Heerbefehl übertrug er seinem Sohne Ferdinand, der bereits 1625 von den Ungarn zum künftigen König erwählt ward. Dem im Kriege ganz Unerfahrenen ward General Gallas beigesellt. Deutlich siehet man aus dieser Anordnung des Kaisers, wie sehr ein zweiter Wallenstein gefürchtet ward. Aber mit dem jungen Ferdinand sind auch sicher die großen Dinge, zu denen Friedland bestimmt gewesen, nicht hinauszuführen. Da es nun mehrere Monate währte, ehe das Heer des Kaisers wieder auftreten konnte, hätten doch in Süd-Deutschland, besonders in Baiern, in währender Zeit große Dinge von Gustav Horn und Bernhard von Weimar erreicht werden können. Aber Weimar war gerade jetzt im hohen Grade auf die Schweden erbittert, weil sie dem Einbruch in des Kaisers Lande zuwider gewesen. Er und Gustav Horn lebten in der bittersten Feindschaft. In vereinzelten und zum Theil noch schlechtberechneten Unternehmungen ward eine kostbare Zeit verloren. Ja, Maximilian I. von Baiern und die Feldherrn Altringer und Johannes von Werth vermochten sich wieder zu erheben. Sie nahmen am 27. März 1634 das wichtige Ingolstadt wieder ein.

Nun kam am Ende des Maimonats Ferdinand von Ungarn mit des Kaisers Heer aus Böhmen heraus und Weimar vermochte nicht, die Vereinigung desselben mit den Baiern zu hindern. Am Anfange des Junis setzte sich des Kaisers Heer am Donaustrome und das hochwichtige Regensburg ward gewaltig bedroht. Die Verhältnisse waren in diesem Augenblicke für die schwedisch-protestantischen Feldherrn eben sehr bedenklich. Durch Graubündten und Tyrol drang ein neuer spanischer

Heerhaufe heran. Nur schnelles und kräftiges Handeln konnte Regensburg retten. Dagegen stritten Gustav Horn und Bernhard von Weimar lange über die Weise, in welcher die Vereinigung ihrer Heere vor sich gehen sollte, und es verzögerte sich damit, wie es scheint, besonders durch Weimars Schuld von einer Zeit zur andern. Erst am 12. Juli 1634 erfolgte die Vereinigung beider bei Augsburg. Aber auch jetzo noch ward nicht mit der nöthigen Schnelle verfahren. Und so fiel das wichtige Regensburg, wo die schwedische Besatzung und die Bürgerschaft das Aeußerste für die Vertheidigung gethan, durch Capitulation am 26. Juli 1634 in die Gewalt des kaiserlichen Heeres. Die Erstürmung von Landshut, bei welcher Altringer den Tod fand, war für den Verlust Regensburgs, des wichtigen Passes an der Donau, von dem aus der Kaiser in seinen Erbstaaten bedroht worden, ein sehr schlechter Ersatz.

Wie nun in dem Leben selten ein Unglück allein kommt, so ward auch der Verlust Regensburgs bald von einem größeren Unfall für die schwedischen Waffen, von der Schlacht bei Nördlingen, begleitet. Nach dem Falle von Regensburg hatten Horn und Weimar sich wieder von einander getrennt. Horn wollte an den Lech eilen, um dem spanischen Heer entgegenzutreten, dessen Herankommen nun in den nächsten Tagen erwartet werden mußte. Bernhard von Weimar sollte an der Donau zurückbleiben. Beide Heeresabtheilungen befanden sich in einem geschwächten, aufgelößten Zustande. Die furchtbar ausgeraubten, verheerenden und verpesteten Lande schienen sich nun an der wilden Soldatesca durch das Verderben, welches nun über diese selbst kam, rächen zu wollen. Die Feldherrn wurden zu dieser abermaligen Trennung ihrer geringen Streitkräfte durch die täuschende Nachricht, die ihnen zugekommen, daß der ungarische König sich mit seinem Heere nach Böhmen

wendete, bewogen. Böhmen war um diese Zeit wieder von den Sachsen sehr bedroht, die Nachricht also nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Bald aber erfuhr man, daß sie auf einer Täuschung beruhe, daß Ferdinand mit seiner Uebermacht herandringe. In der That eilte der König von Ungarn zu einer Entscheidung zu kommen. Er wollte den Ruhm derselben allein haben und ihn nicht mit den Spaniern theilen. Also wünschte er eine Schlacht noch ehe die Spanier herangekommen und er brauchte sie nicht zu fürchten, da er schon für sich allein den Schweden weit überlegen war.

Nun vereinigten sich Horn und Weimar schon am 16. Aug. bei Günzburg wieder, eben wie König Ferdinand, nachdem er Donauwörth genommen, unter den Mauern von Nördlingen erschienen. Das Kaiserliche Heer, von dem ein guter Theil aus Kroaten und Ungarn bestand, verbreitete sich zum Theil über Franken und in der Art und Weise, die man auf dieser Seite schon gewohnt. Die Kroaten Isolani's begingen Greuelthaten, die noch Alles überboten, was man früher gesehen, was früher die Menschen geschreckt. Horn und Weimar hatten bei Bopfingen ein festes Lager bezogen und suchten ihre sehr geschwächte und heruntergebrachte Macht in aller Weise zu verstärken. Auch erhielten sie von Wirtenberg einen eilends zusammengebrachten Schlachthaufen, sechstausend Streiter. Auch den Rheingrafen Otto Ludwig, der im Elsaß befehligte, forderten sie auf, schleunigst heranzukommen. Allzulange ward von demselben gezögert. Unterdessen geschah, daß das längst erwartete spanische Heer herankam und fast wider den Wunsch des ungarischen Königs sich mit ihm vereinigte. Mehr als 30,000 Streiter waren jetzt unter dessen Fahnen vereinigt. Zum größten Theil bestunden sie aus Nicht-Deutschen, aus Spaniern, Italienern, Ungarn, Slaven,

Kroaten. Sie waren Undeutsche wie die Sache, welche sie verfochten, die undeutsche war.

In das Lager von Bopfingen brachten Feuerzeichen, von den Nördlingern gegeben, die Kunde, daß die Noth ihrer Stadt auf das höchste gestiegen. Jetzo drang Bernhard von Weimar darauf, daß man Nördlingen nicht dürfe fallen lassen, wie Regensburg, daß man die Stadt entsetzen, daß eine Schlacht gewagt werden müsse. Vergebens wieß Horn auf die große Ungleichheit der Streitkräfte hin und rieth, wenigstens die Ankunft des Rheingrafen abzuwarten. Bernhard von Weimar aber begehrte so stürmisch die Schlacht, daß der Schwede endlich, jedoch mit bangem Vorgefühl, diesem Ungestüm nachgab. So ward die unglückliche Schlacht von Nördlingen am 6. Septbr. 1634 geschlagen. Tages vorher hatte das schwächere schwedisch-protestantische Heer nicht ohne Glück gekämpft. Ein Theil der feindlichen Stellungen vor Nördlingen war genommen worden. Noch einmal rieth Horn vergebens den Angriff auf die feindlichen Haupt-Stellungen bis zur Ankunft des Rheingrafen zu verschieben. Bernhard setzte am andern Tage, an dem eigentlichen Schlachttage, den Angriff fort und führte dadurch bald einen allgemeinen Kampf herbei. Die Stellungen des Feindes konnten nicht genommen werden, in Verwirrung wurden die Stürmenden zurückgetrieben. Die Reiterei brach aus dem kaiserlichen Lager hervor, und wenn auch nach verzweifeltem Widerstande, ward doch endlich Alles entweder niedergehauen, oder gefangen oder in wilde Flucht versprengt. Zwölftausend Leichen der Besiegten deckten das Schlachtfeld, sechstausend waren in die Gefangenschaft der Sieger gefallen. Bernhard von Weimar verdankte es nur der Schnelligkeit seines Rosses, daß nicht auch er in Gefangenschaft fiel. Gustav Horn aber konnte diesem trüben Schicksal nicht entgehen. Acht

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Schlacht bei Nördlingen, den 6. Sept. 1634.

Der gefangene General Horn wird von dem spanischen Infanten grossmüthig empfangen.

Jahre ist derselbe in harter Haft von Maximilian I. von Baiern gehalten worden.

Die Schlacht von Nördlingen war ein großer Schlag, doch ist sie nicht von der Wichtigkeit, wie die Schlachten von Leipzig-Breitenfeld und Lützen. Diese hatten einen Umschwung in den ganzen Stand der Dinge gebracht. Wären sie von den Schweden verloren und vom Kaiser gewonnen worden, so würde er rasch und keck an die wirkliche Ausführung seiner Entwürfe gegangen sein. Indem er aber sie verlor und die Schweden in ihnen siegten, war diese Ausführung eine Unmöglichkeit geworden. Dadurch eben haben die beiden Schlachten aber einen Umschwung in den ganzen Stand der Dinge gebracht. Die Nördlinger Schlacht aber, wiewohl an sich selbst immer bedeutend, war doch nicht bedeutend genug, um einen neuen Umschwung der ganzen Lage der Dinge herbeizuführen, einen solchen, der Ferdinand II. wieder eine Möglichkeit der Ausführung seiner Entwürfe sehen lasse. Auch zogen die Spanier bald wieder ab, denn ihre eigentliche Bestimmung war nicht Deutschland, sondern Nord-Niederland. In Schwaben und Franken aber wurden die Heere der katholischen Partei, des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern, durch die Nördlinger Schlacht wieder Meister. Eberhard von Wirtenberg und Friedrich, Markgraf von Baden mußten flüchtig werden und Land und Leute dem schonungslosen Sieger Preis geben. Auch das Herzogthum Franken, das Bernhard von Weimar sich aufzubauen gedacht, stürzte in Folge dieser Ereignisse wieder in Nichts zusammen. Die Trümmer des bei Nördlingen geschlagenen Heeres hatte der Rheingraf Otto Ludwig, der schon auf dem Wege gewesen, gesammelt und nach dem Rheinstrome geführt, wo man sich auf Frankreichs Macht stützen konnte.

Das Friedens-Werk schien durch die Schlacht bei Nördlingen nur verzögert und aufgehalten zu werden. Nach dem Untergange Wallensteins waren die Hoffnungen Johann Georgs I. von Sachsen, daß der Kaiser nun einem Frieden geneigt werden möge, neu erstarkt. Auch schienen sie in Erfüllung zu gehen, denn bald meldete sich in Dresden ein spanischer Gesandter, der von der Wiederherstellung der Freundschaft zwischen Sachsen und dem Kaiser und vom Frieden sprach. Aber wie oft war man nicht durch solche Reden hingehalten, getäuscht und hintergangen worden. Auf so unbestimmte und schwankende Anträge konnte der Kurfürst noch nichts weiter thun als daran mahnen, wie man ihm bis jetzt alle feierliche Versprechungen gebrochen, wie man ihn zum Kriege gezwungen, weil gezeigt worden, daß er vernichtet werden solle, und endlich erklären, daß er ohne Wissen und Theilnahme seiner Verbündeten über den Frieden nicht verhandeln könne. Indessen war es mit letzterer Aeußerung, wenigstens in Beziehung auf Schweden, dem Kurfürsten kein voller Ernst. Seine abweisende Antwort sollte nur den Kaiser nöthigen, seine unbestimmten Anträge, auf welche nichts gegeben werden konnte, in bestimmte zu verwandeln. Mit Bestimmtheit mußte man erfahren, daß Ferdinand II. das Reich und seine Rechte wieder achten und den Vernichtungskrieg gegen den Protestantismus treu und ehrlich aufzugeben entschlossen, ehe an einen Frieden gedacht werden konnte. War der Kaiser hierzu geneigt, erfuhr man mit Bestimmtheit und Sicherheit, daß er unter solchen Bedingungen ernstlich den Frieden wolle, so war Niemand bereiter als der Kurfürst die Schweden, die er nun einmal als Fremde betrachtete, und deren Treiben nach dem Tode Gustav Adolfs ihm noch weit weniger behagte als bei dessen Lebzeiten, aufzugeben und zu verlassen.

Warm, ja glühend war der Wunsch des Kurfürsten, daß der Kaiser so gestimmt werden möge, denn je länger der Krieg dauerte, um desto mehr wurden die allgemeinen deutschen National-Interessen verletzt. Schon hatte sich Frankreich während der letzten Begebenheiten in den Besitz Lotharingens gesetzt, schon hatten die Franzosen selbst im Elsaß festen Fuß gefaßt, schon war stark die Rede davon, daß Schweden für seine Bemühungen Pommern, Bremen oder Magdeburg empfangen müsse, schon arbeitete Oxenstierna eifrig daran, so viele deutsche Fürsten und Stände als möglich in ein immerwährendes Schutz- und Trutzbündniß mit Schweden zu bringen. Alle diese Dinge verletzen die deutsch-nationalen Gefühle Johann Georgs I. auf das Aeußerste. Als daher Oxenstierna im März 1634 auch den ober- und niedersächsischen Kreis in ein förmliches Bündniß mit Schweden zu bringen suchte, arbeitete der Kurfürst heftig und mit Erfolg entgegen. Er betrachtete solche förmliche Bündnisse der protestantischen Fürsten und Stände mit Schweden als den Anfang einer dauernden Schutzherrlichkeit der Schweden über das Reich. Darum war ihm das Bündniß, welches von vier Kreisen zu Heilbronn mit Schweden geschlossen worden, so zuwider, und noch mehr zuwider war es ihm, daß die Heilbronner Bundesverwandten sich sogar in ein förmliches Bündniß mit Frankreich eingelassen. Nach allen Seiten und nach allen Richtungen hin ließ der Kurfürst seine Friedens-Mahnungen erschallen. „Es sei die höchste Zeit, dem ungeheuren Jammer des Reiches ein Ende zu machen, die höchste Zeit, eine Verständigung unter den Deutschen selbst zu suchen. Die Widerpart zeige sich einem Frieden jetzo geneigter als früher, daher sei keine Zeit, sich mit den Fremden enger und fester zu verbinden und damit den eigenen Willen in Fesseln zu schlagen, da die Fremden in ihren

Bündnissen es stets zur Hauptbedingung machten, nicht ohne sie Frieden zu schließen.“ Die Stimme des einflußreichen Kurfürsten blieb nicht allenthalben ungehört, wenn sie auch vieler Orten noch ungehört blieb, weil hier altes und freilich sehr wohlbegründetes Mißtrauen gegen den Kaiser, dort die Erwartung, im Trüben fischen zu können, bei vielen Fürsten entgegenstand. Die sächsischen Kreise hatten doch das förmliche Bündniß mit Schweden nicht geschlossen, wenn sie auch mit den Schweden fortkämpften.

Kaiser Ferdinand II. aber erhielt des Kurfürsten Hoffnungen und Erwartungen durch manch freundliches Wort, das er an ihn gelangen ließ. An bestimmten Anträgen und an bestimmten Friedens-Anträgen fehlte es noch lange, denn nur zögernd und langsam kann, wie bereits gesagt, der Kaiser den alten Entwürfen seiner Brust entsagen. Indessen lud der Kaiser doch sächsische Bevollmächtigte nach Leitmeritz und Johann Georg I. sendete die Geheimräthe von Oppeln und von Miltiz dorthin. Aber er kannte den Kaiser und wußte genau, daß ein billiger Friede von ihm endlich und zuletzt nur durch Drohungen, nur durch Waffengewalt würde zu gewinnen sein. Darum ließ er seinen Feldherrn Arnim wieder in Schlesien eindringen. Diese Heerfahrt ward ganz eigentlich um des Friedens willen angestellt. Ferdinand II. sollte sehen, daß man ihm entgegenzutreten vermöge, daß man Kraft genug besitze, um ihm selbst Gefahren zu bereiten. Eigene Gefahr sollte ihn nun endlich bewegen, der Billigkeit und der Stimme des Friedens Gehör zu geben. Arnim erfocht bei Liegnitz am 13. Mai 1634 einen glänzenden Sieg über das kaiserliche Heer und konnte seinem Herrn, dem Kurfürsten, dreiundfünfzig eroberte Fahnen zusenden. Noch einmal begrüßte das wild geplagte Schlesien die Sachsen als seine Erretter. Denn die

kaiserlichen Heere dieser Zeit waren in des Kaisers eigenem Lande kaum minder furchtbar als anderwärts. Von dem bei Liegnitz geschlagenen und versprengten Heere vernehmen wir, daß es die entsetzlichsten, die namenlosesten Frevel beging. Hier wurden Menschen lebendig in das Feuer der Backöfen gestürzt, dort wurden ihnen die Augen ausgerissen, dort wurden säugenden Frauen die Brüste abgerissen, dort Frauen und Mädchen geschändet bis auf den Tod. Auf solche Weise hatte das alte Reich vernichtet, hatte der Protestantismus, das Evangelium in demselben getödtet werden sollen.

Als nun die Sachsen den schönen Sieg bei Liegnitz gewonnen, meldete sich Banner, der Schwede bei ihnen, der jetzo in dem Kurfürstenthume Brandenburg stand und forderte zu einem kühnen Zuge nach Böhmen auf, wozu er sich selbst unter den Oberbefehl Johann Georgs I. stellen wollte. Dieses Anerbieten ward von dem Kurfürsten angenommen und im Anfange des Julimonats 1634 brachen Schweden und Sachsen wieder in Böhmen ein. Aber auch diese Fahrt unternahm er nur, um desto schneller einen guten Frieden vom Kaiser zu gewinnen, er unternahm sie, um Ferdinand II. von Ferne eine Gefahr zu zeigen, die sich verwirklichen könne, wenn er nicht endlich nachgebe, er unternahm die Fahrt nicht, um den Kaiser in diese Gefahr sofort wirklich zu stürzen. Die Generale des Kaisers Coloredo, Maradas und Lamboy hatten alle disponible Truppen zusammengezogen, um Prag zu vertheidigen. Des Kaisers Hauptmacht war eben unter Ferdinand, dem König von Ungarn, an der Donau beschäftiget, wo in demselben Monat Regensburg genommen ward.

Gerade an dem Tage, wo Regensburg fiel, am 26. Juli 1634, erschienen Schweden und Sachsen auf dem weißen Berge vor Prag. Banner begehrte, daß ein Sturm gewagt

werde, aber der Kurfürst war hierzu nicht zu bewegen. Ueberhaupt ein Feind rascher und verwegener Entschlüsse, niemals gern etwas auf das Spiel setzend, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit dazu treibt, meint er jetzo dem Kaiser, den er so sehr zum Frieden zu bestimmen wünscht, wohl eine Gefahr zeigen, nicht aber die Gefahr verwirklichen zu dürfen. Die Eroberung von Prag könnte den Frieden eher stören als ihn befördern. Die Schweden, die an derselben werden Theil nehmen müssen, könnten zu großem Stolz und Uebermuth sich erheben, viele protestantische Fürsten nach diesem Erfolge meinen, es sei nun keine Zeit an den Frieden zu denken, es sei nur Zeit die gewonnenen Vortheile kräftig fortzusetzen. Auch weiß der Kurfürst noch nicht, wie schlecht in diesem Augenblicke die Sachen der Schweden im Süden des Reiches gehen. Er kann nicht wissen, ob Bernhard von Weimar und Horn nicht einen glänzenden Sieg über den König von Ungarn gewinnen werden. Die Schweden haben ja seit geraumer Zeit in offener Feldschlacht stets gesiegt. Würden nun auf dieser Seite zwei Erfolge zu gleicher Zeit erreicht, die Eroberung von Prag und ein Sieg an der Donau, so möchte die Partei des Krieges allenthalben neues Leben empfangen. Darum ziehen die Sachsen schon am 29. Juli wieder von Prag ab und das ganze Unternehmen gegen Böhmen löẞt sich in Nichts auf.

Unterdessen waren die Friedens-Verhandlungen zu Leitmeritz fortgegangen. Sie hatten noch nicht zu einem bestimmten Ergebniß geführt, aber die Hoffnungen, daß es zu einem Frieden kommen werde, mögen durch den Gang der Unterhandlungen in der Seele Johann Georgs I. bedeutend gesteigert worden sein. Nun kam die Schlacht von Nördlingen dazwischen und es schien, sie müsse ein neues Hinderniß des Friedens werden. Konnte nicht Kaiser Ferdinand II. sich

um so mehr wieder zu verwegenen Entschlüssen erheben, als schon in den nächsten Tagen und Wochen nach jener Schlacht sein sieghaftes Heer sich zum Meister von fast ganz Schwaben und Franken machte. Aber der Kaiser überschätzte den Sieg von Nördlingen nicht und die alten, verwegenen Entwürfe, so lange festgehalten und so oft getäuscht, kehrten, einmal aufgegeben, doch nicht wieder in seine Brust zurück. Nur darin machte der Sieg von Nördlingen seinen Einfluß geltend, daß Ferdinand II. nun den Protestanten nur schwerere, ungünstigere Bedingungen bewilligen wollte, als er ohne jenen Sieg würde bewilliget haben. Noch im Monat Septbr. 1635 wurde der Sitz der Friedens-Verhandlungen von Leitmeritz nach Pirna verlegt, Johann Georg I. begab sich nach Dresden, um denselben näher zu sein. Es schien dem Kaiser mehr als je ein Ernst mit dem Frieden und in demselben Monat noch trat ein thatsächlicher Waffenstillstand zwischen dem kaiserlichen und dem sächsischen Heere ein.

Bald traten, und gerade in Folge der Nördlinger Schlacht, Verhältnisse ein, welche dem Kaiser Frieden in dem Reiche als sehr wünschenswerth mußten erscheinen lassen. Die Nördlinger Schlacht war für Oxenstierna und die Bundesräthe, die zu Frankfurt am Main versammelt waren, ein schwerer Schlag. Trümmer nur des geschlagenen Heeres vermochte man am Rheinstrome zu vereinigen. Der Feind herrschte in dem Süden und schon war auch die Mitte des Reiches lebhaft von ihm bedroht. Schweden stand in Gefahr, alle von dem Kriege gehofften Früchte zu verlieren, die Heilbronner Bundesverwandten hatten die schwere Rache Ferdinands II. zu fürchten, die Wirtemberg schon auf das härteste empfinden mußte. In dieser Noth beschloß man, sich den Franzosen in die Arme zu werfen und es ward Oxenstierna nicht schwer, die französische

Hülfe auf Kosten des deutschen Reiches zu gewinnen. Seine Eilboten flogen nach Paris, um Frankreichs kräftigere Hülfe anzuflehen. Sie waren beauftragt, im äußersten Nothfall den Franzosen selbst den vorläufigen Besitz vom Elsaß und von Mainz anzubieten.

Mit großer Freude sah Richelieu Schwedens und des Heilbronner Bundes Noth. Sie mußten sich nun vor Frankreich demüthigen, sie mußten Frankreichs Hülfe mit Opfern erkaufen. Aber weiter als sie gesunken, durfte und wollte er sie nicht sinken lassen. Sie sollten ihm dienen, die Macht von Spanien-Habsburg zu beschäftigen, sie sollten ihm dienen, die Macht von Spanien-Habsburg zu schwächen, wo nicht zu vernichten, damit Frankreichs Macht um so größer und glänzender emporsteige. Richelieu war entschlossen, den Krieg bald an Spanien zu erklären und, je nachdem es nöthig erscheinen sollte, auch an Kaiser Ferdinand II., damit die ganze Macht von Spanien-Habsburg geschwächt oder vernichtet werde. Es war gut zu diesem großen Kampfe der Bundesgenossen so viele als möglich zu haben. Darum unterhandelte Richelieu um diese Zeit mit der Republik von Nord-Niederland, die sich mit Spanien noch immer im Kriege befand, und es ging daraus am Anfange des Jahres 1635 eine enge Allianz zwischen Frankreich und Nord-Niederland gegen Spanien hervor. Darum durfte er Schweden und den Heilbronner Bund nach der Nördlinger Schlacht nicht fallen lassen. Sie mußten gegen Ferdinand II. unter den Waffen erhalten werden.

Indessen wollte er auch die Noth der Schweden und der deutschen Fürsten und Stände, die mit ihnen verbündet, so sehr als möglich benutzen, so sehr als möglich ausbeuten. Auf der einen Seite wollte er sie nicht fallen lassen, auf der andern sie nicht so kräftig unterstützen, daß sie sich etwa zur

Selbstständigkeit und Freiheit von Frankreich erheben könnten. Seine Hauptabsicht war gegen Spanien gerichtet, er wollte die spanischen Niederlande erobern und sie an Frankreich bringen. Dabei sah er voraus, daß er es nicht mit Spanien allein würde zu thun haben, sondern auch mit dem Kaiser. Also wollte er denselben durch die Schweden und die Protestanten beschäftiget wissen. Unglück genug für Deutschland, daß es der Rechnung des feinen und selbstsüchtigen Franzosen verfallen war, der noch bei dieser Gelegenheit Frankreich bis an den Rheinstrom ausdehnen zu können hoffte. Am 1. Novbr. 1634 schrieb Richelieu die Bedingungen einer neuen Allianz vor. Das französische Heer, welches unter de la Force und Brezé bereits am Rheinstrome stand und sich selbst mit Zulassung der Schweden bedeutend im Elsaß nach der Nördlinger Schlacht ausgebreitet, ja schon die Rhein-Pfalz berührte, sollte fortan die Operationen gegen den Kaiser unterstützen. Das war alle Hülfe, welche Richelieu angelobte. Indessen eröffnete er dann noch die Aussicht, daß er selbst noch den Krieg an den Kaiser erklären könne, ohne sich jedoch hierzu förmlich verbindlich zu machen. In diesem Falle versprach er 12,000 Mann jenseits des Rheinstromes aufzustellen und zu unterhalten. Dafür aber müsse ihm das ganze Elsaß vorläufig eingeräumt werden und Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe von Heilbronn empfangen. Deutlich siehet man daraus, wie die geheimen Entwürfe Richelieu's sind. Er gedenkt mit Nächstem über Spanien herzufallen und die spanischen Niederlande zu erobern. Damit ihn Ferdinand II. nicht hemmen und hindern könne, sollen die Schweden und die Protestanten den Krieg gegen denselben fortsetzen und er will sie dabei unterstützen, so weit es für die Interessen Frankreichs nothwendig ist und nichts darüber hinaus. Vergebens bemühte sich

Oxenstierna sowohl für jetzt, als auch für den Fall, daß Frankreich selbst den Krieg an den Kaiser erklären würde, bessere Bedingungen und größere Unterstützung von Richelieu zu erhalten. Man mußte nehmen, was die Franzosen boten, man mußte es dulden, daß Frankreichs Stimme in den deutschen Angelegenheiten in gleichem Maße immer größer und immer verderblicher ward.

Indessen mußte Kaiser Ferdinand II. doch durch alle diese Vorgänge darüber sattsam belehrt werden, daß es unmöglich sei, auch nach dem Siege von Nördlingen und bei der großen Schwäche und Verwirrung, in welche die schwedisch-protestantischen Heere gefallen waren, unmöglich sein werde, die alten, verwegenen Entwürfe von neuem aufzufassen. Es wird der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrechen und wenn er mit jenen alten Entwürfen wieder hervortreten sollte, so wird damit nur die Kriegserklärung Frankreichs an ihn selbst um so schneller herbeigerufen werden. Im Angesichte aber der Macht von Frankreich wird die Ausführung dieser Entwürfe sicher dem Reiche der Unmöglichkeit verfallen.

Indem der Kaiser durch diese Betrachtung einem allgemeinen Frieden unter den Deutschen hat geneigter werden müssen, haben auch auf Johann Georg I. die letzten Ereignisse einen tiefen Eindruck gemacht. Auf der einen Seite fürchtet er die Macht des Kaisers, welche sich durch den Sieg von Nördlingen wieder so bedeutend erhoben, auf der andern Seite, daß, wenn man den Kampf fortsetzen wolle, Deutschland immer mehr und mehr unter die Hand der Franzosen, die er haßt, fallen werde. Unter diesen Umständen muß, damit man nur überhaupt zum Frieden gelange, dem Kaiser mehr nachgegeben werden als erst hatte nachgegeben werden sollen. Sicher würde der Kurfürst den Frieden, den er nahm und der freilich für

die protestantische Partei ziemlich ungünstig war, nicht genommen haben, wenn jene Umstände nicht gewesen, in denen er eine zwingende Nothwendigkeit sah. Alle Vorwürfe, die dem Kurfürsten wegen dieses Friedens gemacht worden sind, fallen daher von selbst in Nichts zusammen. Schon am 24. Novbr. 1634 ward der vorläufige Frieden zwischen dem Kaiser und Sachsen, der zu einem allgemeinen gemacht werden sollte, zu Pirna unterzeichnet, die Bedingungen desselben indessen noch geheim gehalten. Man wollte erst noch mehrere Fürsten und Stände für die Sache gewinnen, ehe er offenkundig gemacht. Banner, der noch in Böhmen geblieben und dies Land erst nach der Nördlinger Schlacht räumte, war in Sachsen und auch ihn mußte man erst noch entfernen. Auch ward derselbe von dem Kurfürsten genöthiget, sich in das Magdeburgische zurückzuziehen. Am Anfange des folgenden Jahres, 28. Febr. 1635, verkündete man indessen schon laut den zwischen dem Kaiser und Sachsen geschlossenen Waffenstillstand.

Durch diese Wendung der Angelegenheiten gewann Ferdinand II. die Kraft, sich mit größerer Entschiedenheit gegen den Westen des Reiches und den Rheinstrom wenden zu können. Hier hatte Bernhard von Weimar den obersten Befehl über die Trümmer des schwedisch-protestantischen Heeres übernommen. Die Macht des Kaisers, der Baiern und Karls von Lotharingen brach gegen ihn vor, die Hülfe Frankreichs zeigte sich schwach und unzulänglich, auch verstanden die französischen Generale, die Richelieu gesendet, nicht einmal den Krieg. An der Bergstraße, ja sogar jenseits des Rheines zeigten sich die Fahnen der katholischen Partei wieder mit Glück und Sieg. Die wichtige Feste Philippsburg ward am 14. Janr. 1635 genommen. Am 26. März bemeisterten sich des Kaisers Truppen auch der Stadt Trier wieder und Kurfürst

Philipp Christian ward durch schwere Haft dafür bestraft, daß er französischem Schutze sich überantwortet.

Kaiser Ferdinand II. durfte indessen das Glück, welches seine Waffen auf der einen Seite gehabt hatten, nicht eben hoch anschlagen. Denn in dem ganzen Zusammenhange der Zustände und Verhältnisse, die mit drückender Gewalt seit langer Zeit auf ihm lagen, ward dadurch nichts geändert, nichts gebessert. Seit den Zeiten Kaiser Karls V. ward das Haus Spanien-Habsburg von dem tödtlichen Mißtrauen aller anderer, auch der katholischen Mächte allenthalbenhin verfolgt. Es mochte sich bewegen nach der linken oder nach der rechten Hand hin, stets ward von allen Anderen gefürchtet, es verberge sich irgend ein ehrgeiziger, irgend ein ländersüchtiger Entwurf dahinter. Es war Kaiser Karl V. und sein Sohn Philipp II. gewesen, die das Haus Spanien-Habsburg durch viele Versuche, ihre so schon ungeheure Macht zu erweitern, in diesen bösen Geruch gebracht. Die enge Verbindung, die jetzo wieder zwischen der deutschen und der spanischen Linie dieses Hauses, zwischen Philipp IV. und Ferdinand II. eingetreten, hatte Alles mit neuen Besorgnissen erfüllt. Und dadurch ward der Protestantismus in Deutschland gerettet. Es mag wohl sein, nahmen die andern katholischen Mächte an, daß Spanien-Habsburg den Protestantismus vernichten will, aber es wird ihn nur vernichten wollen, um davon eine reiche Erndte für sich selbst zu haben. Das will Niemand, nicht einmal der Stuhl zu Rom, daß diese furchtbare Macht von Spanien-Habsburg sich noch weiter erhebt, denn geschieht das, so ist auch wohl für alle andere Mächte, sie mögen nun protestantisch oder katholisch sein, der Tag des Unterganges vor Spanien-Habsburg nicht mehr fern. Richelieu mit seinen kalten Rechnungen kommt dazu. Der erachtet den Augenblick für

gekommen, wo zu Frankreichs Nutzen und Frommen Hauptschläge auf Spanien-Habsburg geführt werden könnten.

Schon am 8. Febr. 1635 ist zwischen Frankreich und Nord-Niederland ein enges Bündniß gegen Philipp IV. und Spanien geschlossen worden. Die südlichen Niederlande, ist dieses Bündnisses Inhalt, welche in Spaniens Gehorsam verblieben, sollen mit gemeinschaftlichen Kräften erobert, die Spanier ausgetrieben und diese Lande zwischen Frankreich und Nord-Niederland getheilt werden. Nach allen Richtungen hin will Richelieu die Grenzen Frankreichs vorschieben, hier nach dem Rheinstrome, dort nach der Schelde. Eine Kriegserklärung Frankreichs an Spanien, vielleicht auch eine Kriegserklärung Frankreichs an Ferdinand II., der übrigens auch schon jetzt theils mit heimlichen, theils mit öffentlichen Waffen von französischer Seite bekämpft ward, mußte nun mit Nächstem erwartet werden. In der That erklärte Frankreich am 26. Mai 1635 den Krieg an Spanien und französische Truppen rückten sofort in den spanischen Niederlanden ein. Mit der Kriegserklärung an den Kaiser wollte sich Richelieu nicht übereilen. Vor der Hand ließ er nur ein heftiges Geschrei darüber erheben, daß der Kaiser den Kurfürsten von Trier, den Schützling Frankreichs, gefangen halte, daß er die Freiheit deutscher Fürsten damit auf das empörendste verletze. Kaiser Ferdinand II. mußte einen offenen Kampf mit Frankreich beinahe als unvermeidlich ansehen. Richelieu wartete offenbar auf weiter nichts als auf eine ganz gelegene und ganz günstige Zeit, wo er anfangen könnte.

Unter solchen Verhältnissen war die Seele Kaiser Ferdinands II. einem Frieden mehr und mehr geneigt worden. Es ward ja je länger, je mehr unmöglich die alten, stolzen Entwürfe festzuhalten. Zum Verdienste kann es dabei dem

Kaiser kaum angerechnet werden, daß er diese Entwürfe endlich aufgab, daß er endlich zu einer Wiedervereinigung der Deutschen eine karge und zögernde Hand bot. Der Friede ging nicht aus seinem Innern hervor, kein Gefühl für das Vaterland, keine deutsch-nationale Gesinnung bewog ihn; es war einzig und allein die eiserne Nothwendigkeit, der er unwillig und zögernd nachgab. Im Angesichte der schwedischen und der französischen Macht war es eine reine Unmöglichkeit, das zu erreichen, was um den Preis der Hälfte des deutschen Herzblutes dem Kaiser Ferdinand II. früher nicht zu theuer gewesen.

So stehet der erste Mann da, der Deutschland den Prager Frieden geben wollte. Der zweite war Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen. Auch er ist wegen dieses Prager Friedens eben so oft als schwer angeklagt, beschuldiget worden, daß er die Interessen des Protestantismus in diesem Frieden mindestens zur Hälfte verrathen habe. Und doch stehet, selbst vom streng-protestantischen Gesichtspuncte aus, der Kurfürst unendlich höher als der Kaiser da, unendlicher deutscher und nationaler. Es ist wahr, der Kurfürst schließt einen Frieden mit dem Kaiser, der in gar manchen Puncten zu Ungunsten des Protestantismus lautet. Aber man muß nach den Gründen fragen, um derentwillen Johann Georg I. diesen Frieden schließt. Er thut es aus der tiefen Ueberzeugung, daß die Noth des Reiches auf den höchsten Punct gestiegen sei, daß diese Noth mit reißender Schnelle größer werden würde, wenn man noch länger kämpfen müsse, ja daß das Reich noch von den Fremden gänzlich vernichtet, eine Beute Schwedens, eine Beute besonders Frankreichs werden möchte, wenn die Deutschen sich nicht bald in Friede und Eintracht zusammenfänden. Von dem harten Sinne des Kaisers sind bessere Bedingungen nun

einmal nicht zu gewinnen. Man nehme die, welche er bewilliget; sie lassen doch den Protestantismus in dem Reiche bestehen, der Kaiser erklärt doch durch und in diesem Frieden, daß er seine alten Entwürfe auf die Vernichtung des evangelischen Glaubens, auf die Vernichtung des Reiches, seines Rechtes, seines Herkommens aufgegeben. Auch mag die Schlacht von Nördlingen große Sorgen in dem Kurfürsten aufgeregt haben. Es wäre doch nicht ganz undenkbar, daß Ferdinand II. zu seinen alten verwegenen Entwürfen zurückkehrte, die, wenn er sie auch am Ende wohl nicht hinausführen kann, doch neuen, unermeßlichen Jammer über Deutschlands Gaue ausschütten müssen. So sind offenbar die Gedanken Johann Georgs I. gewesen. Aus diesen Gründen hat er den Frieden, den er schloß, geschlossen, und man siehet, man fühlet, er ist ein guter deutscher Mann und Fürst.

In dieser Weise sind sich beide Theile entgegengekommen und es ist der vorläufige Friede von Pirna am 30. Mai 1635 in den Definitiv-Frieden von Prag verwandelt worden. In dem letztern waren mehrere Puncte noch zu größerem Ungunsten der protestantischen Partei gefaßt als in dem erstern. Der wesentliche Inhalt aber dieses Friedens wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Das Restitutions-Edict vom Jahre 1629 war einer der Hauptschläge gewesen, durch welche Ferdinand II. dem Protestantismus die Vernichtung angekündet. Dieses Restitutions-Edict ward nun durch den Prager Frieden stillschweigend zurückgenommen, denn er bestimmte, daß den Protestanten alle reichsmittelbare Stifter und Güter der römischen Kirche, die sie vor dem Passauer Tractat und dem Religions-Frieden von 1555 eingezogen, für immerdar verbleiben sollten. Solche reichsmittelbare Stifter, die erst später von den Protestanten

eingezogen und alle reichsunmittelbare, die zu irgend einer Zeit von ihnen gewonnen, sollten ihnen in den nächsten 40 Jahren friedlich ebenfalls verbleiben, dann ein gütlicher Vergleich darüber gemacht, und dafern ein solcher nicht zu Stande komme, die Protestanten nichts desto weniger in friedlichem Genuß und Besitz gelassen werden. Es war hier mit einigen Redensarten und Klauseln die förmliche Aufhebung des Restitutions-Edicts umkleidet, um eine ganz ausdrückliche Zurücknahme desselben zu vermeiden, die mit kaiserlicher Würde und Hoheit zu streiten schien. Ferner ward eine allgemeine Amnestie ausgesprochen, von der nach dem eisernen Willen des Kaisers doch wieder Böhmen und Kurpfalz ausgeschlossen, auch die Gültigkeit des Religions-Friedens für die Reichsstädte und die Reichsritterschaft ausbedungen. Das sind die Hauptpuncte des Prager Friedens und theils ausdrücklich, theils stillschweigend enthalten sie Dinge von der größten Wichtigkeit und Bedeutung. Der Religions-Friede von 1555 ist wiederhergestellt, der Protestantismus hat sein reichsgrundgesetzlich anerkanntes Dasein wieder, der Kaiser gelobt ihn nicht zu vernichten, der Kaiser gelobt, wieder auf den Weg des Gesetzes zurückzuschreiten.

Theils ausdrücklich, theils stillschweigend liegen diese hochwichtigen Puncte in Artikeln des Prager Friedens. Nachdem nun Kaiser Ferdinand II. gethan, was er gethan, ist eine Wiedervereinigung der Deutschen möglich; nun kann man wieder im nationalen Sinne und Geiste zusammenstehen. Darum fährt das Friedens-Instrument fort: es sollen nun alle deutsche Fürsten und Stände eingeladen werden, dem Vertrage, der zunächst zwischen dem Kaiser und Sachsen geschlossen worden, binnen zehn Tagen beizutreten, und Allen, die es thun werden, soll Alles, was sie im Kriege verloren, zurückerstattet werden. In derselben Weise sind auch die fremden Mächte,

Frankreich und Schweden, zum Beitritt aufzufordern. Wer nun aber den Frieden nicht annehmen will, der soll mit den Waffen gezwungen und zu dem Ende ein gemeinschaftliches Heer des Kaisers und des Reiches gebildet werden, dessen eine Hälfte von dem Kurfürsten, dessen zweite von dem jungen König von Ungarn befehligt. Man siehet, worauf Johann Georg I. hinaus will, eine Wiedervereinigung der Deutschen, Rettung des Reiches vor den Fremden erstrebt er. Der Kaiser gelobt noch einen Reichstag zu halten, keinen Krieg mehr gegen die Wahlcapitulation zu führen, Union und Liga sollen abgestellt sein.

Freilich giebt der Kurfürst das Haus von der Pfalz auf, freilich bedingt er nichts aus für die Protestanten in den österreichischen Landen, in den Gebieten der katholischen Fürsten und Stände, freilich bedung er nur wenig zu Gunsten der Protestanten in Schlesien aus, denen er so oft seinen Schutz versprochen und welche sich diesem Schutze so oft anvertraut. Im Uebrigen ward das Markgrafthum Lausitz, welches der Kurfürst bis dahin für seine in des Kaisers Dienst aufgewandten großen Kosten als Pfand besessen, ihm in dem Prager Frieden nun erb= und eigenthümlich, als böhmisches Lehn jedoch, überlassen. Auch wurden ihm noch vier magdeburgische Aemter, Querfurt, Burg, Jüterbock und Dahme, überlassen. Auch soll sein zweitgeborener Sohn August das Stift Magdeburg noch auf seine übrige Lebenszeit besitzen. Diese Dinge, durch welche Johann Georg I. allerdings persönliche Vortheile gewinnt, haben nun sicher dazu beigetragen, sein Betragen bei Vielen in ein falsches Licht zu stellen. Es haben viele angenommen, weil er persönliche Vortheile durch den Prager Frieden erlangt, wären die Interessen des Protestantismus von ihm aufgegeben worden. Aber der Kurfürst hat bei dem

Ganzen weiter nichts gethan, als daß er seiner persönlichen Vortheile auch mit gepflegt und gewartet, ohne das aufzugeben, um was es sich eigentlich handelte. Und fast alle Menschen haben zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen eben so gehandelt.

Viertes Kapitel.

Der Friede von Prag hat eine große, geschichtliche Bedeutung, denn er enthielt Wiederversöhnung der Deutschen unter sich selbst. Durch eine Fortsetzung des Kampfes war vielleicht noch möglich, die günstigere Stellung einzelner Puncte für den Protestantismus zu gewinnen. Aber wie theuer würde man nicht diese doch noch immer zweifelhafte und ungewisse Aussicht erkauft haben? Man hätte sie bezahlt mit dem längern Kriegs-Jammer, der damals so entsetzlich wüthete, daß es in unsern Zeiten selbst schwer ist, sich auch nur das grause Bild völlig zu vergegenwärtigen, man hätte sie mit der Gefahr, das Reich von den Fremden zerrissen zu sehen, erkauft, ja man hätte sie nur mit der Gefahr gewonnen, daß Kaiser Ferdinand II. bei wieder eintretenden günstigen Verhältnissen wieder auf seine alten Entwürfe zurückkomme und damit der Jammer des Reiches, das Elend der Nation so verlängert werde, daß ein Ende kaum noch abzusehen und ein allgemeiner Untergang erwartet werden mußte. War es da nicht besser, sicherer und deutscher dem Dräuen aller dieser so gefährlichen Dinge einen Riegel vorzuschieben, dem Kaiser durch einen beschworenen Frieden die Hände zu binden und die Fremden, wenn sie nicht in Güte gehen wollten, mit Gewalt zu vertreiben, die Ein-

tracht, die Ruhe wieder herzustellen, wenn das nun auch protestantischer Seits mit theuren und schweren Opfern, mit schmerzlichem Nachgeben, dem Katholicismus gegenüber, bezahlt werden mußte? So hatte Johann Georg I. gedacht, und das ist auch noch ein Schönes, ein Erfreuendes an dieser protestantischen Sache, daß sie, wo es nur möglich ist, sich immer so deutsch hält, wenigstens viel deutscher hält als die katholische Sache in Deutschland und von Deutschen gehalten wird.

Es ist wahr, die Hoffnungen, welche Johann Georg I. an diesen Prager Frieden geknüpft hatte, sind nur in einem sehr geringen Grade in Erfüllung gegangen. Er hatte gemeint, alle Fürsten und Stände würden sich an diesen Frieden anschließen und dadurch rasch eine Wiedervereinigung aller Deutschen gewonnen werden, welche in den Stand setze, sich der Fremden nöthigenfalls mit Gewalt zu erledigen, welche die heitere Ruhe des Friedens bald wieder in das unglückliche, zerrissene, blutende Vaterland, dessen Söhne sich mit wilder Wuth untereinander selbst zerfleischten, zurückführe. Sie gingen nicht aus, diese Hoffnungen; noch viele Jahre lang schüttete der Krieg alle seine Greuel über Deutschland aus. Aber die Dinge, durch welche das herbeigeführt ward, vermochte der Kurfürst nicht zu ändern, wenn sie vielleicht auch vorauszusehen waren. Sie lagen weit über seine Gewalt und Macht hinaus.

Daß der Kampf nun noch so viele Jahre hindurch fortgesetzt worden, davon tragen zuerst Schweden und Frankreich die Schuld. Was die erste Macht, was Schweden anlangt, so können die alten großen Gedanken Gustav Adolfs als nun völlig verschwunden angesehen werden. Nun wünscht man in Schweden freilich auch, etwas zu haben für die großen Opfer, die den Deutschen und dem Protestantismus gebracht worden,

man wünscht deutsche Länder an der Ostseeküste zu gewinnen und die schwedische Macht dadurch zu steigern. Aber so ganz selbstsüchtig, so ganz eigennützig, so habsüchtig wie Frankreich zeigt sich Schweden dabei doch nicht. Es kamen bald Augenblicke und Verhältnisse, in denen Schweden hätte bestimmt werden können, den deutschen Boden zu räumen, ohne mehr zu fordern und mehr zu erhalten als mit der Ehre Deutschlands verträglich. Es wird bald bemerkbar gemacht werden, daß diese Augenblicke leider verabsäumt und diese Verhältnisse nicht recht benutzt worden sind, ja es muß dann gesagt werden, daß man von Schweden Dinge begehrte, die es ohne Verletzung seiner Ehre den Deutschen, die wieder zum Kaiser getreten, nicht bewilligen konnte. Frankreich aber arbeitete auf die Fortsetzung des Krieges um des Krieges willen. Es mußte Krieg in Deutschland sein, damit das Haus Spanien-Habsburg verwirrt und geschwächt werde, damit Frankreich seine Entwürfe ungestörter ausführen könne. Je länger der Krieg in Deutschland brannte, je elender, je ohnmächtiger das Reich durch denselben ward, desto besser war es für Frankreich, desto sicherer die Hoffnung, französische Gewalt in den Niederlanden und am Rheinstrome auf Kosten des deutschen Reiches anzubauen. So scheint die beinahe satanisch-kluge Rechnung Richelieu's gewesen zu sein. Sicher ist, daß Frankreich besonders mit allen Mitteln und allen Kräften dahin arbeitet, daß der Krieg in Deutschland so lange als möglich dauern möge. Und nur zu gut sind diese Bestrebungen gelungen.

Johann Georg I. von Sachsen aber hatte Frankreich nicht in seiner Hand; es war ihm unmöglich zu bestimmen, welche Politik Frankreich haben sollte. Aber auch unter den Deutschen selbst herrschte verschiedene Ansicht über den Prager Frieden und auch hier war es dem Kurfürsten nicht möglich, die

Seelen der Menschen zu bestimmen. Wie oft war man nicht von dem Kaiser getäuscht worden, wie oft hatte er nicht seine innersten Gedanken in den gewaltthätigsten Handlungen hervortreten lassen! Wer sich daran lebhaft erinnerte, der konnte immer noch fürchten, der konnte es immer noch für eine Möglichkeit halten, daß der Kaiser, so wie sich nur die Umstände günstiger zeigten, so wie er etwa Schweden und Franzosen hinausgetrieben, zu seinen alten Entwürfen zurückkehre. Wo nun diese Stimmung vorherrschte, da mußte wohl der Frieden von Prag verworfen werden, als zu wenige Bürgschaften für die Zukunft bietend, als zu viel von dem Protestantismus opfernd und hingebend. In Sachsen selbst, an seinem eigenen Hofe, von seiner Gemahlin, von seinen Ständen mußte Johann Georg I. solche Klage vernehmen. Also war es kein Wunder, daß es noch Deutsche gab, welche den Prager Frieden nicht beitraten, welche mit Schweden und Frankreich fortkämpfen zu müssen glaubten. Es waren auch noch andere Deutsche, die aus unlauterern Gründen, bewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe des Krieges und der Fremden in dem Reiche emporkommen, erobern, sich ausbreiten zu können, fortkämpften. Die Meisten aber gingen auf die Gesichtspuncte ein, welche der Kurfürst von Sachsen genommen, daß man endlich einen Frieden unter den Deutschen machen müsse, wenn er auch für den Protestantismus ziemlich nachtheilig, nur damit der ungeheure Kriegs-Jammer aufhöre, oder doch eine sichere Aussicht, daß er bald aufhören werde, erlangt sei. So geschah, daß zuerst mehrere Fürsten und Stände sich bald an den Prager anschlossen. Ein kaiserliches Patent vom 12. Juni 1635 hatte auch allen Ständen die Annahme des Friedens binnen zehn Tagen anbefohlen. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg war nächst Sachsen der bedeutendste Reichs-

fürst, welcher zum Prager Frieden trat. Es stand das Aussterben des herzoglichen Hauses von Pommern bevor, Brandenburg hatte das Erbrecht, fürchtete aber, daß Schweden gewillt sei, sich in den Besitz dieses ihm wohlgelegenen Küstenlandes zu setzen. Der Kaiser dagegen gelobte, Pommern bei Brandenburg zu halten, und um so eher ward George Wilhelm für den Beitritt zum Prager Frieden bestimmt. Dann folgten Brandenburg-Culmbach, Braunschweig-Lüneburg, Sachsen-Weimar und Anhalt. Andere bedeutende Fürsten, wie Eberhard von Wirtemberg und Friedrich von Baden, beide von Land und Leuten getrieben, hätten sich gern gleich an diesen Frieden angeschlossen, wenn sie das nur ohne weitere Bedingungen vom Kaiser hätten erhalten können. In dem Verlaufe der Zeit ward die Anzahl der Fürsten und Stände, die sich wieder mit Ferdinand II. vereinigten, immer größer und größer.

Allenthalben aber, wo er genommen wird, scheint dieser Prager Friede nicht mit Freudigkeit von den Menschen begrüßt zu werden. Man nimmt ihn wie eine unabweisbare Nothwendigkeit, man nimmt ihn mit Mißtrauen gegen den Kaiser. Nicht allein das Vergangene, sondern auch das Gegenwärtige rechtfertiget dieses Mißtrauen noch immer. Wie die Heere Ferdinands II. sich wieder um diese Zeit siegreich am Rheinstrome ausbreiten, da ist das Erste, daß die Familie Friedrichs V. von der Pfalz unbarmherzig aus dem angestammten Erbe getrieben wird. Selbst katholische Fürsten waren wenig mit dem Frieden von Prag zufrieden. Mainz und Köln erklärten laut, daß Ferdinand II. abermals alle Satzungen des Reiches gebrochen, indem er ohne dessen Zustimmung, und besonders ohne die Zustimmung der Kurfürsten, mit Kursachsen einen Frieden aufgerichtet und sich dabei sogar selbst die Macht

beigelegt, alle, die diesen Frieden nicht alsbald annehmen würden, mit Gewalt der Waffen dazu zu treiben. In der That, es hatte dem Kaiser Niemand dazu die Macht gegeben, er hatte sie sich selbst genommen.

Indessen hätte es leicht geschehen können, daß der Prager Friede sich bald in einen allgemeinen verwandelt. Es war dazu kaum mehr als eine bessere, reinere Gesinnung Kaiser Ferdinands II. nöthig. Johann Georg I. wendete sich an Oxenstierna und begehrte, daß die Schweden nun den deutschen Boden räumen sollten. Er erkannte dabei dankbar die guten Dienste an, welche dem deutschen Protestantismus von den Schweden geleistet worden, und redete von einer billigen Satisfaction, die Schweden empfangen müsse. Aus mehrern Gründen war Schweden damals sehr zu einem Frieden geneigt. In dem langen Kampfe war Schweden furchtbar erschöpft; auch befürchtete man schon jetzo einen Bruch mit Dänemark, es lief ferner der Waffenstillstand mit Polen zu Ende, und König Wladislas von Polen schien einen neuen Krieg zu wünschen. Am Anfange des Sommers 1635 mußten daher unter Jacob de la Gardin 20,000 Streiter aus Schweden nach Preußen gesendet werden.

Unter diesen Umständen kam nun die Nachricht vom Abschlusse des Prager Friedens nach Schweden. Regierung und Stände waren sogleich für den Frieden, da die Deutschen selbst den Streit mit dem Kaiser aufgeben zu wollen schienen, und angenommen werden könne, daß der Kaiser seinen alten Entwürfen entsagt habe. Darin aber war man einig, daß der Friede nicht auf Kosten der schwedischen Ehre gewonnen werden dürfe. Daher könne man dem gebieterisch ausgesprochenen Willen des Kaisers und Sachsens, daß die Schweden Deutschland verlassen müßten, nicht nachkommen. Es müsse, so be-

gehre es Schwedens Ehre, ein förmlicher Friede zwischen Schweden und dem Kaiser geschlossen werden. Im Uebrigen solle von Deutschland weiter nichts begehrt werden als eine Geldentschädigung für die Armen und die Einräumung einer Stadt an der Seeküste, bis die Summen richtig abgezahlt. Auch wollte Schweden Ausdehnung der Amnestie auf alle deutsche Stände verlangen, eine Anforderung, deren Erfüllung auch sicher nothwendig war, wenn der Rechtszustand vollkommen nach Deutschland zurückkehren sollte. Alle Begehren Schwedens tragen den Stempel der Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. War diese letztere auch wohl weniger eine frei aus dem Innern hervorgegangene als eine durch andere Verhältnisse abgenöthigte, so war es doch des Kaisers und Sachsens Pflicht, die eingetretenen günstigen Umstände zu benutzen und auf die billigen und gerechten Anforderungen Schwedens sofort einzugehen.

Ehe nun aber Oxenstierna die Instructionen aus Schweden empfangen konnte, die nach ihrem Inhalte so eben angegeben worden sind, hatte Johann Georg I. bereits sein Heer gegen die Schweden in Bewegung gesetzt und war gegen Magdeburg vorgedrungen. Arnim befehligte dasselbe nicht mehr. Angeblich aus Unzufriedenheit mit dem Prager Frieden hatte er den sächsischen Dienst verlassen. Es standen die Sachsen jetzo unter den Befehlen des General Baudiß, der den schwedischen Dienst mit dem sächsischen vertauscht hatte.

Während des Vorrückens seines Heeres traf nun den Kurfürsten die Botschaft aus Schweden. Oxenstierna weigerte sich allerdings, mit dem Kurfürsten weiter zu unterhandeln als in so fern er als kaiserlicher Bevollmächtigter zu handeln beauftragt, da Schweden nicht durch eine Verhandlung mit Sachsen, sondern nur durch eine Verhandlung mit dem Kaiser

dazu gelangen könne, mit Sicherheit und mit Ehre aus diesem Kampfe zu schreiten. Sicher hätte Johann Georg I. gern gesehen, wenn den Schweden ihre nicht unbilligen Bedingungen erfüllt und damit dem Kriege ein baldiges und vollkommenes Ende gemacht würde. Aber es stand nicht in seiner Gewalt, diesen Frieden zu geben. Oxenstierna wendete sich unmittelbar nach Wien in einem Schreiben vom 17. Septbr. 1635 und erbot sich zu Friedensunterhandlungen auf die billigen Bedingungen, die bereits dem Kurfürsten mitgetheilt worden. Dieses Schreiben ist ohne alle Antwort geblieben. Die Waffen des Kaisers waren in diesem Augenblicke glücklich. In der Pfalz, ja am ganzen Rheinstrome standen die Scharen Ferdinands II. und Baierns wieder sieghaft da, selbst das wichtige Mainz war gefallen. Da mag in dem Kaiser die Hoffnung aufgegangen sein, daß doch noch etwas zu erreichen sei, daß er den Protestantismus noch um Vieles verkürzen, daß er nicht Alles zu geben brauche, was im Prager Frieden versprochen. Er will sich durch einen feierlichen Frieden mit Schweden nicht die Hände binden, zumal da die Schweden begehren, daß er noch Einiges nachgeben, alle vertriebene Fürsten, also auch die Familie Friedrichs V. restituiren müsse. Darum beantwortet er nicht einmal das Schreiben Oxenstierna's, darum hört er sie gar nicht, diese billigen und gerechten Anträge.

Es ist klar, auf wem die Schuld liegt, daß der jammervolle Krieg noch so viele Jahre forttobt. Der glückliche Augenblick, wo der leicht einen allgemeinen Frieden gewinnen konnte, der selbst Frieden und Versöhnung im Herzen trug, ward sündhaft verscherzt. Jener glückliche Augenblick aber ging vorüber. Durch französische Vermittelung ward der Ausbruch eines Krieges zwischen Polen und Schweden verhindert, und am 13. Septbr. 1635 ein neuer Waffenstillstand auf

26 Jahre zwischen Polen und Schweden zu Stumsdorf abgeschlossen. Schweden erkaufte ihn mit einem theuren Opfer, denn alle Eroberungen, die Gustav Adolf in Polnisch-Preußen gemacht, mußten herausgegeben werden. Dagegen aber konnten nun die Streitkräfte, welche gegen Polen bestimmt gewesen, anderwärtshin, nach Deutschland, gesendet werden. Schweden kam also durch den Stumsdorfer Waffenstillstand, dem Kaiser Ferdinand II. gegenüber, wieder in eine günstigere Lage. Selbst nachdem diese für Schweden günstigere Wendung der Dinge eingetreten, war man noch geraume Zeit ernstlich dem Frieden geneigt, wollte ihn aber freilich stets nur auf ehrenhafte Bedingungen und ohne treue Bundesgenossen, wie das Haus von der Pfalz, feig aufzugeben, abschließen. Der Kaiser war es, der in thörichter Verblendung solche Anträge von sich stieß. Da mußte nun in Schweden wohl die Kriegspartei wieder durchdringen mit dem Rufe und dem Verlangen, daß der Krieg, dessen Ende man sonder eigene Schuld auf ehrenhafte Weise nicht finden könne, fortgesetzt, und nicht umsonst fortgesetzt werden müsse.

Der Kurfürst von Sachsen aber war in ein Labyrinth hineingerathen, aus dem es kaum noch einen sichern Ausweg gab. Mit schöner Hoffnung hatte er den Frieden von Prag geschlossen, mit der Hoffnung, daß das Friedenswort auch bei dem Kaiser ein innerliches sei. Daß dem nicht so war, mochte er nun wohl bald erkennen, und doch war auch bei Frankreich und bei Schweden keine Hülfe, keine Rettung. Nun einmal in Feindschaft, in bittere Feindschaft mit Schweden gerathen, blieb keine andere Wahl als den Krieg gegen die Schweden fortzuführen, den Johann Georg I. auch im Herbst 1635 förmlich erklärte. Im Anfange ward dieser Krieg nicht ohne Glück geführt. Die Schweden unter Banner wurden bis

Mecklenburg hinaufgetrieben. Doch schon bei Dömnitz erlitten die Sachsen am 22. Octbr. 1635 einen schweren Verlust. Es kamen nun auch die Scharen aus Preußen unter Torstenson heran und die Schweden thaten einen furchtbaren Einfall in Brandenburg und Sachsen. Die schwedischen Heere waren nicht mehr, was sie unter Gustav Adolf gewesen. Auch sie hatte der lange Krieg verwildert und entmenscht; kaum standen sie jetzo an Grausamkeit, Wuth und Vertilgungssucht den Kroaten Isolani's nach. Leider muß man hinzusetzen, daß die schwedischen Heere jetzo größtentheils aus Deutschen bestanden. In den letzten Jahren des Krieges besonders waren es die Deutschen selber, die sich auf das wildeste unter einander zerfleischten.

Im Frühling des Jahres 1636 kam ein starker kaiserlicher Heerhaufe unter General Hazfeld und vereinigte sich mit den Sachsen. Magdeburg ward zur Uebergabe am 13. Juli 1636 genöthiget, und schon hatte es das Ansehn, als würde Banner vor einem weit überlegenen Feinde ganz weichen, von dem deutschen Boden weichen müssen. Banner aber, den Gustav Adolf unter seine besten Feldherrn gezählt und von dem er gesagt haben soll, daß er ihn am ersten ersetzen könne, wenn ihm etwas Menschliches begegne, bewieß, was in ihm war. Er faßte das ihm weit überlegene Heer der Feinde bei Wittstock in der Mark am 4. Octbr. 1636 und schlug es auf das Haupt. Besonders die kaiserlichen Truppen wurden in dieser Schlacht nicht geschlagen, sondern vernichtet. Johann Georg I. aber flüchtete sich nach diesem Schlage in sein Land zurück, und vor der Hand war die Aussicht, die Schweden schnell vom Reichsboden entfernen zu können, wieder in den Hintergrund getreten, bis die Wendung des Krieges eine günstigere werden würde.

Wie nun Schweden mit seinen billigen und gerechten Anforderungen thöricht und schnöde zurückgewiesen worden, war, besonders nach Banners Siege bei Wittstock, an ein baldiges Ende des Krieges nicht mehr zu denken. Auch eine Sinnesänderung Kaiser Ferdinands II., wenn sie eingetreten wäre, hätte nunmehr nicht frommen können. Sie trat aber auch gar nicht ein. Wenn er den Protestanten auch den Frieden von Prag bewilliget hatte, das ist doch nicht anzunehmen, daß es seine Meinung gewesen, in der Ausführung desselben den Protestanten Gunst zu erweisen und sehr gewissenhaft mit ihnen zu verfahren. Im Gegentheile sinnt er noch immer offenbar darauf, wie er ihnen so wenig als möglich wirklich gebe, wie es möglich sein werde, den Protestantismus doch noch tief herabzudrücken. Darum hat er auch dem Prager Frieden die seltsame, gebieterische Klausel „binnen zehn Tagen müßten alle Stände denselben annehmen" beigefügt. Wie viele haben das doch nicht gethan und diese zehn Tage nicht beachtet. Vielleicht kann man diesen später noch beikommen, vielleicht kann man diese später noch vernichten. Aber dazu braucht Ferdinand II. Krieg und Siege und deshalb hat er die billigen und gerechten Anforderungen Schwedens unbeachtet, unbeantwortet sogar gelassen. Und so mußte Schweden wohl den Kampf fortsetzen. Auch trieb Frankreich fortwährend dazu. Richelieu hatte nun den Krieg gegen Spanien in den Niederlanden eröffnen, französische Truppen in Graubündten, welches Land fortwährend von Spanien und von Habsburg theils gequält und theils bedroht war, einrücken und Verbindungen mit den kleinen italienischen Mächten anknüpfen lassen, damit der Krieg, der Angriff auf Spanien auch nach Italien getragen werden könne. Bei solchen Entwürfen Richelieu's war es für ihn von großer Bedeutung, daß der Krieg in Deutschland

nicht aufhöre. Darum hatte er schon am 28. April 1635 eine neue Allianz mit Schweden und am 27. Octbr. 1635 einen besondern Tractat mit Bernhard von Weimar geschlossen. Man bewilligte dem Weimar eine jährliche Subsidie von vier Millionen Livres und versprach ihm sogar die Landgrafschaft Elsaß als künftiges Fürstenthum. Durch diesen Tractat kam Bernhard aus der ihm verhaßten Abhängigkeit von Schweden heraus, gerieth dafür aber in die Abhängigkeit von Frankreich. Richelieu betrachtete von nun an das Heer Bernhards von Weimar wie sein eigenes, dem es an Unterstützung jeder Art nicht fehlen sollte. In Lotharingen, Elsaß, am Rheinstrome stritten Weimar und die Franzosen mit wechselndem Glück gegen Ferdinand II. und Maximilian I. Feldherrn, besonders gegen Gallas und Johann von Werth. Auch mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, welcher geraume Zeit geschwankt, ob er sich nicht dem Prager Frieden anschließen solle, schloß Frankreich am 21. Octbr. 1636 eine Allianz, darin der Landgraf sich anheischig machte, den Krieg gegen ein jährliches Hülfsgeld fortzusetzen. So suchte Frankreich, während das Heilbronner Bündniß auseinanderging, der eine Fürst ausdrücklich den Prager Frieden annahm, der andere in einer Art Neutralität den Ausgang erwartete, den Krieg in Deutschland in aller Weise fortzuerhalten. Kaiser Ferdinand II. erklärte nun aber auch am 28. Septbr. 1636 förmlich den Krieg an Frankreich, in einem Augenblicke, wo seine Sache allenthalben vortrefflich stand, er allenthalben Meister zu werden schien, denn die Schlacht von Wittstock war damals noch nicht geschlagen. Ein kaiserlicher Heerhaufe unter Gallas versuchte gleich darauf sogar in Frankreich selbst einzudringen, welches Unternehmen jedoch einen sehr üblen Ausgang nahm.

Aber auch dieser mißlungene Versuch und die Trauerkunde

von der Schlacht von Wittstock brachten den Kaiser noch nicht zu den Gesinnungen, die den Frieden für Deutschland schnell hätten ermöglichen können. Im Herbste des Jahres 1636 hielt Ferdinand II. einen Kurfürstentag zu Regensburg. Zwei Dinge von Bedeutung geschahen auf demselben. Zuerst setzte der Kaiser die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum künftigen König und Kaiser der Deutschen durch. Sie geschah am 22. Decbr. 1636. In gewöhnlicher Weise ward demselben eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er auch beschwur. Zweitens ward von dem Frieden gesprochen. Die Kurfürsten faßten den Beschluß, daß den Fremd-Mächten Frankreich und Schweden zu erkennen gegeben werden solle, wie sie den Reichsboden räumen müßten, darüber wären die Kurfürsten mit dem Kaiser vollkommen einig. Den Schweden wolle man besonders zu erkennen geben, daß sie keine Satisfaction zu fordern hätten, höchstens könnte ihnen eine Summe Geldes bewilliget werden. Auch solle diesen Fremd-Mächten weiter bemerklich gemacht werden, daß es in allen Stücken beim Prager Frieden verbliebe und das Reich seine unter sich gefaßten Beschlüsse der Entscheidung ausländischer Mächte nicht unterwerfen werde. Auf diesem Kurfürstentage stimmten nur Mainz, Köln, Baiern, Sachsen und Brandenburg. Der Kurfürst von Trier war gefangen, Kur-Pfalz vertrieben. Die Sprache der Kurfürsten war von dem Kaiser dictirt und sie konnte natürlich nur den Unfrieden, nicht den Frieden herbeiführen. Und sie war von Ferdinand II. darauf berechnet. Wäre es ihm ein voller und rechter Ernst mit dem Frieden gewesen, so würde er nicht gesäumt haben, auf die billigen und gerechten Forderungen, die Schweden an ihn gestellt, einzugehen.

Was war denn von schwedischer Seite begehrt worden? Man hatte verlangt, daß der Kaiser mit der Krone Schweden

einen besondern Frieden schließe. Nicht allein um der Ehre, sondern auch um der Sicherheit Schwedens willen konnte man von diesem Begehren nicht abstehen, denn wenn die Schweden aus Deutschland abziehen sollten, so mußten sie vor allen andern Dingen die Gewißheit haben, daß die Macht des deutschen Reiches ihnen fortan nicht feind, sondern befreundet sei. Diese Gewißheit war nicht anders als durch einen Frieden, der unmittelbar zwischen Schweden einer- und dem Kaiser im Namen des Reiches andererseits geschlossen, zu erreichen. Ueberdem war es schimpflich für den schwedischen Namen, auf ein bloßes drohendes Machtgebot des Kaisers und der Kurfürsten aus dem Reiche zu weichen. Noch schimpflicher wäre es gewesen, treue Bundesgenossen der Willkühr Ferdinands II. zu überlassen, und nicht minder war es bedenklich, aus Deutschland abzuziehen, ohne eine feste Bürgschaft empfangen zu haben, daß der ganze und volle Rechtsstand in dieses Reich zurückkehren werde. Darum hatte Schweden besonders noch begehrt, daß der Kaiser eine allgemeine Amnestie ertheile, darum hatte es verlangt, daß alle geächtete und vertriebene Fürsten in ihre Lande und in ihre Rechte wieder eingesetzt würden. Es ist kaum zu glauben, daß die Kurfürsten zu Regensburg die Billigkeit und Gerechtigkeit dieser Anforderungen, welche von Schweden früher aufgestellt worden, verkannt, und eben so wenig ist anzunehmen, daß sie nicht gefühlt und nicht gewußt, die Worte, welche sie jetzo zu den Fremdmächten sprächen, wären nicht Worte des Friedens, sondern Worte des Krieges. Aber Kaiser Ferdinand II. war jetzo wieder gewaltig und sie mußten sprechen, wie er zu sprechen gebot.

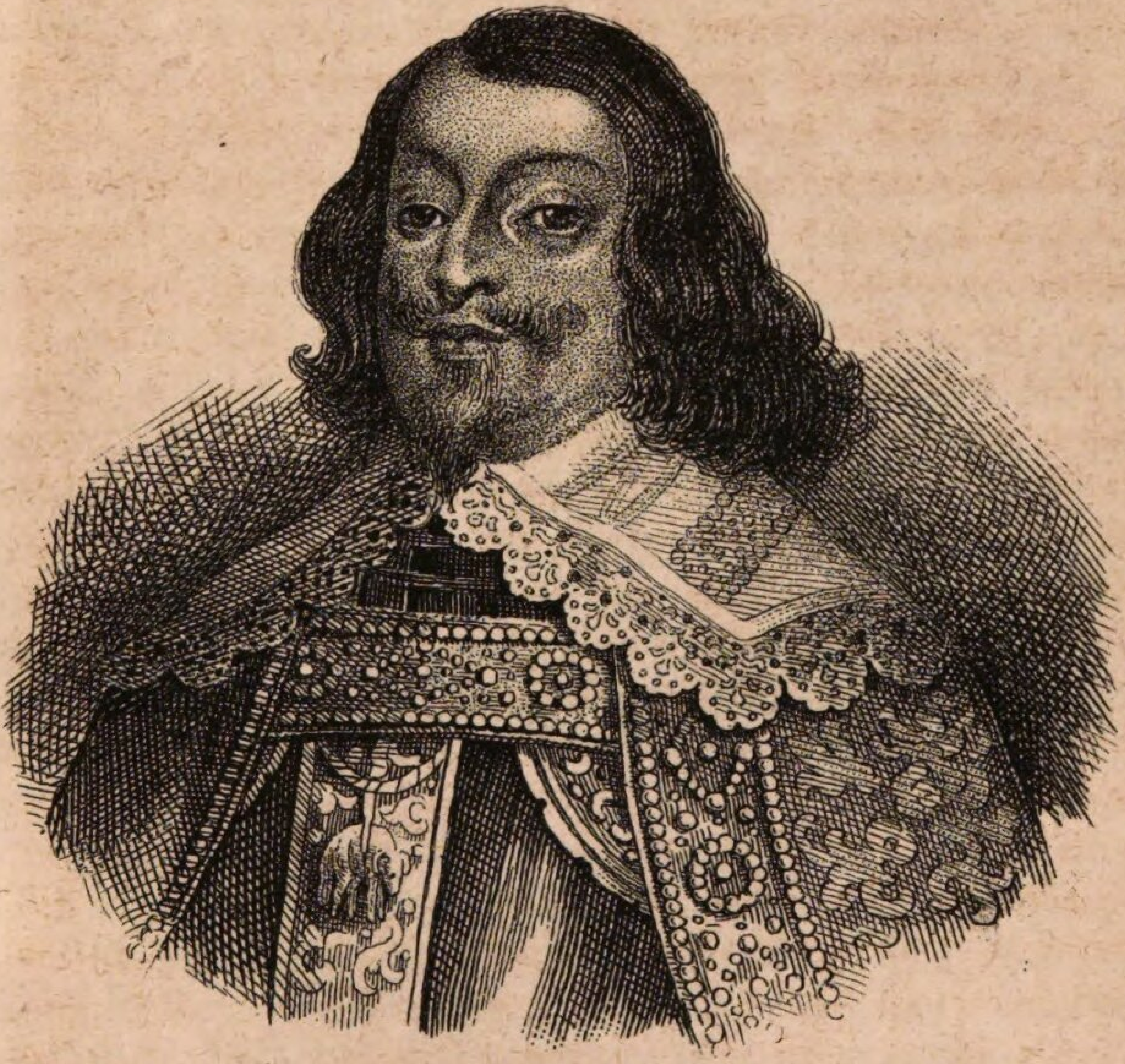
Das nun war das letzte Werk Kaiser Ferdinands II., denn nicht lange nachher ereilte ihn der Tod. Er starb am 17. Febr. 1637 im 59sten Jahre seines Alters. Kaum mag

es noch als nöthig erscheinen, daß ein besonderes Urtheil über diesen Fürsten aufgestellt werde, da die Geschichte, da seine eigenen Thaten so laut und vernehmlich sprechen. Was er gewollt, das legte der Verlauf der Ereignisse wohl sattsam dar; er wollte Vernichtung des Protestantismus und Vernichtung des alten Reiches. Die Vernichtung des Protestantismus ließen die Jesuiten, denen er blindlings ergeben, ihm als eine heilige Glaubens= und Gewissenspflicht erscheinen. Er übte diese gewähnte Pflicht sein Lebenlang mit einer Härte, ja mit einer Grausamkeit aus, die seinen Namen in die Reihe der größten Verfolger des Evangeliums und der evangelischen Kirche stellt. Aber wie groß diese Härte, diese Grausamkeit auch immer war, sie ging doch aus einer gewähnten Glaubens= und Gewissenspflicht hervor, und sie möge darum noch als menschlich entschuldiget, wenn auch keinesweges als gerechtfertiget angesehen werden. Die Vernichtung aber des alten Reiches, welche Ferdinand II. ebenfalls herbeizuführen beabsichtigte, kann auch eine solche Entschuldigung nicht für sich anführen, und noch weniger werden die Mittel es können, durch welche dieser Vernichtung Bahn gebrochen werden sollte. Stillschweigend oder ausdrücklich, was am Ende auf eins hinausläuft, hatte Wallenstein des Kaisers Gebot, die Menschen abzumartern und abzuquälen, bis ihre Widerstandskraft ab und todt, und sie dem neuen Kaiserthume sich schweigend würden fügen müssen. Die Verletzungen des im Reiche bestehenden Rechtes, des gesetzlichen Herkommens, die Kaiser Ferdinand II. begangen, waren eben so groß als unläugbar. Katholische Fürsten sagten es ihm eben so oft als es ihm von protestantischen gesagt worden, daß er das Bestehende, so weit er könne, theils schon vernichtet, theils es zu vernichten sinne. Wenn die Entwürfe des Kaisers nicht ausgingen und wenn das alte Reich

stehen blieb, sein Verdienst ist das sicher nicht gewesen. Vor der Unmöglichkeit nur ist er unwillig, langsam und zögernd zurückgetreten.

Die letzten Jahre aber des dreißigjährigen Krieges haben bei weitem nicht die Wichtigkeit der erstern. Damals, wo beide Parteien sich noch mit glühendem Eifer entgegenstanden, schien es, als werde und müsse eine große Entscheidung in Deutschland geschehen, und die nationale Einheit im Glauben und in der Kirche wiedergewonnen werden. Bald siehet es aus, als würde der Protestantismus sich noch das ganze Reich erobern, bald siehet es wieder aus, als werde der römische Katholicismus über der Vernichtung der protestantischen Kirche wieder das alleinige Herrnthum in dem Reiche gewinnen. Für die eine sowohl als für die andere Partei ist aber nunmehro, in den spätern Jahren dieses grausamen Krieges, die Aussicht und die Hoffnung, sich des Reiches und der Nation allein bemeistern zu können, verschwunden. Im langen und blutigen Kampfe sind die Gemüther ermattet und ermüdet worden, und wie bitter auch noch in den Herzen die alte Feindschaft brennt, es wünschen doch fast alle, daß der Waffenstreit aufhören und Protestantismus und Katholicismus wenigstens im äußerlichen Frieden wieder neben einander wohnen möchten. Wenn Frankreich nicht gewesen und wenn Ferdinand II. nicht die gute Zeit, wo Schweden einen Frieden auf die billigsten Bedingungen zu schließen bereit war, verabsäumt, nicht lange über den Prager Tractat hinaus würde der Kampf noch gedauert haben.

Kaiser Ferdinand III. aber, der Sohn und Nachfolger, mag im Ganzen genommen dieselben Gesinnungen gehegt haben wie sein Vater. Gegen den Protestantismus ist er nicht minder eifrig, und wo er kann arbeitet er auf dessen Ver-



FERDINAND III.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

nichtung. Die Protestanten in den östreichischen Landen mußten den katholischen Eifer Ferdinands III. bitter und oft genug empfinden. Aber die Entwürfe auf die allgemeine Unterdrückung des Protestantismus, die Entwürfe auf neue politische Macht und Größe sind nun einmal nicht mehr zu erreichen, und Ferdinand III. besitzt auch die innere Kraft und Energie seines Vaters nicht. Wohl kämpft auch er noch einige Jahre fort, aber immer schwächer und schwächer werdende Aussichten zwingen ihn endlich die Hand zu noch andern Bedingungen zu reichen, als sie in dem Frieden von Prag hingestellt worden. Der neue Kaiser erfüllte übrigens die Erwartungen, die viele Menschen von ihm gehegt, nicht. Man glaubte, weil, wenigstens unter seinem Namen, bei Nördlingen gesiegt worden, daß er sich selbst an die Spitze seiner Heere stellen werde. Aber er mochte sich selbst besser kennen, und überließ daher die Führung des Krieges seinen Generalen, unter denen Gallas, Piccolomini, Götz, Hazfeld, Savelli, Salis und Marazini noch die bedeutendsten waren. Keiner von ihnen konnte sich als Feldherr mit Tilly oder auch nur mit Wallenstein vergleichen. Johann von Werth, der Feldherr Maximilians von Baiern, erhob sich auch nur wenig über sie.

Auf zwei Hauptpuncten aber brannte der Krieg fort, am Rheinstrome, wo Bernhard von Weimar befehligte, im nordöstlichen Deutschland, wo der kühne Banner die Schweden befehligte. In der Mitte stand Wilhelm von Hessen-Cassel und nach dessen noch im Laufe des Jahres 1637 erfolgten Tode seine kräftige Wittwe Amalie Elisabeth. Oxenstierna war schon 1636 nach Schweden zurückgegangen und kehrte nicht wieder nach Deutschland zurück. Banner, jetzt Oberfeldherr der Schweden in Deutschland, unternahm nach dem Siege bei Wittstock am Anfange des Jahres 1637 einen furchtbar ver-

heerenden Zug nach Brandenburg, Sachsen, Thüringen und Franken. Gallas, des Kaisers Feldherr, kam endlich mit 60,000 Streitern heran und schon ward Banner mit seinen fünfmal geringern Streitkräften als verloren angesehen. Aber er rettete sich durch einen meisterhaften Rückzug nach Pommern. Gallas folgte ihm dorthin und man erwartete nun, daß die Schweden auch aus Pommern, ihrem letzten Zufluchtsorte, vertrieben werden würden. Aber der kaiserliche Feldherr verstand den Krieg nicht, und Banner erhielt im Frühling 1638 wieder bedeutende Verstärkungen aus Schweden. Nun ward Gallas von dem kühnen Schweden wieder angegriffen und allmälig bis Sachsen und Böhmen schimpflich zurückgejagt. Unterdessen war Bogislas XIV., Herzog von Pommern, bereits am 10. März 1637 gestorben und die Schweden betrachteten das Land, Erbe und Eigenthum George Wilhelms von Brandenburg, als Besitz und Eroberung. Brandenburg nahm nun deshalb auch thätigen Antheil am Kriege gegen Schweden.

Während nun Banner durch den Lauf des Jahres 1638 hindurch Gallas beschäftigte und zurücktrieb, war im März desselben Jahres das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden abermals erneuert worden. Bernhard von Weimar, der halb wie ein unabhängiges Kriegshaupt dastand und halb im Dienste Frankreichs, gewann nicht mindern Ruhm als Banner, der Schwede. Nachdem am Rheinstrome und an den Grenzen Frankreichs der Krieg lange ohne eine größere Entscheidung hin und hergegangen, ging Bernhard über den Rhein und griff am 3. März 1638 die Baiern unter Johann von Werth und die Kaiserlichen unter Savelli an. Ihre Schlachthaufen wurden nicht geschlagen, sondern vernichtet. Werth und Savelli selbst geriethen in Gefangenschaft. Bernhard

wendete sich darauf gegen die wichtige Festung Breisach und auch sie fiel am 19. Decbr. 1638 in seine Gewalt.

Größere Dinge hätten leicht von dieser Seite erreicht werden können, wenn nicht um dieselbe Zeit zwischen Bernhard von Weimar und dem französischen Hofe bittere, wenn auch äußerlich noch übertünchte Feindschaft und Spannung obgewaltet. Bernhard strebte darnach, sich im Elsaß ein auf dem Protestantismus ruhendes Fürstenthum aufzubauen, sich von Frankreich dereinst wieder ganz frei und unabhängig zu bewegen. Nur für seine, nicht für Frankreichs Zwecke wollte er die Hülfe, die Frankreich ihm gewährte, benutzen. Richelieu aber war zu fein, um nicht Alles zu gewahren, was in der Seele Bernhards vorging. Nur als Instrument Frankreichs hatte der Franzose den deutschen Fürstensohn früher angesehen. Und nun wollte sich dieser unabhängig machen und seine eigenen Entwürfe verfolgen! Daher betrachtete Richelieu von nun an Bernhard von Weimar mit großem Mißtrauen; die versprochenen Unterstützungen Frankreichs erfolgten theils nur spärlich, theils blieben sie ganz aus. Bernhard von Weimar, erkennend, daß er von Richelieu nichts mehr zu erwarten habe und nicht gemeint, sich als Instrument Frankreichs brauchen zu lassen, dachte nun daran, einen freien und eigenen Weg zu gehen. Er trat in Zusammenhang mit Banner und den Schweden, wie mit Hessen-Cassel, und ging im Juni 1639 über den Rhein, um die Unternehmungen Banners zu unterstützen. Der Schwede war im Frühling desselben Jahres nach Sachsen gekommen und hatte am 14. April 1639 die Sachsen und des Kaisers Heer bei Chemnitz abermals aufs Haupt geschlagen und sich hierdurch den Weg nach Böhmen gebahnt. Viele böhmische Flüchtlinge waren noch immer in dem schwedischen Heere. Banner selbst und diese Flüchtlinge erwarteten

und hofften, es werde nunmehro ein Erheben der protestantischen Böhmen erfolgen. Aber Böhmen war ab und todt, lag wie ein ausgebrannter Vulcan da. Es regte sich Niemand, selbst als Banner im Juni 1639 wieder auf dem weißen Berge vor Prag erschien. Zu schwach um die Stadt selbst anzugreifen, kehrte er nach Sachsen zurück.

Dort wartete er auf Nachrichten von Bernhard von Weimar und hoffte, zu hören, daß derselbe kräftig auf dem rechten Ufer des Rheines aufgetreten, um ihm die Hände zu reichen. Es kam aber eine ganz andere Botschaft. Bernhard von Weimar war am 18. Juli 1639 zu Neuenburg plötzlich gestorben. Er verschied mit dem Glauben, daß er vergiftet worden sei, und viele Umstände schienen diesen seinen Glauben zu bestätigen. Von wem das Gift gereicht worden, darüber läßt sich mit mathematischer Gewißheit nicht entscheiden. Das nur ist sicher und gewiß, daß die Franzosen sogleich bei der Hand waren und daß sie nicht kleine Früchte von dem Tode Bernhards von Weimar erndteten. Sie gewannen die Feldhauptleute des weimarschen Helden, daß sie dessen Heer nun förmlich in den Dienst Frankreichs hinüberführten, welcher Macht auch die Eroberungen, die Weimar gemacht, besonders die Eroberungen im Elsaß überlassen wurden. Darauf hatte ja Richelieu lange gesonnen, daß er die Grenzen des französischen Reiches bis an den Rheinstrom ausdehne.

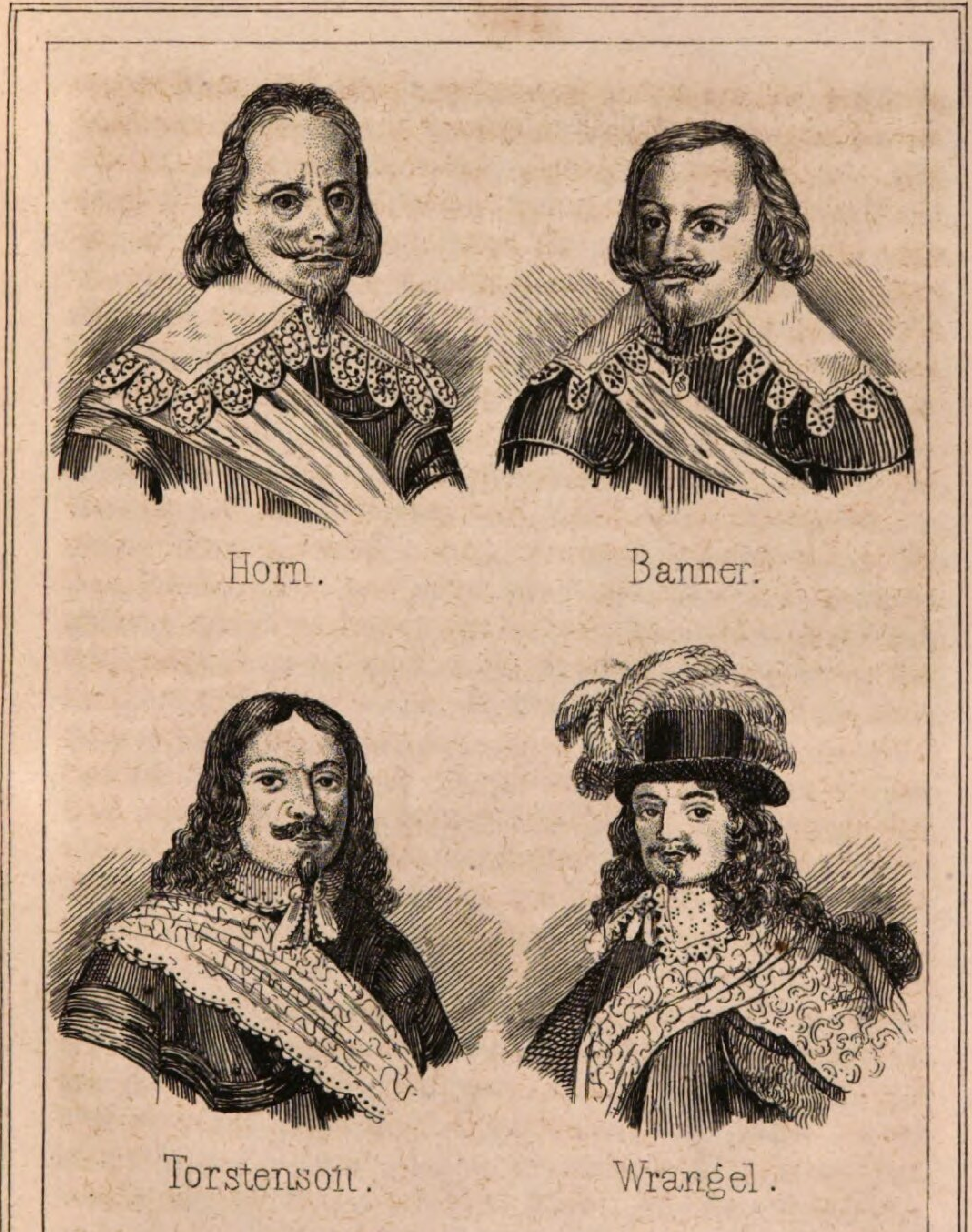
Obwohl nun Banner durch diese Vorgänge der Aussicht auf eine baldige Vereinigung mit dem weimarschen Heere beraubt ward, brach er doch im Herbste 1639 abermals in Böhmen ein. Die Schweden hielten den Winter über einen guten Theil Böhmens besetzt. Banner versuchte noch einmal Friedensunterhandlungen mit Kaiser Ferdinand III. anzuknüpfen. „Wenn der Kaiser allenthalben den Stand der Dinge

wiederherstelle, der 1617 gewesen und eine allgemeine Amnestie verkünde, wollten die Schweden in ihre Heimath zurückkehren und sich mit einigen Städten Pommerns begnügen." Von der Erfüllung dieser Anforderungen war Kaiser Ferdinand III. sehr weit entfernt. Noch immer war am kaiserlichen Hofe der jesuitische Geist nicht ganz verschwunden. Es möge noch fortgekämpft werden, dachte man dort, vielleicht ist doch noch etwas gegen den Protestantismus zu erreichen. Der unermeßliche Jammer Deutschlands ward bei dieser Rechnung nicht in Anschlag gebracht. Der Kaiser machte große Anstrengungen, die Schweden aus Böhmen zu vertreiben. Alte Streiter wurden herangezogen und neue geworben. Leopold Wilhelm, Kaiser Ferdinands II. zweiter Sohn, empfing statt des unfähigen Gallas den Befehl über das Heer, und im Frühling 1640 mußte Banner vor überlegenen Streitkräften wieder aus Böhmen weichen. Unterdessen hatte Richelieu das sonst weimarsche, nun französische Heer unter Longueville schon am Ausgange 1639 nach Deutschland gesendet, und zum erstenmale weheten die Fahnen von Frankreich im Herzen des Reiches. Hessen-Cassel vereinigte sich mit den Franzosen; auch Georg von Braunschweig-Lüneburg fiel vom Prager Frieden ab und föderirte sich mit Frankreich und Hessen-Cassel. Longueville ward durch Krankheit genöthiget, nach Frankreich zurückzukehren. Guébriant übernahm den Befehl über das französische Heer. Banner und Guébriant vereinigten sich im Mai 1640 bei Erfurt. Das kaiserliche Heer, von den Baiern unter Mercy verstärkt, kam nun auch nach Thüringen und verschanzte sich bei Saalfeld. Von keiner Seite ward ein entscheidendes Treffen gewagt; die Verödung des Landes nöthigte endlich Banner und Guébriant nach Hessen aufzubrechen. Dort standen die Heere sich abermals längere Zeit entgegen,

ohne daß von der einen oder von der andern Seite eine Schlacht gewagt worden. Mangel nöthigte nun die Kaiserlichen bald sich nach Franken zu ziehen. Damals, im Herbste 1640, sollen Banner und George von Lüneburg Gift bei einem Banquet empfangen haben. Mehrere andere Personen, die bei dem Banquet gewesen, starben plötzlich und unter bedenklichen Zuständen. Banner und George begannen zu kränkeln und starben ebenfalls binnen wenigen Monaten. Auch hier vermag man nicht zu sagen, auf wessen Anstiften das Gift gereicht worden, ja man kann nicht einmal mit aller Bestimmtheit sagen, ob es gereicht worden.

Unterdessen hatte Kaiser Ferdinand III. endlich, auf lebhaftes Drängen der Kurfürsten, einen Reichstag nach Regensburg berufen. Am 28. Juli 1640 ward er daselbst eröffnet. Der größere Theil der Fürsten und Stände wünschte sehnlich, daß ein allgemeiner Friede endlich möchte erlangt werden. Deshalb besonders hatten sie den Reichstag gewünscht. Kaiser Ferdinand III. zeigte aber nicht mehr Geneigtheit für den Frieden als Frankreich und Schweden. Den Antrag, das Friedenswerk gleich mit der Verkündigung einer allgemeinen Amnestie zu beginnen, den Antrag vor allen andern Dingen einen Waffenstillstand abzuschließen, wieß er auf das Bestimmteste zurück. Wünschten Frankreich und auch Schweden jetzo den Frieden nicht, weil sie durch die längere Dauer des Krieges noch über Deutschland Manches zu gewinnen hofften, so war sicher auch Kaiser Ferdinand III. nicht ohne Schuld an der Fortsetzung des Jammers. Das Jahr 1640 endete, ohne daß von der einen oder der andern Seite ein rechter Ernst für den Frieden gezeigt worden.

Am Anfange des Jahres 1641 brachen Banner und Guebriant plötzlich aus dem Norden Deutschlands auf und zogen



Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C^o. in Dresd.

Schwedische Heerführer.

durch Thüringen und Franken nach der Donau zu. Sie kamen vor Regensburg, sie würden die Stadt genommen und den Reichstag auseinandergesprengt haben, wenn nicht plötzliches Thauwetter das Eis der Donau, dessen sie sich als Brücke zur Erstürmung der Stadt zu bedienen gedacht, aufgeweicht. Banner begehrte nun von Guébriant, daß er mit ihm einen Einbruch in des Kaisers Erblande unternehmen solle. Der aber weigerte sich, fürchtend, daß Banner, wenn er sich zu weit von Frankreich und vom Rheinstrome entferne, das früher weimarsche, jetzt französische Heer in Schwedens Dienst herüberziehen werde. Guébriant wollte schon seit langer Zeit bemerkt haben, daß Banner mit einem solchen Gedanken umgehe. Nun zogen beide Heere, jedoch auf verschiedenen Wegen, wieder nach Sachsen zurück. Diese Trennung wäre für Banner beinahe verderblich geworden. Piccolomini und Mercy hätten ihn beinahe gefaßt und vernichtet. In Sachsen vereinigte sich Banner wieder mit Guébriant. Nun ward zuerst George von Braunschweig-Lüneburg am 2. April, bald darauf am 10. Mai 1641 auch Banner vom Tode übereilt. Sterbend bezeichnete Banner den Torstenson als den, welcher seine Stelle ausfüllen müsse. Torstenson aber befand sich jetzo in Schweden, denn es hatte ihm vor kurzer Zeit Urlaub wegen seiner Kränklichkeit bewilliget werden müssen. Das Heer in Deutschland, welches den Namen eines schwedischen führte, war geraume Zeit ohne eigentlichen Oberanführer und in der wildesten Unordnung. Erst im Herbste 1641 langte Torstenson mit neuer Mannschaft und neuem Geld aus Schweden und es gelang ihm die Ordnung wieder herzustellen. Guébriant hatte sich unterdessen an den Niederrhein gezogen, nachdem er am 29. Juni 1641 die Kaiserlichen bei Wolfenbüttel geschlagen. Franzosen und Schweden hatten niemals ein Herz

zu einander. Einer besorgte, daß der Andere ihn übervortheilen möchte, jeder fürchtete daher die Erfolge des Andern beinahe eben so sehr als die Siege des Feindes.

Die Seele Ferdinands III. mußte indessen dem Frieden wohl geneigter werden als früher. Es offenbarte sich ja immer deutlicher, daß nichts weiter würde gewonnen werden können. Auf den Stammvetter von Spanien, Philipp IV., war gar nicht mehr zu zählen. In den Niederlanden, in Italien war der selbst durch die Franzosen beschäftiget; ja sogar auf die pyrenäische Halbinsel selbst waren diese Franzosen eingedrungen. Denn am Ende 1640 war Katalonien gegen die spanische Regierung aufgestanden, und Richelieu, um Hülfe angerufen, leistete sie bereitwillig. In Deutschland hatte Kaiser Ferdinand III. den Schmerz zu sehen, wie durch seine Heere, troß einzelner Siege, doch, im Ganzen genommen, nichts Entscheidendes gewonnen ward. Auch hatte er den Schmerz zu sehen, daß Brandenburg am 24. Juli 1641 einen Waffenstillstand mit Schweden schloß. Kurfürst George Wilhelm war schon am 1. Decbr. 1640 gestorben, und Brandenburg war auf seinen Sohn Friedrich Wilhelm, der nachmals mit Recht der große Kurfürst genannt worden, übergegangen. Derselbe schloß den Waffenstillstand mit Schweden nicht allein, um seine Lande vor den gräßlichen Verheerungen dieses Krieges zu bewahren, sondern auch, um die drückende Abhängigkeit von Oestreich abschütteln zu können, in welche Brandenburg in seines Vaters letzter Zeit durch den zweideutigen Grafen von Schwarzenberg gerathen war. Es war keine Entschädigung für den Rücktritt Brandenburgs, daß nach dem Tode George's die braunschweigischen Herzoge wieder in die Neutralität traten.

Unter solchen Verhältnissen begann ein Nachgeben Kaiser Ferdinands III. gegen die Bitten und Anforderungen, die an

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Schlacht bei Breitenfeld, den 2. Nov. 1642.

Tod des schwedischen Generals Lilienhök.

ihn auf dem Reichstage zu Regensburg gestellt wurden. Aber freilich war es immer nur wenig, was er gab, freilich geschieht Alles, was er für den Frieden, für die Versöhnung that, immer nur halb, zweideutig und zögernd. Es ist, als erwarte er stets noch eine bessere Wendung des Krieges, als meine er, man müsse sich mit dem Frieden nicht übereilen, weil diese bessere Wendung immer noch kommen könne. Zuerst unterzeichnete er am 26. Aug. 1641 eine sogenannte allgemeine Amnestie, die indessen erst dann gültig werden sollte, wenn alle Stände des Reiches sich wieder mit ihm würden vereiniget haben. Seine unmittelbaren Unterthanen der Erblande, über welche früher die grausamen Strafurtheile ergangen, erklärte der Kaiser dabei von aller Begnadigung als ausgeschlossen. Auch die Familie von Kur-Pfalz sollte in dieser Amnestie nicht begriffen sein. Viele Stimmen hatten sich vergeblich für diese erhoben. Die Kur-Pfälzische Sache, begehrte Ferdinand III., müsse durch einen Privatvergleich geschlichtet werden. Darauf wurden auch die Vorschläge zu einer Friedens-Unterhandlung mit Frankreich und Schweden, die oft und von mehreren Seiten, besonders aber von Dänemark, gemacht worden, von Kaiser und Reich angenommen. Die Städte Münster und Osnabrück wurden zu den Friedensverhandlungen bestimmt. Hierauf ward der Reichstag zu Regensburg am 18. Octbr. 1641 geschlossen. In Hamburg kamen nun auch die Abgeordneten der kriegführenden Mächte zusammen und schon am 25. Decbr. 1641 genehmigten sie, daß die Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück beginnen sollten.

Aber weder bei Frankreich, noch bei Schweden, noch bei Ferdinand III. war es ein rechter Ernst, und so zögerten sie mit dem wirklichen Beginn der Friedenshandlung von einer Zeit zur andern. Meinte der Kaiser, daß er durch längere Fort-

setzung des Krieges sich und den Katholicismus in dem Reiche noch etwas besser werde stellen können, so kamen Frankreich und Schweden je länger, je mehr auf die Ansicht, daß sie den Krieg, der ja so meist mit deutschem Geld und mit deutschem Blut geführt ward, so lange als möglich fortführen müßten, um über das ermattete und entkräftete Reich der Deutschen so viel als möglich zu gewinnen. Selbst der mild gesinnte Urban VIII., der damals in Rom auf dem apostolischen Stuhle saß, hatte erfolglos den Rath ertheilt, daß man die Friedens-Verhandlungen vor allen Dingen mit dem Abschlusse eines Waffenstillstandes beginnen möge.

Das Zögern, so weit es an ihm lag, trug indessen dem Kaiser zunächst bittere Früchte. Wie ein Löwe erhub sich Torstenson im Frühling 1642 und brach in Schlesien ein. Des Kaisers Heer unter dem Herzog von Lauenburg ward am 31. Mai bei Schweidnitz aufs Haupt geschlagen, Lauenburg selbst gefangen genommen. Torstenson brach darauf in Mähren ein, von wo aus schwedische Scharen sogar bis in die Nähe von Wien streiften. Der Kaiser sah sich genöthiget wieder eine große Anstrengung zu machen, weniger für Sieg als für Rettung. Unter Leopold Wilhelm und Piccolomini stellte er dem Torstenson wieder ein großes Heer entgegen. Nun zog sich der Krieg allmälig aus Schlesien in die Lausitz, aus der Lausitz nach Sachsen. Torstenson suchte sich der Stadt Leipzig zu bemeistern. Um Leipzig zu retten, wagte Leopold endlich eine Schlacht, die er lange sorglich gemieden. So ward auf den Feldern von Breitenfeld bei Leipzig, wo einst Gustav Adolf gesiegt, zum zweitenmale in diesem Kriege am 2. Novbr. 1642 eine heiße Schlacht geschlagen. Torstenson gewann einen glänzenden Sieg und des Kaisers Heere hatten lange eine größere Niederlage nicht gesehen. Alles

Ludwig XIV.

Turenne.

Richelieu.

Mazarin.

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & C°. Dresden.

Geschütz und zehntausend Leichen ließ Peter Leopold auf dem Schlachtfelde. Er selbst entrann dem Tode nur durch einen Zufall. Ein Karabiner, schon auf seine Brust gesetzt, versagte den Schuß. Nach dem Siege bei Breitenfeld bemeisterte sich Torstenson am 8. Decbr. 1642 der Stadt Leipzig, welche erst 1650 von den Schweden geräumt worden.

An dem Ende dieses Jahres, am 4. Decbr. 1642 starb auch Richelieu, am Anfange des folgenden ging ihm auf der Todesstraße König Ludwig XIII. von Frankreich nach, der am 14. Mai 1643 starb. Die allgemeinen Verhältnisse erfuhren hierdurch keine Umgestaltung. Für den noch ganz jungen König Ludwig XIV. übernahm die Königin-Wittwe Anna Maria die Regentschaft. Mazarin, in Richelieu's Schule gebildet, leitete sie, und die französische Politik blieb, was sie gewesen. Der Kampf gegen Spanien, der Kampf gegen Habsburg muß fortgesetzt, die gräßliche Verwirrung nach Möglichkeit lange in Deutschland erhalten werden, damit Frankreich so viel als möglich gewinne, das waren die Gedanken, die auch nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Ableben sich in Frankreich forterhielten. Was Deutschland anlangt, so waren die in Schweden herrschenden Gedanken jetzo eben so wie die Gedanken der Franzosen. Es werde fortgekämpft, damit man über Deutschland so viel als möglich erreiche.

Bei solchen Gesinnungen Frankreichs und Schwedens ließ der Friede das jammernde Deutschland noch lange auf sich harren. Viele Unterhandlungen hatten herbeigeführt, daß bestimmt worden, am 11. Juli 1643 solle der Friedens-Congreß zu Münster beginnen. Die Gesandten Kaiser Ferdinands III. waren rechtzeitig eingetroffen, auch die spanischen und venetianischen kamen, langsamer und zögernder aber langte schon die Gesandtschaft Schwedens an. Endlich gekommen,

erklärte sie, daß vor der Ankunft der französischen Botschafter nichts begonnen, nichts unterhandelt werden könne. Und das ganze Jahr 1643 verlief, ohne daß die Franzosen eingetroffen.

Dagegen hatte sich Torstenson schon im Frühjahre erhoben und wieder einen furchtbaren Einfall in Böhmen und Mähren gethan. An der Elbe und Weser führte unterdessen sein Unterfeldherr Königsmark den Krieg mit gleichem Glück. Die Franzosen kämpften dabei im Süden des Reiches unter Guébriant fort. Neue Scharen waren ihm aus Frankreich unter Rantzau's Befehl zugesendet worden. Daher gedachte er das bairische Land mit Feuer und Schwert heimzusuchen, um Maximilian I. vom Bunde mit dem Kaiser abzuziehen. Guébriant starb aber am 24. Novbr. 1643, ehe das ausgeführt werden konnte, und der Befehl des Heeres kam an den unfähigen Rantzau. Der ließ sich bei Duttlingen von dem Heere, das unter Mercy stand, am 5. Decbr. 1643 überfallen und schlagen. Das französische Heer ward hierdurch genöthiget, sich über den Rhein zurückzuziehen. Torstenson aber ward in seiner Siegesbahn durch einen Befehl aufgehalten, der ihm im Herbste 1643 aus der schwedischen Heimath unerwartet zukam. Die Regierung von Schweden hatte während dieser Ereignisse beschlossen, plötzlichen Krieg gegen Christian IV. von Dänemark zu erheben. Die Dänen machten damals bedeutende Rüstungen und es schien, als wollten sie nicht dulden, daß Schweden sich eine Macht in Deutschland gewinne, die später für Dänemark drohend werden konnte. Darum beschloß man in Schweden, den Dänen zuvorzukommen und sie plötzlich zu überfallen, ehe sie ihre Rüstungen vollendet. Man wollte sie niederwerfen und besiegen, damit Schweden nicht durch sie und ihre Mitwirkung um die Früchte gebracht würde, die man vom deutschen Kriege hoffte. Ganz am Ende des Jahres brach

nun Torstenson aus des Kaisers Landen, wo er sieghaft stand, auf und rückte in Holstein und Schleswig ein. Bald breiteten die Schweden ihre siegreichen Waffen bis nach Jütland aus. Zu Wasser und zu Lande brannte auch im Jahre 1644 heftiger Krieg zwischen Schweden und Dänemark, in dem König Christian IV., obwohl schon im Greisenalter, mit ritterlicher Kühnheit kämpfte, fort.

Für Deutschland hörten durch den Abzug Torstensons nach Dänemark die Leiden des Krieges nicht auf. Schwedische Besatzungen und Garnisonen waren an vielen Orten zurückgeblieben, und Frankreich sorgte dafür, daß es immer Jammer, Noth und Krieg in Deutschland gäbe. Unter Enghien, Gramont und Turenne erscheinen gleich am Anfange des Jahres 1644 französische Scharen wieder auf beiden Seiten des Rheines. Der tapfere und kluge Mercy war nicht im Stande ihre Fortschritte aufzuhalten. Auch dem Kaiser hatte Torstensons Abzug nicht viel genützt. Denn, aufgestachelt von Frankreich, war, ebenfalls gleich am Anfange des Jahres 1644, Ragoczy, der Fürst von Siebenbürgen, mit großer Heeresmacht in den Theilen Ungarns, wo Ferdinand III. König war, eingebrochen. So ward derselbe genöthiget, einen guten Theil seines Heeres gen Ungarn zu entsenden, denn Ragoczy schien ein zweiter Bethlen Gabor werden zu wollen.

Doch hoffte Kaiser Ferdinand III., nachdem der Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen, einen großen Schlag ausführen zu können. Einen andern Theil seines Heeres sendet er unter Gallas nach Jütland. Mit den Dänen vereiniget, sollte dieser den Schweden unter Torstenson den Todesstoß geben. Zwischen zwei Feuer sollten sie gefaßt und vernichtet werden. Gallas vereinigte sich nun auch in Jütland wirklich mit den Dänen, führte aber, wie immer,

seine Sachen so ungemein schlecht, daß die Dänen über ihn erbittert wurden, Torstenson aber einen Vortheil nach dem andern gewann. Mit Schimpf und Schande, nachdem sein Heer halb vernichtet, mußte sich Gallas wieder nach Deutschland zurückziehen. Torstenson folgte ihm und trieb ihn allmälig bis nach Böhmen zurück. Kaiser Ferdinand III. entsetzte den immer unglücklichen Gallas noch einmal vom Heerbefehl und stellte den General Hazfeld an die Spitze. Dieser wagte bei Jankau in Böhmen am 6. März 1645 eine Schlacht, was Gallas stets vermieden. Und abermals erlitten hier die Waffen des Kaisers eine furchtbare, erschütternde Niederlage. Hazfeld selbst ward gefangen, das Heer fast vernichtet. Kaiser Ferdinand III. befand sich eben in Prag; angstvoll flüchtete er bei dem unglücklichen Ausgange dieser Schlacht nach Wien. Torstenson sendete nun Helmud Wrangel wieder nach Jütland zurück, um den Krieg gegen die Dänen fortzusetzen. Auch ward Dänemark bald genöthiget, den Frieden von Brömsebro am 18. Aug. 1645 mit Schweden abzuschließen.

Einen Augenblick schien es, als müsse Kaiser Ferdinand III. der größten Noth verfallen. Böhmen, Mähren, ja selbst Oestreich waren nach der unglücklichen Schlacht bei Jankau den wilden Verheerungen des schwedischen Heeres Preis gegeben. Einmal erschienen die Schweden sogar im Angesichte von Wien. Torstenson setzte sich aber besonders in Mähren, wo er Brünn belagerte, fest; Ragoczy, der Fürst von Siebenbürgen, stand schon sieghaft in Ungarn, und es war verabredet, daß die Heere Schwedens und Siebenbürgens sich vereinigen sollten. Turenne hatte vom französischen Hofe Befehl empfangen, einen kräftigen Angriff nach der Donau hin zu unternehmen, und der Kaiser mußte befürchten, daß diese drei furchtbaren Feinde sich im Herzen seiner Staaten vereinigen

Lith. u. Druck v. Ed. Pietusch & Co. Dresden.

Schlacht bei Jankau (6. März 1645).
Sieg des kranken Torstenson.

könnten. Durch einen seltsamen Fall ward der Kaiser noch aus der großen Noth gerettet, die ihm hierdurch hätte bereitet werden müssen. Sultan Ibrahim, der jetzo auf dem Throne der Osmanen saß, bedrohete, obwohl es der Türken eigener Vortheil war, wenn der Kaiser geschwächt ward, doch den Fürsten von Siebenbürgen sogar mit Krieg, wenn er Ferdinand III. nicht unbeunruhiget lasse. Dadurch ward Ragoczy genöthiget am 16. Aug. 1645 Frieden mit dem Kaiser zu schließen. So erhielt Ferdinand III. von dieser Seite freie Hand, und jene große Gefahr, die einen Augenblick gedroht, verschwand. Doch konnten die Schweden nicht gehindert werden, ihre Winterlager in Böhmen, Mähren und Schlesien zu nehmen. Die Franzosen hatten in diesem Jahre mit wechselndem Erfolge gestritten, endlich aber bei Allersheim am 3. Aug. 1645, in welcher Schlacht Mercy den Tod fand, einen nur zweifelhaften Sieg erstritten.

Johann Georg I. aber von Sachsen hatte in eben dieser Zeit, am 27. Aug. 1645, Waffenstillstand mit Schweden geschlossen, um nur einige Schonung seines wildverheerten Landes zu gewinnen. Die Leiden des Krieges, die auf Deutschland lagen, waren überhaupt unermeßlich. Ganze Städte waren fast menschenleer, ganze große Districte boten das Bild der traurigsten Verödung dar. In Sachsen war die Bevölkerung auf die Hälfte, in Böhmen auf ein Viertheil, in Würtemberg gar auf ein Zehntheil des früheren Bestandes zusammengeschmolzen. Namenloses Elend lag auf Deutschland; aber eine weitere Schilderung desselben könnte eben so wenig erfreuen oder belehren, als ein oftmaliges Erinnern an die Greuel und die Verbrechen, durch welche dieses Elend erzeugt worden.

Unterdessen waren nun zwar am Anfange des Jahres

1644 die Botschafter von Frankreich endlich auf dem Friedens-Congresse eingetroffen, aber die Geneigtheit Frankreichs jetzo schon einen Frieden zu schließen, war höchst gering. Wenigstens wollte man keinen andern Frieden als einen solchen, der zuerst ein möglichst großes Stück von Deutschland an Frankreich bringe, dann aber auch die politische Verfassung Deutschlands so ändere, daß Frankreich in Zukunft leichten Eingang in dem Reiche gewinnen könne. Die Franzosen erhuben daher eine Schwierigkeit über die andere, so daß man erst am Anfange 1645 bis zum Anfange der wirklichen Unterhandlungen gelangte. Auch Kaiser Ferdinand III. war hierbei keinesweges ohne Schuld. Lange hatte er nicht zugeben wollen, daß die Reichsstände Theil an den Unterhandlungen nähmen, wogegen Frankreich und Schweden erklärt, daß sie ohne diese gar nicht weiter verhandeln würden. Das schlechte Glück seiner Waffen im Laufe des Jahres 1645 hatte den Kaiser endlich genöthiget, hier nachzugeben. Am Ende desselben war aber unter langweiligen Streitigkeiten, Vorschlägen und Antworten noch nichts für den Frieden gethan. Es war eine doppelte Verhandlung zu Osnabrück zwischen Schweden und dem Kaiser nebst der katholischen Partei des Reiches, zu Münster zwischen Deutschland und Frankreich.

Also tobte der Krieg noch in die folgenden Jahre hinein. Torstenson, immer von Krankheit und Körperschwäche gepeinigt, legte am Anfange des Jahres 1646 das Commando nieder und Karl Gustav Wrangel übernahm es. Da Kur-Brandenburg und Kur-Sachsen die Waffen niedergelegt hatten, konnte Wrangel die schwedischen Waffen wieder in den Süden des Reiches tragen. Dort vereinigte er sich mit den Franzosen unter Turenne. Die Macht Kaiser Ferdinands III. war durch die letztempfangenen Schläge tief heruntergebracht. Fast al-

lenthalben blieben seine zusammengeschmolzenen Scharen im Jahre 1646 im Nachtheil. Er zog sie nach Böhmen zurück, um sie noch einmal wiederherzustellen und zu mehren. Dadurch ward Baiern blos gegeben und Wrangel drang im Novbr. 1646 mit furchtbaren Verheerungen in Baiern ein. Maximilian I. von Baiern, einer von denen, die den Jammer Deutschlands besonders verschuldet, weil er nur auf die Rathschläge der Jesuiten gehört, sah sein Land abermals in eine Brand= und Blutstätte verwandelt und das Herz wollte ihm brechen, denn auch die Hoffnung, das römische Kirchenthum noch allen Deutschen aufzuzwingen, war nicht mehr zu hegen und zu nähren. Frankreich bot einen Waffenstillstand und Maximilian I. von Baiern nahm ihn am 14. März 1647 an, nachdem er den Kaiser nicht hatte bewegen können. Beinahe wäre hierüber zwischen Baiern und dem Kaiser ein völliger Bruch erfolgt, Ferdinand III. behauptend, daß das Heer Maximilians I. zugleich ein Reichsheer sei, versuchte sogar die Treue der bairischen Truppen zu verführen und sie zu sich herüberzuziehen.

Mit Maximilian I. zugleich hatte auch sein Bruder Ferdinand, Erzbischof und Kurfürst von Köln, den Waffenstillstand geschlossen. Aber es währte nicht lange und Reue überfiel die Baiern, daß sie von dem Kampfe zurückgetreten, denn nun stimmten bei den Verhandlungen in Münster und Osnabrück, die unterdessen ernstlicher betrieben wurden als früher, Frankreich und Schweden einen höheren Ton an. Schon am 14. Septbr. 1647 kündete daher der Kurfürst von Baiern den Schweden diesen Waffenstillstand wieder auf. Während dieser Zeit war Wrangel in Böhmen eingedrungen und kämpfte mit Glück gegen Johann von Werth, den der Kaiser in seine Dienste genommen, und Melander, Grafen von Holzapfel, der,

früher hessischer General, ebenfalls zum Kaiser übergetreten. Der Noth Ferdinands III. machte des Baiern Sinnesänderung bald ein Ende. Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes kam das Heer Maximilians I. unter Gransfeld dem Kaiser zu Hülfe und Wrangel mußte sich nach Niedersachsen zurückziehen. Melander folgte ihm dorthin nicht, sondern zog nach Hessen, um sich an seiner frühern Fürstin und Herrin, der Landgräfin von Hessen-Cassel, durch wilde Verheerung ihres Landes zu rächen. Unterdessen kamen die Franzosen unter Turenne bald herbei und trieben Melander zurück. Schweden und Franzosen vereinigten sich abermals, und im Frühling des Jahres 1648 brachen nun beide mit 40,000 Streitern gegen Baiern auf.

In der Nähe von Augsburg, beim Flecken Zusmarshausen, wagte Melander gegen sie am 17. Mai 1648 eine Schlacht, in der er Sieg und Leben zugleich verlor. Es war wieder eine schwere, entscheidende Niederlage, welche die Waffen des Kaisers und Baierns erfuhren. Von einem kaiserlichen und einem bairischen Heere konnte seitdem kaum noch eine Rede sein, denn sie waren auf einige tausend Krieger zusammengeschmolzen. Wrangel und Turenne brachen nach diesem Siege furchtbar in Baiern ein, also daß Maximilian I., schon ein hochbetagter Greis, kaum wußte, wohin er mit einiger Sicherheit das Haupt legen sollte. Ein Theil aber des schwedischen Heeres war nach der Schlacht bei Zusmarshausen unter Königsmark nach Böhmen gesendet worden. Durch Ueberraschung nahm dieser verwegene Kriegsfürst am 26. Juli 1648 die Kleinseite von Prag ein. Auf das entsetzlichste wütheten die Schweden mit Mord und Raub in dem Theile von Prag, den sie genommen. Von da aus beschossen sie das übrige Prag unaufhörlich mit glühenden Kugeln, ohne jedoch die Stadt bezwingen

Lith. u. Druck v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Belagerung von Prag unter Königsmark (1648).

zu können. Pfalzgraf Karl Gustav brachte im Herbste 1648 frische Schlachthaufen aus Schweden nach Böhmen hinein, als sollte die zerstörende Flamme des Krieges noch einmal furchtbar emporschlagen. Da kam die ersehnte Botschaft, daß zu Münster und Osnabrück der Friede abgeschlossen worden.

Nur durch die fast allgemeine und totale Erschöpfung aller kriegführenden Parteien war der Abschluß desselben am 24. Octbr. 1648, eine Möglichkeit geworden. Vier Hauptpuncte enthält dieser wichtige Tractat. Der erste betraf die Begütigung der Fremd-Mächte. Frankreich erhält vom Reiche die Abtretung von Metz, Toul und Verdun, die Landgrafschaft in Ober- und Nieder-Elsaß, die, dem Hause Habsburg bisher gehörig, keinesweges ganz Elsaß umfaßte, die Gerichtsbarkeit über zehn kleine Reichsstädte und mehrere andere, unbedeutendere Besitzungen und Rechte im Elsaß. Zwar ward den Franzosen nicht ganz Elsaß überantwortet, aber Thor und Thür zur künftigen Besitzergreifung des Ganzen ward ihnen doch aufgethan. Schweden aber empfing die Insel Rügen und den beiweitem größten Theil von Pommern, dazu noch die Stifter Wismar, Bremen und Verden, Alles als Reichslehn und als künftiges Glied des deutschen Reiches. Außerdem ward für Schweden auch eine Geldentschädigung von fünf Millionen Thaler ausbedungen. Die Opfer, welche man den Fremd-Mächten bringen mußte, waren nicht leicht, und doch waren sie gegen die ersten Anforderungen, die von diesen früher gestellt worden, noch gering. Schweden hatte erst ganz Pommern und ganz Schlesien begehrt. Die Eifersucht, welche Schweden und Frankreich stets gegen einander hatten, der lebhafte Wunsch, von dem die Königin Christine von Schweden, die im Jahre 1644 selbstständig die Regierung angetreten, beseelt war, zu irgend einem Frieden baldigst zu gelangen, führte

glücklicherweise herbei, daß Deutschland noch mit so billigen Preisen loskam.

Der zweite Hauptpunct regulirte die territoriellen Verhältnisse des Reiches, welche durch die gesetzwidrigen Maßregeln Kaiser Ferdinands II. und durch den Gang des Krieges selbst so vielfach gestört worden. Alle ausgesprochene Aechtungen wurden cassirt und eine allgemeine Amnestie gegeben, wodurch alle vertriebene Fürsten in ihre Lande zurückkamen. Das Haus Friedrichs V. ward indessen nur in der untern Pfalz restituirt, die obere Pfalz blieb mit der Kurwürde bei Baiern. Für das pfälzische Haus ward eine neue achte Kur aufgerichtet. Die Reichsstadt Donauwörth dagegen ward gar nicht restituirt und wegen ihr nur bestimmt, daß die Sache auf dem nächsten Reichstage vorzunehmen. Brandenburg empfing für den Verlust, den es an Pommern erlitt, die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer. Andere territorielle Anordnungen waren von geringerm Belange.

Der dritte Hauptpunct bezieht sich auf Reichs-Verfassung und Reichs-Ordnung, wobei Frankreich besonders eine für Deutschland unheilsame Thätigkeit bewiesen hatte. Es kam den Franzosen darauf an, das Reich noch viel lockerer zu machen als es schon früher gewesen, damit sie in Zukunft, wie es denn nun auch wirklich geschehen, leichten Eingang in demselben gewinnen könnten. Die darauf gerichteten Bestrebungen Frankreichs wurden von vielen Fürsten und Ständen selbst eifrigst unterstützt. Nach den bitteren Erfahrungen, die mit Ferdinand II. gemacht worden, mußten sie freilich wünschen, daß das Reich, welches so gemißbraucht worden, so schwach als möglich werde, damit dasselbe nicht noch einmal gemißbraucht werden könne. Daher ward nun festgesetzt, daß

Fürsten und Stände künftig das Recht haben sollten, sich auch mit ausheimischen Mächten zu föderiren, nur dürften solche Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. War nur erst im Allgemeinen das förmliche Recht der Fürsten, sich mit Fremden zu verbünden, anerkannt, so konnte Frankreich ja wohl hoffen, den Zusatz und die Klausel „nur dürfen die Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein," auch noch unschädlich zu machen. Außerdem empfingen nun auch die Reichsstädte eine entscheidende Stimme in den Angelegenheiten des Reiches, und noch mußte der Kaiser versprechen, bei allen Sachen des Reiches nicht allein der Entscheidung der Kurfürsten, sondern überhaupt aller Fürsten und Stände zu folgen, namentlich und besonders, wo es um Krieg, Frieden, Waffnung und Besteuerung sich handele. Die Schweiz und die Niederlande wurden aller Verhältnisse mit dem Reiche der Deutschen für gelößt erklärt. Durch die Schweiz, die Niederlande und Elsaß verlor Deutschland die Vertheidigungspuncte gegen Frankreich.

Der vierte Hauptpunct endlich betraf die Anordnung der kirchlich-religiösen Verhältnisse des Reiches. Der Religions-Friede vom Jahre 1555 ward wiederhergestellt und nun auch auf die calvinischen (reformirten) Fürsten und Stände ausgedehnt. Die katholische Partei gewinnt dabei eine feierliche Anerkennung des sogenannten geistlichen Vorbehalts, durch welchen bestimmt worden, daß katholisch-geistliche Herren, wenn sie protestantisch werden, damit sogleich ihre geistlichen Stellen und ihre fürstliche Macht verlieren. Die protestantische Partei dagegen gewinnt die Bestimmung, daß künftig auf den Reichstagen über religiös-kirchliche Angelegenheiten nicht durch Stimmenmehrheit, sondern durch Stimmeneinhelligkeit zu entscheiden sei. Es hatte aber an der Aufstellung dieser Puncte nicht

genug sein können. Viele andere, hochwichtige Fragen hatten noch zu irgend einer Entscheidung gebracht werden müssen. Seit langer Zeit, schon seit dem Anfange der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, ganz besonders aber seit den letztverwichenen Jahrzehnten, seit 1620 und der Schlacht auf dem weißen Berge, hatte der Katholicismus in dem deutschen Reiche eine Gegenreformation vorgenommen und sie gewaltsam durchgesetzt. Ganze große Gebiete, ganze Stämme der deutschen Nation waren dem Protestantismus entrissen worden. Es konnte von protestantischer Seite keine Rede davon sein, das verloren Gegangene zurückzugewinnen. Nur von der Zukunft besonders und von der nächsten Vergangenheit konnte die Rede sein. Also ward die Bestimmung aufgestellt und angenommen, daß, wo im Jahre 1624 protestantischer Gottesdienst gewesen, wo er erst nachher gewaltsam unterdrückt worden, er wiederherzustellen sei. Kaiser Ferdinand III. rettete dadurch den früher als im Jahre 1624 in Böhmen, Mähren und Oestreich wiederhergestellten Katholicismus. Um keinen Preis würde er diesen sich haben entreißen lassen. Dasselbe Normaljahr 1624 war auch für die katholischen Stifter angenommen worden. Die, welche in diesem Jahre, auf welche Art und Weise es auch immer damit gekommen sein möge, sich in den Händen der Protestanten befunden, die sollten ihnen verbleiben.

Also endete der ungeheure Kampf, an dessen Folgen Deutschland noch lange blutete. Er war der härteste Schlag, den die deutsche Nation hat fühlen müssen, seitdem sie in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes erscheint. Vielleicht die Hälfte aller Deutschen, die jene unglücklichen Zeiten sahen, hat ihn mit dem Leben bezahlen müssen. Dreißig Jahre hatte dieser Kampf als eigentlicher Krieg in den Eingeweiden Deutsch-

lands gewüthet und Blut über Blut aus dem deutschen Volkskörper gezogen. Aber der Kampf war, wie die Geschichte berichtet hat, schon mehrere Jahrzehnte vor dem Ausbruche des eigentlichen Krieges vorhanden gewesen, der Kampf zwischen dem evangelischen Protestantismus und dem römischen Katholicismus. Noch am Anfange der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die deutsche Nation einig im Glauben und der Kirche, in so weit die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Deutschen entweder innerlich allein oder äußerlich und innerlich zugleich dem Protestantismus, oder besser und richtiger zu sprechen, dem evangelischen Katholicismus, angehörte. Es war Aussicht oder doch nicht unbegründete Hoffnung da, daß was vom römischen Katholicismus in dem Reiche noch übrig geblieben, in den nächsten Zeiten auch noch verschwinden und die Glaubens- und Kirchen-Einheit der Nation damit völlig begründet werden könne. Da erhebt sich, vom Auslande getrieben und angeregt, vom Auslande gehalten und unterstützt, der römische Katholicismus wieder und erobert durch die Mittel, deren vielfach gedacht worden, und durch die Wege, welche vielfach gezeigt worden sind, mehr als die Hälfte des Reiches und mehr als die Hälfte der Deutschen wieder. Mit schweigender Ehrfurcht schaue der Mensch auf das Walten der Vorsehung, das ihm dunkel erscheinet, weil er ihren Gang und ihre Entwürfe nicht versteht.

Stereotypie und Druck von B. G. Teubner.

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . 1—35

Erstes Buch.

Die vorbereitenden Ereignisse. Die Reformation und der Kampf Europa's für und wider sie bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. 35—221

Zweites Buch.

Die Union und die Liga. Tod Heinrichs IV. von Frankreich und Karls IX. von Schweden. Regierungsantritt Gustav Adolfs. Ausbruch des Krieges in Böhmen. . . . . 222—430

Drittes Buch.

Vom böhmischen Kriege bis zur Ankunft Gustav Adolfs in Deutschland. . . . . 431—612

Bayerische Staatsbibliothek München

Viertes Buch.

Seite

Gustav Adolfs Fahrt nach Deutschland. Schwedens und der deutschen Protestanten Krieg gegen den Kaiser und die Liga bis zur Schlacht bei Lützen und Gustav Adolfs Tod. . . . . . . 613—876

Fünftes Buch.

Das Ende des Krieges. . . . . 877—1029

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flathe, Ludwig,

Gustav Adolph und der Dreiigjährigen Kriegs Mit Abbildungen nach Originalien

Bd.: 4

Dresden 1841

Eur. 292 r-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10405555-2